

Wir sind ein Gespräch

3. Roman im Netz

von

Peter Podehl

1 Der Anlass

zum Schreiben ist Liebe. Nach wie vor. Und immer wieder.

Der Roman beginnt mit einem Schrei. Lavinia stößt ihn aus, Tochter von Ferdinand und Susanne, kleine zwei Monate alt. Es ist nicht eigentlich ein Schmerzensschrei. Was denn? Ein Daseinsschrei: ‚Ich bin da!‘, eine Mahnung, vielleicht ein Sehnsuchtsschrei: ‚Ihr müsst mit mir leben und mich lieben!‘

Alleskicker, dessen Kommentare immer in dieser Schrägschrift erscheinen, fürchtet, dass er zu viel in diesen ordinären Babyschrei reinpackt. Er freut sich riesig über das Erscheinen der kleinen Dame.

Ferdinand und Susanne hingegen würden gerne einmal wieder ruhig durchschlafen. Mit winzig kleinem Unwillen reagieren sie auf die Vergewaltigung, die sich da durch die Umstellung des Weckers auf Babyzeit einnistet. Wirklich: winzig klein und mit sinkender Tendenz. Denn das Geschöpf ist ja ein einziger Quell der Freude. Nein, eben nicht nur der Freude. Auch Quelle von mancherlei Sorgen: Hat sie was? Ist sie krank? Was kann ich tun? Muss ich mit ihr zum Arzt?

Man ist wieder in München-Giesing, in der Sebaldusstraße 6, die auf dem Stadtplan zu suchen für den geneigten Leser sehr aussichtslos wäre, denn es gibt sie nur in diesem Roman (und in den zwei vorangegangenen). Was hat sich Ferdinand im transatlantischen Kuba nach diesem Zuhause gesehnt! Nun wohnt er seit kurzem mit Susanne und der kleinen Lavinia im ehemals elterlichen Schlafzimmer, überhaupt in der ganzen Wohnung, und Susannenmutter wohnt im Zimmer auf dem Treppenhaus, in dem früher Susanne wohnte. Und Susannenvater? Ist tot. Er starb vor etwa zwei Monaten, einen Tag, nachdem Lavinia auf die Welt gekommen war. Susanne hat sie ihm im Krankenhaus Harlaching, wo sie am Vortag entbunden hatte, vorgeführt. Er hat sie also noch schreien gehört und traumverloren angeschaut und kaum merklich gelächelt und mit ersterbender Stimme zu dem

Schrumpelwesen gesagt: „Du meine geliebte Unsterblichkeit...“ Im Sterben von der Unsterblichkeit zu sprechen, das blieb für die Großmutter und Witwe ein anhaltender Trost: „Wie gnädig das Schicksal zu ihm war. Und zu mir auch...“

Das Telefon klingelte. Ferdinand meldete sich: „Honigmann?“ Viel Freude in der Stimme seiner Verlegerin: „Junge, die vierte Auflage geht morgen in Druck, wir bereiten die fünfte vor. Willst du was ändern?“ „Naja,“ sagte Ferdinand, „diese „Zicken da in Kuba von wegen Internet, das geht schon das ganze Jahr, dasselbe übrigens in China, wären vielleicht einen kleinen Absatz wert.“ „Geht aber jetzt erst in der fünften.“ „Besser in der fünften bis zehnten als gar nicht.“ „Größenwahnsinnig bist du gar nicht. Arbeitest du am neuen Buch?“ Ferdinand musste ein wenig zögern: „Ja – vielleicht nicht ganz so intensiv wie ich sollte. Der Jochen -“ „Schiebs nicht auf den Jochen. Für die Art von Texten, wie du sie schreibst, gilt eine Faustregel: Jedes Jahr ein Buch. Du müsstest also im Juni erscheinen.“ „Ich werds probieren.“ „Näherst du dich einem Titel? Oder etwas realistischer gefragt: nähert sich dir ein Titel?“ „Eine ganze Seite nur mit Titeln, aber noch keiner, der mich wirklich überzeugt. Am besten gefällt mir nach wie vor unser: ‚Voll daneben‘.“ „Klingt ja auch sehr gut. Sei fleißig! Grüß Bambina und Donna. Tschüs!“ „Tschüs, Lale!“ „Ach, sag der Susanne, dass ich einen Balg im Bauch habe. Solidarische Grüße“

Merkwürdig ruhig blieben viele Bundesbürger und zuckten nur mit den Schultern, als der pubertäre Bush ein zweites Mal gewählt worden war. „Vielleicht macht gerade die Wiederwahl ihn erwachsener,“ kommentierte Ferdinand.

In der Wohnung herrschte noch einige Unordnung. Und das würde wohl auch noch eine Weile so bleiben. Susanne musste nach mehr als fünfzehn Jahren aus ihrem Zimmer raus, die Mutter aber musste dreißig Jahre bewegen. Was sich da so ansammelt, auch in nur fünfzehn Jahren! Kann man denn die olle Pudelmütze wegschmeißen? Und da sind ja die Ohrringe, die ich so gesucht habe! Zum Glück waren da zwei sehr vernünftige Frauen

am Werk, die auf Ferdinand hörten: Lasst die Möbel am Platz, erstmal ausräumen und drüben wieder einräumen. Susannenmutter meuterte ein bisschen, weil sie liebgewordene Möbelstücke aus den Augen zu verlieren fürchtete. Aber Ferdinands Argumente leuchteten ja durchaus ein: Möbel umherschieben – auch über das Treppenhaus – kann man immer noch, erstmal die Sachen. Mit welcher Wonne trug er Susannes Wäsche ins neue Schlafzimmer und wühlte seine Nase darein: „Riecht aber nach Persil.“ Sie erlaubte ihm das und lachte: „Dass ich so einen sinnlichen Knopp gefunden habe, ist sehr gut für mein Liebesleben. Bleib so, bitte.“

Ferdinand ließ sich aufs Bett fallen: „Ich bin nicht fleißig genug!...“ „Du hast der Lale was von Jochen erzählt –“ „Ja, aber das war ein Vorwand. Geht ja sehr gut mit Jochen, prima Kooperation. Ich war natürlich einigermaßen flüssig, so lange ich die chinesische Schlangenkopfmafia in den Tasten hatte. Aber die ganzen osteuropäischen Mafia-connections, - das ist schrecklich kompliziert. Und die sind ekelhaft effektiv. Und ich soll ja keinen Tatsachenbericht abliefern, sondern viel Anekdotisches. Die Lale nennt es immer feuilletonistisch. Naja... Das macht mir zu schaffen. Die OK ist eine sehr böse, tragische und gefährliche Angelegenheit mit Mord und Totschlag, wenig amüsan. Man kann natürlich sagen: Bei der Mafia hört der Humor nicht auf, und ganz eng neben dem Humor hockt die Mafia.“ „Fips, merkst du dir das bitte, das ist sicher ein Kernsatz, ob du ihn nun hinschreibst oder nicht.“ „Vom nächsten Vorschuss kaufen wir uns ein herrliches Ehebett, nein, ein Himmelbett, nein: doch ein Ehebett. Einverstanden, Frau Finanzminister?“ „Jaaaaa! Am liebsten würde ich mich auf dich schmeißen.“ „An solchen Liebsten-Punkten würde ich nie zurückhaltend sein!“ Sie turtelkugelten über das Bett und juchzten. Ferdinand machte Fips, den Bär, was man eigentlich nur daran merkte, dass er sehr bassig brummte. Und Susanne schrie: „Erbarmen, Bär, Erbarmen!...“ Dann ging die Tür auf. Und Ferdinand rief sofort: „Wann gibts denn was zu essen?“

Nichts ging einfach oder gar von alleine, alles musste erarbeitet oder auch erobert werden. Stimmt nicht so ganz. Auf die wirklich wunderbarste

Weise kam Ferdinand – just landed from Havanna – zu seinem Verleger, genauer: zu seiner Verlegerin. Geneigte Leser des vorangegangenen Romans erinnern sich vielleicht (oder könnten im Download nachlesen): Ferdinand und Susanne landeten in Frankfurt auf dem Rollfeld und sollten mit dem Bus zum Flughafengebäude gefahren werden. Ein einzelner Fotoreporter hatte es geschafft, das Paar schon auf dem Rollfeld zu erwischen. Ferdinand ging die an das Flugzeug rangeschobene Treppe runter und kniete nieder und küsste den Beton. Der Fotograf ließ den Schnappschuss-Motor sausen und rief: „Bitte nochmal!“ Aber Ferdinand war ganz bei sich und sagte: „Menschenskind, ich kniee doch hier nicht für die Presse, sondern aus Dankbarkeit!“ Und stieg in den Bus, saß eng neben Susanne, und beide wurden noch einige Male geblitzt.

Das war aber noch gar nichts gegen das Blitzlichtgewitter, mit dem sie beim Exit empfangen wurden. Kaum verständlich blieben die durcheinander schwirrenden Rufe der vielen Reporter: „Wo kommen Sie her? „Nochmal die Namen!“ „Wie kam es zu dem Abenteuer?“ „Wie ist Kuba-Sex?“ „Haben Sie viel durchgemacht?“ „Sind Sie gefoltert worden?“ „Bitte eine verwertbare Anekdote!“ „Ein Erlebnis, bitte!“ „Sind Sie ihr treu geblieben?“ Ferdinand blieb ganz souverän, er hob beide Hände, um Ruhe bittend, und sagte in die Stille hinein: „Meine Damen und Herren, dies ist meine Liebste, Susanne Fletscher, ich bin Ferdinand Honigmann. Ich werde ein Buch schreiben, und ich werde den Teufel tun und irgendwas davon verraten.“ Und dann sagte er noch, als erlebe er solche Auftritte täglich bis zu fünf Stück: „Danke. Einen schönen Abend noch.“

Ein Lufthansa-Angestellter brachte sie rasch in die VIP-Lounge, obwohl sie Economyclass flogen, wo sie vor weiteren Belästigungen sicher waren und auf den Flieger nach München warteten. „Wie findstn das, Fips?“ fragte Susanne und wählte auf dem Handy. „Habe ich nicht erwartet. Du?“ „Naja, da war schon was bei meinem Abflug... Du warst prima. Du hast mir wahnsinnig gut gefallen.“ Ferdinand verstand nicht ganz: „Sag mal –“ Die Mutter meldete sich. Susanne erklärte: „Ferdinand und Susanne wohlbehal-

ten in Frankfurt. In einer halben Stunde gehts weiter nach München. Wir kommen mit der S-Bahn, Taxi vom Ostbahnhof, und wir werden Hunger auf was Deutsches haben. Ja, tschüs!“ „Ich habe dir wahnsinnig gut gefallen?“ hakte Ferdinand nach. Susanne lachte: „Sowas hört jeder gerne, nicht?, auch mein Fips. Ja, du hast sie Ernst genommen und warst turmhoch überlegen und sehr freundlich und knapp. Ich habe mich frisch in dich verliebt.“ Er küsste sie: „Mach weiter so.“ „Nur – dass du ihnen um ein Uhr mittags schon einen schönen Abend gewünscht hast...“ Sie mussten beide lachen. Der Flieger nach München ging bald. Die Pressemeute hatte sich auf andere Opfer gestürzt oder sorgte für die rasche Übermittlung der Fotos (die ja keine Lichtbilder mehr sind, sondern Pixelkonglomerate, die man elektronisch in alle Welt verschicken kann, und das, ehe einer „Ha“ oder „Prost!“ oder „Äh“ gesagt hat).

Auf Deutschlands dickster Titelseite erschien denn auch am Samstag, den 20. Dezember 2003 Ferdinand knieend auf dem Beton des Frankfurter Flughafens. Es war ein schönes, sehr anrührendes Bild mit knappem Kommentar, in dem stand auch Ferdinands Weigerung, sich für die Pressefotografen noch einmal hinzuknieen. Susanne war weißumrandet einmontiert mit dem Foto, das eine Woche vorher auf der gleichen Titelseite prangte. ‚Bild berichtete.‘ *Alleskicker auch, im II. Roman, Folge 25*. Im Kommentar wurde die Liebesgeschichte erwähnt, und dass Ferdinand ein Buch zu schreiben gedachte, von dessen Inhalt er nichts verraten wollte.

Drei Verleger riefen am Vormittag an – trotz heiligem Samstag - und wollten das Buch verlegen. Beim ersten Mal glaubte Ferdinand zu träumen: „Entschuldigen Sie mal – wie kommen Sie denn – das gibts doch nicht... Gestern um die Zeit war ich noch im Flieger! Woher wissen Sie denn...?“ „Heute noch nicht ‚Bild‘ gelesen, was?“ sagte die erste Anruferin, Lale Frederiks von einem renommierten Berliner Verlag. „Hören Sie zu: Ich will das Buch nicht um jeden Preis verlegen, aber ich will die Erste sein. Bin ich die Erste?“ „Ja.“ „Schön. Ich schicke Ihnen einen Optionsvertrag: 4.000 Euro-Scheck liegt bei. Das bedeutet, dass Sie zunächst mal mit keinem anderen

Verlag verhandeln dürfen. Ist das klar?“ „Einigermaßen klar, ja...“ *Übrigens: Heute schon Süddeutsche gelesen?: ‚Mehr als drei Millionen Haushalte überschuldet.‘* Lale Frederiks sagte noch: „Ich habe also eine Option auf das entstehende Buch. Wir sehen weiter, wenn es fertig ist. Wann sehe ich Sie in Berlin?“ wollte die Dame noch wissen. Ferdinand erklärte: „Wir kommen sowieso zu Sylvester nach Berlin. Meine Eltern leben dort. Ich habe eine Wohnung in Berlin.“ „Dann bringen Sie den Vertrag unterschrieben mit. Ich freue mich auf das Kennenlernen. Telefon und die Adresse im Vertrag, den ich Ihnen zuschicke, - natürlich, was rede ich?... Das Bild auf der Titelseite von ‚Bild‘ ist zum Verlieben schön... Tschüs!“ Susanne hatte per Lautsprecher mitgehört, - sie zog schon im Geiste die Boxhandschuhe an, von wegen ‚zum Verlieben schön‘.

Ferdinand schüttelte ein paar Mal sehr kurz den Kopf, bevor er sich äußern konnte: „Bist du sicher, dass wir das nicht träumen?“ Susanne hatte ihre berüchtigte Spitzigkeit in der Stimme: „Nein, du bist zum Verlieben schön. Diese Dame macht einen sehr resoluten Eindruck. Geschäftsfrau, die weiß, was sie will. Nur ganz kurz ist sie eingeknickt, als ihr vor lauter Verliebtheit die Verlagsadresse nicht mehr einfiel. Fips, wir ziehen Panzer an, sonst wird unsere Liebe totgebissen!“ „Ja, wir müssen auf der Hut sein.“ „Danke, dass du das sagst. Halten wir uns dran.“ Aber er mahnte doch: „Und bitte lass uns froh und glücklich sein – es war ja doch auch ein ganz wunderbarer Anruf! Mensch!, 4.000 Euro!“ Susanne sagte ehrlich: „Jawohl: wunderbar!“ „Ich hol die Zeitung.“ „Wir holen die Zeitung.“ Als sie weg waren, riefen noch zwei andere Verlage ins leere Zimmer.

Der Flug von Frankfurt nach München am Vortag nachmittags lief problemlos. Sie waren auf ein weiteres Blitzlichtgewitter gefasst, aber in München war gar nichts los. „Verstehst du das?“ fragte Ferdinand. Sie lachte spöttisch: „Bist du enttäuscht?“ „Susannenschatz,“ sagte Ferdinand, „ein zweites Mal komme ich in München an. Und wie beim ersten Mal wieder ohne Gepäck. Aber immerhin trage ich deine Tasche. Wie soll alles weitergehen?“ Sie hängte sich bei ihm ein: „Eng.“ „Ich liebe deine knappen Antwor-

ten. Wenn auch vielleicht ein paar Probleme auftauchen könnten, die wir mit eng allein nicht lösen werden.“ „Aber wir müssen von eng ausgehen.“ „Einverstanden. Eigentlich ist es schön, dass hier keine Fotografen wimmeln. Wie kommen wir nach Hause?“ „Mit der S-Bahn zum Ostbahnhof.“ „Vor hundertfünfzig Jahren habe ich mal den Ostbahnhof erkundet, ob man da duschen kann.“ „Und? Kann man?“ „Nein.“ „Vom Ostbahnhof nehmen wir ein Taxi zur Dusche.“ „Musst du zahlen. Ich habe nur Dollari. Oder soll ich hier noch umtauschen?“ „Wollen wir nicht so schnell als möglich nach Hause?“ „Ja...“

Zu Hause – das war für Ferdinand nicht Berlin, weder bei den Eltern noch in seiner vereinsamten Wohnung oder gar bei Susanne I, Ferdinands Verfllossene, die ja glücklicherweise den Heinz geheiratet hat – nein, zu Hause, das war die Sebaldusstraße im Münchner Stadtteil Obergiesing. Der Susannenvater hatte Mühe, seine Erschütterung zu verbergen, die Mutter wollte sie gar nicht verbergen und umarmte ihn, heftig aufheulend. „Geht rüber,“ sagte sie dann, „legt ab, wascht euch die Hände und kommt zum Essen.“

Ferdinand und Susanne gingen ins Treppenhaus, standen vor Susannes separatem Zimmer. Susanne schloss auf, sie gingen rein. Die Kammer der Liebe. Ferdinand stand da, ohne sich zu rühren, mit tief gesenktem Kopf und geschlossenen Augen. Susanne fiel am Bett auf die Knie, grub das Gesicht ins Bettzeug und faltete die Hände über dem Hinterkopf und stammelte: „Danke, Danke, Danke, Danke, Danke, Danke, Danke, Danke, Danke, Danke.“ Und fügte übergangslos an: „Ich habe Hunger.“

2 Wem gehört der Briefkasten?

Ferdinand schreibt: ‚Wer Grenzen öffnet, wer auf Kontrollen verzichtet, weiß, dass er die Grenzen auch allen Gaunern und Gangstern öffnet, den schlimmen, den ganz schlimmen und den eher harmlosen Taschendieben. Von Terroristen ganz zu schweigen. Und den drogenabhängigen Rumänen, die ihren täglichen Stoff brauchen und auf dem Hauptbahnhof unbeaufsichtigtes Gepäck mitgehen lassen. Die Methode ist so simpel wie effektiv: Einer quatscht die Leute, die vor dem gelben Abfahrtsplan stehen und die Gleisnummer suchen, mit absichtlich leisen rumänischen Sprachbrocken an und lockt ihre Aufmerksamkeit vom Gepäck weg, so dass sie nicht mehr darauf achten, ja, sie werden regelrecht ärgerlich, weil sie nichts verstehen und dauernd mit großer Konzentration nachfragen müssen, ein Anderer rollt den Koffer in beachtlichem Tempo - aber nicht zu schnell! - erstmal außer Sichtweite, dann in den Keller und in die S-Bahn. Der Anquatscher verschwindet mit einem „Mumtumesc - Danku...“ in der Menge, und der Bestohlene sucht weiter nach dem Gleis. So wechseln Werte den Besitzer, - manchmal Dinge des täglichen Bedarfs, die bei Hehlern nichts bringen, manchmal Schmuck von beachtlichem Wert, manchmal Unersetzliches, das dem Bestohlenen alles bedeutet, dem Dieb nichts. Amtliche Nachforschungen verlaufen fast immer im Sande. Es gibt eine polizeiliche Bestätigung für eventuelle Versicherungsfälle. Vielleicht sollte man noch anfügen: Diese rumänischen Gauner gehören nicht zur eigentlichen Organisierten Kriminalität. Es herrscht bei ihnen eher härtester, erbitterter Konkurrenzkampf. Sie weiden die Koffer alleine aus, sie kennen gute und sehr gute Hehler, aber untereinander sind sie spinnefeind.‘

Alleskiekern haben sie vor einem Jahr in Rom auf diese Weise den Computer gestohlen, den er schon ins Auto gestellt hatte, die Tür offen lassend, während sein Gepäck vom Schwiegersonn im Kofferraum verstaut wurde. Der wurde ‚rumänisch‘ angequatscht - die rumänischen Drogenabhängi-

gen bevorzugen Italien, weil sie da entschieden geringere Sprachschwierigkeiten haben als im übrigen Europa -, Alleskieker kam neugierig dazu, und schon war sein Computer weg, weil man im Hinterkopf keine Augen hat. Dieses Reingefallensein auf die simpelste und zugleich perfideste Masche hinterlässt einen sehr schalen Geschmack in der Seele. Alleskieker hatte zum Glück nichts Unersetzliches auf der Festplatte.

Ferdinand saß im Wohnzimmer am Schreibtisch der Susannenmutter, einem schönen alten Mahagoni-Sekretär. Die Mutter gab sich zufrieden mit dem alten Schreibtisch drüben, an dem die Tochter noch ihre Schularbeiten gemacht hatte. Es fand sich in ihrem neuen Zimmer keine Wand, wo man den Sekretär hätte hinstellen können, wenn man auf Tageslicht von links Wert legte. Und auf so etwas legte sie Wert. Sie war nicht unglücklich. Vorgestern war sie Großmutter geworden, gestern Witwe. Da schoss das helle Rosa in ihre Seele und einen Tag später das tiefe Schwarz. Nein, es fiel ihr nicht immer ganz leicht, damit zu leben. Aber es gab doch diese wunderbaren Momente, wenn die Tochter kam und fragte: „Warum heult denn meine Lavinia so zum Herzerweichen? Muss ich zum Arzt mit ihr?“ Und die Mutter kam sofort mit rüber, und sie stellten fest, dass Lavinia am Einschlafen war, die süße Brut, die zuweilen so laute Brut.

Sie gingen spazieren an diesem Nachmittag. Gestern rieselte erster Schnee, blieb aber nicht liegen. Heute lag der Nachtschnee auf vielen kältegeschützten Flächen. November, deutscher Schicksalsmonat, - was ist da nicht alles passiert! 1918 meutern die Matrosen in Kiel, kleine Revolution, 1923 wills Hitler an der Feldherrenhalle in München wissen, keine Revolution, nur Tote. 1938 werden im November Synagogen ‚spontan‘ angezündet und Juden erschlagen. Am heutigen 9. November vor 15 Jahren löst sich die DDR in Luft auf, weil ein Herr Schabowski auf einer Pressekonferenz etwas wirres Zeug quatscht und die Presse schnelle und helle ragiert... Und am 9. November 2004 schließlich der Spaziergang von Ferdinand, Susanne, Susannenmutter, alles zum Wohle von Lavinia im Kinderwagen, die an die frische Luft muss. Drei Erwachsene haben Mühe, sich zu einigen, wer den

Kinderwagen schieben darf. Gleich hinter der Sebaldusstraße an der großen Abbruchstelle vorbei, die so viel Staub aufwirbelte, dass die Mutter derzeit nur ungern die Fenster zum Lüften aufmachte. Ja, die Bauarbeiter spritzten viel Wasser drauf und banden den Dreck etwas ein, aber es blieb staubig genug. Da sollte ein neuer Wohnblock entstehen. Heute waren es erstmal nur Trümmer. Man schaute in Wohnungen wie seinerzeit im Krieg: Fassade weg, Intimitäten des Wohnens bloßgestellt, da haben sie gekocht, geschrien, geliebt, geweint, gebadet, Post geöffnet. Da hängt an einem Mauerrest etwas abseits noch ein blecherner Briefkasten. Und Ferdinand entdeckt darin einen großen Umschlag. Er zieht ihn raus und hält ein Stück Schicksal in der Hand: die Urzelle einer Männerfreundschaft.

The second-truth-papers‘ steht mit ziemlich dickem blauem Filzstift drauf. Der Umschlag ist unverschlossen, Ferdinand greift rein und findet ein Manuskript. „Darfst du das?“ fragt die ansonst ebenso neugierige Susanne. Ferdinand antwortet: „Das frage ich die Frau Justizoberinspektorin.“ „Sehr vertrackte Fragen: Wem gehören Trümmer? Gilt hier etwa noch das Postgeheimnis? Aber das ist keine Post. Du darfst.“

Fünf Seiten Text mit dem Anfangssatz: ‚Ending has begun.‘

Alleskier erlaubt sich Übersetzungsversuche von zwei knappen Texten, die sich als durchaus schwer übersetzbar erweisen: Niemals gibt ‚Die Papiere der zweiten Wahrheit‘ oder gar ‚Die Zweiten-Wahrheit(s)-Papiere‘ den Reiz von ‚The second-truth-papers‘ wieder. Und ‚Ending has begun‘ lässt sich korrekt mit ‚Das Ende hat begonnen‘ übersetzen, aber die so angenehme Möglichkeit der englischen Sprache mit dem Partizip Präsens, auch Gerundium genannt, zu operieren, ist verloren; noch schlimmer wäre: ‚Endend hat begonnen‘, nein, unmöglich. Es tut mir Leid: Geneigte Leser, die ein wenig Englisch können, sind hier privilegiert. Aber auch für die, bei denen es mit dem Englischen eher hapert, - wir bleiben gute Freunde!

Der weitere Spaziergang wurde zunehmend schwieriger, weil Ferdinand von dem Papier immer mehr gefesselt wurde, und etwas größere Su-

sanne schaute ihm über die Schulter. Kinderwagen schob Großmutter, tat sie gern. Es dauerte nicht lange, da wussten die Lesenden: Hier hält ein Mann Gerichtstag über sich selbst:

„Ending has begun. Es fällt mir sehr schwer, über mich selbst Rechenschaft abzulegen: über die Situation, in der ich mich befinde. Ehebruch – ja, ohne Wenn und Aber. Und mit überaus schlechtem Gewissen, das mich fast impotent gemacht hat. Ich will und muss ein Ende machen. Ich habe eine Ehefrau in München. The second truth ist die Sünde meines Ehebruches – ruhig mal so krass stehen lassen. Die Wahrheit ist, dass ich die kubanische Zoé liebe. Kaum ist mir das zur Gewissheit geworden, da schickt die Geliebte sich an, mich zu verlassen. Erst kam sie immer seltener, da fiel mir die Sequenz ‚Ending has begun‘ ein, jetzt dauert es schon fast zwei Monate. Damit wirft sie mich zurück in den status quo ante, ich hätte sie aber so gerne von mir aus verlassen. Man, nein: Mann will nicht von Einer verlassen werden, von der er meint, sie müsste stolz darauf, glücklich darüber sein, dass man sie auserwählt hat, auch wenn alle Chancen auf Aufstieg in irgendeine Legalität völlig aussichtslos sind. Es wäre so einfach, wenn sie mich verführt hätte, aber ich war der Initiator. Ja, sie gebärdete sich am Anfang eine Weile sehr spröde, war aber dann doch bald, wie alle kubanischen Mädchen, scharf darauf zu erfahren, ob dieser Gringo zu heiraten sei.“

Ferdinand stolperte empfindlich, Susanne stürzte über ihn. Die Mutter fand: „Lesen im Gehen... Ihr gebt eurer Tochter ein schlechtes Beispiel.“ Ferdinand fragte: „Susanne, wer schreibt uns da?“ „Du meinst, wir sind gemeint?“ „Weiß ich nicht, aber Kuba, - kubanische Mädchen – das ist schon sehr seltsam... Können wir bitte umdrehen und nach Hause zurück?“ Aber die Mutter war gar nicht einverstanden: „Das ist nicht genug frische Luft für Lavinia, die süße, für mich auch nicht.“ Ferdinand opponierte: „Misst du das nach Litern? Hundertzwanzig Kubikmeter Frischluft für Lavinia?“ „Lass deine faulen Witze!“ moserte die Mutter. Susanne lenkte ein: „Mama, was wir da in dem toten Briefkasten gefunden haben, scheint sehr merkwürdig zu sein, hat was mit Kuba zu tun und vielleicht mit uns. Wir möchten es sofort

genau studieren. Willst du alleine weitergehen?“ Aber das wollte sie nicht: „Nein, das ist mir zu... Ich komme mit nach Hause. Lavinia wird nicht ersticken.“

Ferdinand und Susanne lasen, am Tisch sitzend: „Die Arbeit in der Botschaft beginnt um 9 Uhr und endet um 17 Uhr. Ich kann dann nicht bis Mitternacht Däumchen drehen... Seit der Antike onanieren sie, die einsamen Herren, oder suchen sich Gespielinnen, damals Hetären genannt. In Hotelzimmern können sich schreckliche Höllen auftun! Ich habe ein ganz angenehmes Domizil. Das ist in Havanna nicht allzu schwer zu bekommen. Sogar Touristen können, auch auf kürzere Zeit, eine kleine oder auch größere Wohnung mieten. Nein, Komfort ist dabei nicht immer selbstverständlich, aber die große Unabhängigkeit ist vielen sehr angenehm. Und zuweilen fällt solchen Junggesellen wie mir – O!, bin ich doch gar nicht! – das Sterile solcher Behausung furchtbar auf den Wecker.“

Fürs Konsularische zuständig in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Havanna auf Kuba...‘

Ferdinand und Susanne hörten gleichzeitig auf zu lesen und schauten einander an. Zufall? Oder? Das war der Mann, mit dem sie vor einem knappen Jahr in Havanna verhandelt hatten, der Ferdinand den Weg zurück nach Deutschland geebnet hatte. *Alleskieber berichtete im II. Roman*. Und nun hinterließ er Spuren in einem toten Briefkasten nahe einer Abbruchstelle hinter der Sebaldusstraße in Obergiesing. Zufall? Oder wurden sie beschattet? Wenns dafür einen harmloseren Ausdruck gäbe: Doch nicht gleich ‚beschattet‘. Nein, es kann durchaus reiner Zufall sein. Ferdinand plante: „Wir gehen morgen wieder da vorbei. Steckt ein weiterer Umschlag drin, lassen wir ihn drin, vielleicht ein paar Tage, es kann sich auch um einen ganz anderen Adressaten handeln.“ Susanne ergänzte: „Nochwas: Unsere Begegnung ist ein Jahr her, da kann längst ein ganz anderer Konsularbeamter arbeiten, der hier Geschichten für Was-weiß-ich-Wen erzählt und in einen toten Briefkasten stopft.“ „Stimmt auch, obwohl - seltsam ist es schon....“ „Wir machen es so, wie du gesagt hast.“

Dann gab Lavinia ihr kleines Schrei-Abendkonzert. Und dann klopfte ein Nachbar vernehmlich an die Wand. Prompt klopfte Susanne im gleichen Rhythmus zurück: „Die Ottermanns haben nicht alle Tassen im Schrank oder? Dieses Göttermädchen ist doch nun wahrhaftig kein Schreihals.“ Ferdinand räsionierte: „Die Leute vergessen zu schnell, dass sie alle mal klein waren und geschrien haben über das Elend der Welt.“ „Lavinia schreit nicht über das Elend der Welt, sie hat ein verschissenes Pölein und will, dass ich sie wickle.“ „Wir wickeln sie.“

Das taten sie. Ferdinand hatte da schon eine kleine Routine und behauptete immer wieder: „Das werde ich mir doch nicht nehmen lassen! Wenn ich 80 bin, kann ich das nicht mehr.“ Ein bisschen wund? Ja, aber doch sehr harmlos, diese kleine Rötung. Ferdinand nahm das gewickelte Etwas auf den Arm und sagte: „Was mich immer wieder fasziniert: dass sie so wunderbar warm ist. Sie hat deine ganze Wärme im Leib.“ „Ein bisschen Wärme von dir ist da schon auch dabei.“ „Jetzt können wir wieder rumdödeln über den grandiosen Beitrag, den wir Herren der Schöpfung zur Schwangerschaft leisten.“ Susanne umarmte ihn mit dem Kind auf dem Arm: „Lass gut sein, Fips, da gibts keinen Lastenausgleich. Was sich der liebe Gott dabei gedacht hat, weiß ich nicht. Wir müssen es akzeptieren. Mir, als der schwerer Betroffenen fällt das nicht schwer.“ „Die ‚schwerer Betroffene‘ steht im juristischen Lehrbuch oder?“

Beim Abendessen ging es um die Organisation des neugegliederten Haushalts: Da war ein Alter abgegangen, da war was Neues dazugekommen. Man war innerhalb der Wohnung umgezogen. Die Jungen wollten Susannenmutter entlasten. Die aber widersprach: „Ist es denn wirklich so schwer zu verstehen, dass es eine Gnade für mich ist, diesen Haushalt führen zu dürfen? Das unermessliche Geschenk, nicht allein sein zu müssen wie Millionen Witwen. Wenn wir einander auf den Wecker fallen, reden wir neu. Die Sorge um unseren Paps ist mir genommen, Susanne hat einen Wonnebraten von größter Hilflosigkeit zu erziehen. Sie soll auch ihre Jus-Hausaufgaben machen. Ferdinand schreibt ein zweites Buch. Wenn ich nicht mehr kann

und will, reden wir neu. Ihr solltet für die Getränkekästen sorgen. Und vielleicht gehen wir ab und zu mal zusammen groß einkaufen. Wenn ihr nicht mehr könnt oder - wollt, müssten wir wohl auch neu reden.“ Susanne stand auf und umarmte die Mutter. Die sagte mit etwas Tochter-Textil vor dem Mund: "Wir leben hier weiter ganz normal, mit so viel Liebe wie nur irgend möglich."

„Ich habe Angst,“ sagte Ferdinand dann unvermittelt. „Was?“ fragte Susanne: „Wovor?“ „Vor dem Fortgang der Geschichte, die wir da heute aus dem Briefkasten gezogen haben.“ „Ganz persönliche Angst um dich oder uns, oder Angst vor dem, was er da erzählt?“ „Nein, Angst vor der Geschichte als solcher.“ „Du meinst die Sache mit der Frau in der Bibliothek, die sagte, sie sei seine Schwester?“ „Genau die...“ „Das war im Sommer. Wollen wir nicht erstmal abwarten, ob sich da irgendwas fortsetzt?“ „Ja, hast Recht.“

3 Ringe als Gefängnis

Geneigte Leser sollen wissen, dass Ferdinand und Susanne verheiratet sind, seit dem Winter letzten Jahres. Sie hatten, wie man das so tut, darüber gesprochen, waren sich eigentlich einig, aber noch nicht so ganz. Nicht die geringsten Einwände der Eltern von Susanne. Auch Ferdinands Eltern hatten nichts dagegen, wie ein langes Telefonat ergab. Susanne sagte: „Mein lieber Fips-Mann, ich möchte, dass wir dann bald heiraten.“ Ferdinand wehrte ab: „Ich bin ein arbeitsloser Banker und Habenichts.“ „Ich will nicht das heiraten, was du nicht hast, sondern das, was du bist.“ „Kannst du kriegen.“

Da nahm an einem kalten Februarabend, als viel viel Schnee die Stadt verschönerte, die jungschwangere (zweiter Monat) Susanne ihren Ferdinand am Arm, und sie fuhren zum Rot-Kreuz-Platz. Ferdinand meuterte ein bisschen: „Kannst du mir mal sagen, was ich hier soll? So weit weg von Giesing?“ Sie aber führte ihn vor das Schaufenster des Juwelierladens, in dem sie vor einiger Zeit ihren billigen einzelnen Trauring gekauft hatte, den sie immer aufsetzte, wenn Männer sie begehrllich anguckten. Als sie in Havanna auftauchte und Ferdinand heimholte, trug sie ihn auch und irritierte ihren Liebsten etwas. Dabei hatte der Ring ihr nur gedient, weil da ein paar männliche deutsche Mitflieger waren, deren sexuell eingefärbtes Lachen ihr so widerlich in die Ohren bellte. Ferdinand verstand das sehr gut.

Sie ging in den Laden, Ferdinand folgte. Der Juwelier erkannte sie sofort wieder: „Oh, Guten Abend! Darfs ein zweiter Ring dazu sein, meine Damen“ „Nein, neue, zwei, viel schönere.“ Der Juwelier fragte: „Ich möchte glauben, dass sie nicht um die Ecke wohnen.“ „Wir kommen aus Giesing.“ Da schwadronierte er los: „Es ist mir eine hohe Ehre, dass sie wieder in mein fernes Neuhausen kommen, nun, da es wohl Ernst wird.“ „Hoffentlich nicht,“ sagte Ferdinand. Der Juwelier schaute fragend. Ferdinand erläuterte: „Wir gedenken, eine heitere Ehe zu schließen.“ „Ach so,“ sagte der Juwelier, „sehr

schön.“ „Aber wenn der Ernst kommt, werden wir nicht kneifen,“ ergänzte Susanne. „Auch schön,“ sagte der Juwelier und präsentierte sehr viele Ringpaare.

Sie suchten und probierten ausgiebig. Soll ja ein Leben lang halten. Die schönsten waren die teuersten. Nein, protzig waren sie überhaupt nicht. Die kauften sie und besiegelten den Kauf mit einem zärtlichen, flüchtig wirkenden Kuss. Ferdinand zahlte mit seiner verhältnismäßig neuen Scheckkarte von dem Konto, das er von seinem Optionshonorar aus Berlin bei der Dresdner Bank am Giesinger Stachus (eigentlich Tegernseer Platz) eröffnet hatte. Warum da? Die Filiale war sehr nah an der virtuellen Sebaldusstraße. Trauringe altmodisch, gar spießig? Die Frage stellten sich die beiden nicht. Ring ist Geschlossenheit, Bekenntnis, Gefängnis, Liebe... Sie traten auf den Rot-Kreuz-Platz.

„Weißt du, was ich an dir liebe?“ fragte Susanne. „Nein – ja...“ „Dass du immer so wunderbar mitmachst. Du hattest ja keine Ahnung, wohin ich dich verschleppe. Und über unsere Heirat war ja auch noch nicht das allerletzte Wort gesprochen. Und im Laden warst du dann gleich ganz mein Bräutigam.“ „Jetzt ist das letzte Wort gesprochen und wir haben zwei Trauringe in der Tasche, aber noch nicht genügend geküsst.“ Das holten sie nach in einem etwas abgedunkelten Winkel eines Vorgartens. Sie hatten eine kleine Scheu, das auf offener Straße zu tun. Altmodisch? Vielleicht. Oder ganz neumodisch?

Zu Hause stellten sie das Etui mit den beiden Ringen auf den Abendbrottisch. „Schön,“ sagte die Mutter und schaute die Kinder an, „nicht bloß die Ringe.“ „Ein Grund mehr, ruhig zu sterben,“ sagte der Vater und erntete Widerspruch. „Ich will euch mal was sagen,“ erläuterte er etwas brummig, „ich gehe dem Tod ziemlich gelassen entgegen. Es gibt zu viele, die das vor mir schon exerziert haben. Wie das mit dem Sterben selbst ist, darüber rede ich jetzt mal nicht. Das Einzige, was mich stört, aber das ist nicht zu ändern, dass ich Hinterbliebene zurücklasse, die meinen Verlust vielleicht beweinen. Schön wäre eine kirchliche Trauung, aber eigentlich nur, weil ich so

gerne meine große Tochter aus meiner Hand in deine Hand geben möchte, mein guter Ferdinand...“ Ferdinand konnte sich nicht enthalten zu berlinern „Mensch, is det allet zum Heulen schön!...“ Und seine Augen wurden wirklich ein wenig feucht. „Wir haben dich sehr sehr vermisst, mein lieber Ferdinand,“ sagte die Mutter, „ich sage zweimal ‚sehr‘, weil dreimal ‚sehr‘, das ist nur Susanne zu sagen erlaubt.“

Der Motor, der zur kirchlichen Trauung führte, war Susannenmutter „Es kann wohl nicht sein, dass ein Segen schadet.“ Sie half sehr bei den Vorbereitungen, sie war auch die Einzige, die einen Geistlichen kannte.

Es war am Heiligabend im vergangenen Jahr 2003, also noch Wochen vor solchen konkreten Hochzeitsplänen, als Ferdinand – just landed, vier Tage später - die Frage aufwarf „Wer ist das eigentlich, dessen Geburtstag wir heute feiern?“ Susannes Mutter fühlte sich gefragt: „Einer, von dem wir wahrscheinlich gesagt hätten: Nett, aber ein bisschen verrückt, - ja, aber nett. Ob wir ihn unbedingt zum Freund hätten haben wollen... Dass er eine einzige Freude ist, das merkt man ja nicht gleich.“ Zweifelnd fügte sie an: „Oder ein einziges Ärgernis Er wurde in große Armut hinein geboren, die Eltern zum Zeitpunkt seiner Geburt auf Wanderschaft wegen der Volkszählung, nicht viel später flüchteten sie vor dem kindermordenden König Herodes, was übrigens historisch nicht stimmen soll. Dieser Stall war ja gar kein Gebäude, sondern vermutlich eine Felshöhle, ein von überhängendem Fels überdachter Platz, wo die Bauern nachts ihr Vieh hinbrachten, wo Futterkrippen standen und Ochs und Esel gemolken wurden, nein natürlich wurden nur die Kühe gemolken und versorgten unseren Gottessohn mit Milch und pissten und schissen. Und sein Tod war das Allerletzte an Armut, was sich überhaupt vorstellen lässt. Der Chef war arm und blieb arm, er entsprach so überhaupt nicht den Vorstellungen, die die Menschen von einem Chef und König und Herrscher hatten. Er ist nicht logisch, er ist irrational.“ Liliane fragte dazwischen „Ist er das?“ Die Mutter sagte, nicht unfreundlich: „Wenn ihr gegenfragt, dann weiß ich nicht mehr weiter.“ Aber sie fand den

Faden wieder: „Es ist nicht rational zu ergründen, wieso ein Schwacher uns die Lasten abnimmt, die wir ach so Starken allein nicht zu schleppen vermögen.“

Susanne wollte behutsam wissen: „Liesse sich das erklären?“ Und die Mutter antwortete etwas zögerlich: „Ich glaube, ein wenig, ja. Er war ohne Schuld, wie kein Mensch sonst. Das zeichnet ihn aus vor allen Menschen. Und er war Gottes Sohn. Damit war er ganz allein. Seine Jünger pennten im Garten Gethsemane, einer verleugnete ihn, einer gar verriet ihn...“ Der Vater schaltete sich ein „Und genau das machte ihn zum größten Ärgernis. Ihr wisst, dass sein ‚Ja‘ auf Pilatus‘ Frage, ob er denn Gottes Sohn sei, zu seiner Kreuzigung führte.“ Ferdinand fragte: „Aber zum Beispiel Der Tod eines kleinen Kindes? Ist das nicht genauso unschuldig?“ Die Mutter widersprach rasch: „Es mag ein Kind Gottes sein, aber nicht der leibliche Sohn. Solch ein Tod ist doch keine Strafe. Das Wort Todesstrafe ist ein schreckliches Unwort. Der Tod eines kleinen Kindes, - das ist Sprache, deren Sinn sich nur sehr mühsam erschließt, für Außenstehende vielleicht niemals. Alle Vergleiche hinken, alle Vergleichsmöglichkeiten erschöpfen sich. Wir mögen uns Kinder Gottes nennen, ganz zu Recht. Sein eingeborener Sohn war und bleibt nur Einer, Einer groß geschrieben.“ Der Vater fügte an: „Und bei aller Liebe, die ich zu den Frauen hege, - das konnte nur sein Sohn sein, niemals seine Tochter.“ Und die Mutter sagte noch: „Christi Biografie liesse sich bis an den Kreuzestod ran ohne den geringsten Bezug zu seiner Gotteskindschaft erzählen, es wäre die Geschichte eines klugen, ja weisen Predigers, der viel Gutes getan hat.“

Liliane wollte wissen: „Warum musste er am Kreuz sterben? Das regt mich am meisten auf.“ Die Mutter schaltete ein: „Ihr bringt mich in Verlegenheit. Wer bin ich, dass ich eure Fragen beantworten könnte?“ „Immer besser als einer, der es professionell macht,“ sagte Susanne. „Weiß ich nicht,“ sagte die Mutter, „ich komme mir so unbeholfen vor...“ „Aber das ist es doch,“ sagte der Vater, „dass du uns hier kein abgezirkeltes Latein auf-tischst. Red weiter.“ „Wenn ich könnte... Ferdinand, du zwingst mich mit

deiner Frage, Dinge zu Ende zu denken, die ich noch nie zu Ende gedacht habe. Am liebsten würde ich kneifen, aber das darf ich ja wohl nicht. Es kann keine größere Entfernung geben als die zwischen dem Vater im Himmel und dem Sohn am Kreuz auf Erden, der diese Distanz gar nicht überbrücken kann, wenn er ruft und fragt und schreit: ‚Warum hast du mich verlassen?‘ Und kriegt keine Antwort. Das ist die letztgültige, ultimativ größte Entfernung, Spanne, Spannung, unerträgliche Spannung, Schlucht, Kluft. Da passt alles rein, mit dem wir sonst auf der Erde nicht fertig werden, das ist eine weltenriesige Wiege - oder auch Sarg: alle Kriege, alle Morde, alles Sterben, alle Krankheiten und alle Angst, aber auch alles Lächeln und Glanz und Gloria und alle Liebe, mit der wir ja auch so oft nicht fertig werden. Und alle Dimensionen des Kosmos. Vielleicht schwebt mal ein Engel über die Grenze, aber, so ist zu hören, er kehre gleich wieder erschrocken um. Und diese Schlucht oder diese riesige Entfernung ist kein schwarzes Loch. Es ist Licht, Licht, Licht...! Es ist die unermessliche Liebe zwischen Vater und Sohn, in die wir gebettet sind, aus der wir nicht entkommen, und bei einiger Einsicht auch nicht entkommen wollen. Christus entgrenzt uns in unsere Freiheit. Tut auch weh. Fallen wir immer mal wieder auf die Knie und beten wir zu Gott und danken wir dem Jesus.“

Es dauerte, bis der so sprachkundige Vater die Stille aufhob und sagte „Im Wort beten steckt bitten. Ich danke erstmal dir.“ Und er schaute in die Runde und fragte: „Versteht ihr jetzt, warum ich sie geheiratet habe?“ Er schaute seine Frau an: „Es hat dich angestrengt.“ Sie sagte: „Ja, sehr... Solche Ausflüge ins Innerste mache ich nicht mit links. Und alles, was ich erzählt habe – kann sein, dass das überhaupt nicht stimmt.“ Der zarte Kim sagte nur: „Stimmt alles.“ Ferdinand hatte wohl auch genau verstanden und sagte: „Da ist auch ein Jahr Kuba drin.“ „Ja,“ sagte die Mutter, „und der ganze Wildwuchs eurer Liebe, wenn ich etwas genauer hinschaue, - einer Liebe nach Trennung und Trennungsschmerz, die mich sehr glücklich macht.“ Da schlingt Susanne ihre langen Arme um Ferdinand. Und Liliane meinte „Und eine Stadt wie Graz und ein Bad wie Ischl kullern auch in dem

Lichtloch.“ Jetzt umarmte Kim seine Liliane. Er tanzte im Ballett des Grazer Theaters, und traf sich immer wieder mit seiner Liliane, die an der Münchner Staatsoper tanzte, in einer kleinen Pension in Bad Ischl.

Das Bild in ‚Bild‘ regte nicht nur Verleger an, Ferdinand und Susanne anzurufen. Eine sagte ihm: „Andre Leute verteilen Tausende von Visitenkarten, und mein Herr Honigmann setzt sich in den Lehnstuhl, dreht die Däumchen und lässt Millionen Leser-Leute wissen, dass er wieder unter uns Lebenden weilt. Sehr sehr herzlich willkommen, lieber Ferdinand!“ Ferdinand rätselte ein bisschen: „Marion, bist du das?“ „Genau erraten. Was ist, wenn wir morgen Vormittag mal vorbeikommen? Ganz kurz, bloß umarmen und sehen, ob du unversehrt bist?“ Ferdinand schaute zu Susanne, die rief: „Ja, kommt, wir freuen uns!“ Ferdinand legte auf und fragte „Ist sie noch mit Mark zusammen?“ „Die sind verheiratet.“ „Ach nee, hat sies also geschafft.“ „Wenn ich das einigermaßen richtig beurteile, hat Mark es geschafft, - ging alle Initiative von ihm aus. Marion hat sehr gezögert. Ich war Trauzeugin, in Mandela in Italien.“ „Was?“ „Ja, der neueste Trend: Hochzeit feiern im sonnigen Süden, war auch Marks Idee. War schön.“ „Fährst du also nach Italien, während ich in Havanna schmachte.“ Susanne schaute ihn von der Seite an: „Ferdinand, so einen Quatschsatz sagst du einmal und nie wieder.“ „Versprochen.“

Als nächstes rief Susanne I an: „Ferdinand, wie geht es dir, dein Bild in der Zeitung... Hier ist Susanne I aus Berlin. Siehst sehr schön aus auf dem Zeitungsbild, wie du da kniest... Wo warst du denn? Deine Münchner Susanne hat sich solche Sorgen gemacht.“ Ferdinand freute sich sehr spontan: „Susanne, wie lange haben wir nicht mehr miteinander gesprochen? Ich war auf Kuba, in Havanna, festgesetzt bei der Chinesen-Mafia. Susanne II hat mich da rausgeboxt.“ „Kommst du bald mal nach Berlin?“ „Ja, zu Sylvester, ich muss ja zu meinen Eltern.“ „Dann besucht uns! Ich bin ja mit Heinz verheiratet, musst dir auch unseren Sohn angucken.“ Ferdinand stutzte etwas: „Unseren?“ „Naja, Heinz ist der Vater, das ist nicht ganz sicher, aber Heinz ist der Vater.“ „Ich verstehe.“ Susanne I erklärte noch: „Wir leben lus-

tig.“ „Was mich sehr freut. Mit uns beiden wars ja nicht immer ganz lustig.“ „Aber es war auch schön...“ „Wir sehen uns.“ „Kann man auch sagen Aufwiedersehn.“

Am Sonntag, den vierten Advent 2003, morgens gegen 10 Uhr 30 klopfte es an Susannes Tür. Sie machte auf: Marion und Mark. Große Begrüßung mit allen nur möglichen Umarmungen. Mark hatte Haare auf dem Kopf. Ferdinand fand: „Mark, Haare auf deinem Schädel – siehst unvergleichlich viel besser aus.“ „Danke, was möchtest du trinken?“ Ferdinand fand: „Junge Männer mit Glatze schmeißen Reichtum weg. Nichts trinken, aber einen Tipp: ich brauche einen Job, du weißt oder weißt nicht: ich bin Banker. Und du kennst Leute und hast Beziehungen. Es muss kein simpler Bankerjob sein, ich weiß ne ganze Menge über Kreditvergabe, Fonds, Geldanlagen, Börse, wenn ich mich hier in Deutschland und Europa wieder ein bisschen einarbeite.“ „Also,“ fing Mark an, „erster Ansprechpartner wäre Mariönchens Daddy. Zweiter Ansprechpartner Finanzdienstleister – fällt mir der Name nicht ein, Telefon gebe ich dir durch, auch den Namen von einem Mitarbeiter. Aber – ich sags, wie es ist: Ob die seriös sind, weiß ich nicht, also bitte Vorsicht, große Vorsicht. Kann aber auch ein sehr guter Geschäftemacher sein. Ich ruf dich an.“ „Danke, Mark.“ Marion meldete sich zu Wort: „Siehst sehr gut aus, Ferdinand. Wie ist es dir ergangen?“ Ferdinand stoßseuzte: „Oij, lass mir Zeit.“ „Ich freu mich wahnsinnig, dass du unversehrt zurück bist oder hat die Seele Schaden genommen?“ „Susanne?“ fragte Ferdinand. „Ferdinand ist wunderbar geblieben. Punkt.“ „Ruf meinen Vater an, ich sag ihm Bescheid. Tschüs, ihr Schönen.“

Ferdinand bekam dann mit der nächsten Post wirklich einen Optionsvertrag mit einem Scheck über 4.000 Euro. Das erste, was er zu Susanne sagte: „Ich brauche einen anständigen Job. Ich kann ja nicht mit einem Wupp dich den Beruf des Autors haben.“ Susanne fragte, ließ aber nicht merken, wie bange ihr dabei war: „Was ist mit deinem Job in Berlin?“ Ferdinands Antwort verscheuchte alle Bangigkeit aus Susannes Herzen „Ich will einen Job in München, in deiner Nähe, zumindest in deiner Stadt.“ Susanne

im Glück lächelte nur. Ferdinand fuhr fort: „Ich geh zu der Firma, die mir der Mark empfohlen hat.“ „Gefällt mir nicht.“ „Mir auch nicht, aber wer gewarnt ist, kann sich auch schützen.“

Mark gab die Telefonnummer durch. Ferdinand rief an: Anrufbeantworter mit launigem Text: „Wenn der Weihnachtsmann weg ist, sind wir wieder da. Wir öffnen einen Tag nach Dreikönig, am Mittwoch, den 7. Januar 2004 und freuen uns auf Ihren Anruf. Ihre Invest-Securitas GmbH.“ Ferdinand gestand: „So dringend ich die vielleicht brauche, ich bin erstmal froh, dass ich das wegschieben kann...“

Und sie gingen in den Giesinger Billigladen - den es heute, ein Jahr später, nicht mehr gibt - und wollten Ferdinand einkleiden. Das dauerte unerwartet lange. Ferdinand fiel es sehr schwer, sich für ein Kleidungsstück zu entscheiden. Susanne meinte: „Du hast deine Uhr gestellt, Fips, aber deine Seele geht noch kubanisch.“ Sie wurde durch Ferdinands Zögern so tonangebend, dass sie selbst stutzte: „Entschuldige, Fips, dass ich immer gleich weiß, was dir gut steht... Ist ja nur, weil ich ein bisschen älter bin als du.“ „Verwechselst du mit halben Kopp größer bist als ich. Ich muss mich aber auch wohlfühlen in den Klamotten.“ „Beides: du dich wohlfühlen und du mir gefallen.“ Nach zwei weiteren Anproben, war Ferdinand ziemlich verzweifelt: „Ich weiß: Ich hatte ein Jahr lang keine Entscheidungen zu treffen, wirklich keine. Ich wurde gelebt. Ich war ein Gefangener. Und wenn ich mal zu einem Sprint ansetzte, dann grätschten sie mir zwischen die Schienenbeine, dass ich elendiglich auf die Schnauze flog. Ich brauche viel Zeit in diesem Laden.“ Der Verkäufer sagte freundlich „Nehmen Sie sich viel Zeit, mein Herr.“ Schließlich ließen sie 325 Euro an der Kasse und zogen mit zwei großen Tüten ab.

Am heutigen Mittwoch, den 10. November 2004 machten sie wieder ihren Spaziergang an der Baustelle vorbei. Der Mauerbrocken mit dem Briefkasten lag noch da, mit einem neuen Briefumschlag drin. Sie ließen ihn, wie

verabredet, stecken. Sie spähten wie die Privatdetektive – nein viel stümperhafter ins nähere und weitere Umfeld, entdeckten aber nichts. „Geduld,“ sagte Ferdinand. „Die bauen aber rasend schnell. Da drüben wird noch abgerissen, hier wird schon planiert. Bin gespannt, wann uns der Briefkasten verloren geht.“

4 Noch ein Ring - schon vor Weihnachten

Professor Kammhuber hatte am Montag seine Sprechstunde. Susanne ging am 22. Dezember vorigen Jahres 2003 mit Ferdinand zu ihm. Aus der Tür kam ein Kommilitone, den Susanne flüchtig kannte, er war immer sehr elegant, auffällig elegant im Gegensatz zu anderen Studiengenossen gekleidet, als probte er schon den späteren Rechtsanwalt oder sonstwie Juristen. Und in einem permanenten, zuweilen stur wirkenden Lächeln präsentierte er sein Raubtiergebiss. Als er Susanne sah, schnellte sofort das Lächeln in die Gesichtszüge, aber die Augen blieben erschrocken und kalt: „Oh, hallo!“ Susanne reagierte mit einem freundlichen „Hallo!“, ohne zu ahnen, dass der Kerl sie ermorden wollte, nicht kriminell mit Leiche, aber schlimm genug.

Kammhuber freute sich: „Nur herein, Susanne Fletscher und Ferdinand – Nachnamen weiß ich nicht mehr.“ „Honigmann,“ ergänzte Ferdinand. Kammhuber sprudelte los: „Ich frage jetzt nicht nach dem Ergehen im vergangenen Jahr, denn das müssen Sie wahrscheinlich kontinuierlich herbeiben und knappe Antworten brächten sie sicher in Verlegenheit. Sie sind unverletzt, unversehrt?“ „Ja, ich habe vor, ein Buch zu schreiben. Da –“ „– steht alles drin. Sehr gut. Irgendwann unterhalten wir uns mal ausführlich. Ich denke mir, zum Thema OK haben Sie einiges beizusteuern. Vielleicht holen wir auch den Vortrag nach – ach nee, das hat ja Ihre Susanne schon hervorragend gemacht.“

Er wandte sich ihr zu: „Susanne, was zum Teufel hat Sie bewogen, die Assistentenstelle bei mir auszuschlagen?“ Susanne fiel aus allen Wolken: „Was?“ Kammhuber fuhr fort: „Wir waren uns doch eigentlich schon seit langem einig. Und jetzt kommt dieser Guido Nickel und bewirbt sich um die Stelle.“ „Wer ist denn Guido Nickel?“ „Der junge Mann, der eben rausging. Sie kennen ihn nicht?“ „Sehr flüchtig, aber – Moment mal: Wieso hat der die Stelle?“ „Er hat sie noch nicht, er will sie haben.“ „Und Sie, Herr Professor?“ „Also, - er hat mir versichert, dass Sie die Stelle nicht mehr wollen, dass Sie

weg seien, Ihren Herzallerliebsten zu suchen, wörtlich: Herzallerliebsten, mit einem ziemlich schiefen Grinsen, und wohl so bald nicht wiederkommen würden. Und weil ich die Stelle besetzen muss –“ Jetzt wurde Susanne aber ziemlich massiv: „Moment mal! Der Kerl hat wirklich gesagt, er habe mein Einverständnis? Wörtlich?“ „Ja Ich habe Ihr Einverständnis.“ „Und Sie?“ „Ich habe mich zwar sehr gewundert, aber gesagt: Wenn das so ist –“ „Professor!, der meinte Ihr Einverständnis, Professor Kamhubers Einverständnis, Ihr großgeschrieben. Und Sie haben verstanden ihr, Susannes Einverständnis, ihr kleingeschrieben.“ „Das wäre der erste Fall eines grammatikalischen Betruges in der Geschichte der Jurisprudenz, kleines i gegen großes i.“

„Was ich gar nicht verstehe,“ sagte Ferdinand, „der musste doch wissen, dass das auffliegt, dass das niemals hinhaut.“ „Genau das nimmt er nicht zur Kenntnis, das hat er nicht in seinem Plan. Gibt solche Typen. Ich kenne sie Allesprobierer. Er probiert, er schafft vollendete Tatsachen. Denken Sie an den wunderbaren Helmut Fischer als Monaco-Franze ‚A bissl was geht immer.‘ In diesem Sinne – und ich kann Ihnen versichern: oft genug haben diese Kerle Erfolg. Wenn Sie jetzt nicht gekommen wären, hätte der nach dem 6. Januar den schriftlichen Vertrag abgeholt. Naja, ob es ganz so glatt gegangen wäre...“ „Das hätte uns noch gefehlt...“ sagte Susanne. Und Ferdinand ergänzte: „Ich bin nämlich erstmal ein ganz armes arbeitsloses Würstchen...“ „Ihr werdet es erleben: der Kerl treibt sich nicht mehr hier rum. Wer weiß, ob er überhaupt juristische Qualifikationen hat. Die Alternative für diese Burschen heißt: Wenns klappt, um so besser, wenns nicht klappt, - woanders gucken. Ich muss mir Vorwürfe machen, dass ich so bedingungslos auf ihn reingefallen bin. Disqualifikation für den Kriminologieprofessor. Ich brauche dringend eine fleißige Assistentin. Wie siehts aus, Susanne? Mein Angebot steht.“ „Ich brauche sechs Wochen, allerhöchstens acht Wochen, dann ist alles fertig.“ „Dann fangen Sie am 1. März hier an. Versprochen.“ „Sehr herzlichen Dank, Professor.“

Auf dem Gang Fast-Zusammenstoß mit Franziska und Jochen. Begrüßungs-Umarmungen, auch Susanne-Jochen. Susanne sprudelte los: „Fips,

das ist Jochen, Doktor Jochen Stangler. Ohne ihn wärst du heute nicht hier. Er hat mir riesig geholfen, dich zu finden und über den Atlantik zu baggern. Er ist im LKA. Du kennst Franziska“ Ferdinand wirkte ein bisschen verschlossen: „Ja, flüchtig.“ Jochen war sehr nett, er wandte sich zu Ferdinand: „Nicht zu sagen, mit welcher Ausdauer diese Frau Sie gesucht hat. Und nun hat sie es geschafft. Sehr herzliche Gratulation, Susanne!. Es war nicht einfach. Aber sie ist ein zähes Luder.“ Warum sträubten sich denn bloß Ferdinands Haare? Diese absolut blöde Eifersucht! Dabei wirkten Franziska und Jochen so eng verbunden. Jochen schaute Ferdinand aufmerksam an und sagte leise zu Susanne: "Nein, den konnte ich nicht aus deinem Herzen boxen, jetzt ist mir alles klar.“ Susanne lächelte und sagte: „Wir müssen uns dann sehen und sprechen!“ Sie gingen auseinander.

Ferdinand ließ seinen Dampf ab: „Susanne, ich liebe es, wenn du mich Fips nennst, aber für einen wildfremden Mann will ich erstmal Ferdinand Honigmann sein.“ Susanne schüttelte verständnislos den Kopf: „Manchmal kannst du ein trockener Grantler sein – das ist zum Heulen! Jochen ist kein wildfremder Mann. Er liebte mich, ja, bis ich ihn mit Franziska verkuppelte. Und das ist ja wohl bis jetzt sehr gut gegangen.“ Sie lachte plötzlich los: „Weißt du, was ich zu denen gesagt habe, kaum dass ich sie miteinander bekannt gemacht habe?: ‚Ich möchte, dass ihr zusammen ins Bett geht.‘ Das hatte ich natürlich mit Franziska vorher abgesprochen.“ „Und die war einverstanden?“ „Ja, die fand himmlisch.“ „Man kann sehr viel über Frauen lernen, fast alles. Ein Rest bleibt immer.“ Susanne sagte sehr leise und zärtlich „Fips – jetzt gehen wir die Ludwigstraße lang, unsere alte Liebesstraße... Komm.“

Das war ein guter Gang, in die winterliche Abenddämmerung hinein, Schicksal fast Schritt für Schritt: das bayerische Geheime Staatsarchiv, von Ferdinands Kreideschrift im Gewölbe gab es keine Spuren mehr; aber die Liebenden glaubten doch, allerletzte weißwinzigste Kreidereste zu sehen. Ferdinand erinnerte sich: „Was warst du böse, Susanne, weil ich unserer Liebe einen Vergangenheitsstatus gegeben hatte.“ „Zwei Stunden später

krallten wir uns zum ersten Mal im Bett zusammen...“ „Krallten, ja – und entkrallten!...“ Die Kreuzung mit der Von-der-Tann-Straße, die Ampel, die Unterführung, hier hatte sie ihn zum ersten Mal geküsst: neun Uhrzeigerküsse übers ganze Gesicht. Das bayerische Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten, links die Galeriestraße mit dem kleinen Finanzgarten, auf deren einer Bank er saß und es wurde ihm so wunderbar warm im Bauch, von Susanne, weil er Aussicht hatte auf das erste Date.

Das Tambosi schließlich, die Kaffee-Schenke. „Bitte,“ bat er, „lass uns jetzt hier einen Cappuccino trinken. Hier habe ich, bevor ich dich kannte, jeden Morgen gesessen und meinen Cappuccino geschlürft, total einsam. Bitte. Aber du musst zahlen, bis jetzt habe ich immer nur Dollari in der Tasche.“ „Morgen kriegst du einen Scheck.“ „Von den 4.000 Euro zahle ich dir dann die zwei Cappuccino zurück.“ Als sie saßen, sagte er „Entweder will ich dich dauernd auffressen oder ich will dauernd von dir aufgefressen werden.“ „Entscheide dich,“ meinte Susanne trocken.

Dann die Dienerstraße lang, am Anfang vom Dallmayr links rein (Weine, Spirituosen), komplett durch und rechts wieder raus (kandierte Früchte und Nüsse rechts, Obst links; wenn man sich das traut auch noch durch Tabakwaren und Pfeifen). *Alleskieker gesteht, dies bei der Süddeutschen ‚jetzt.muenchen‘ geklaut zu haben.* Nein, gekauft haben sie da nichts.

Dann vor dem Schaufenster des Juwelier Merkl in der Dienerstraße „Der Ring meines Lebens, der da, rechts unter der dicken Brosche...!“ „Den schenke ich dir. Komm.“ „Fips, du bist ein Verschwender!“ „Übermorgen ist Weihnachten und ich liebe dich und was ich für ein Jahr hinter mir habe...“ Sie gingen in den Laden, Susanne probierte den Ring, er passte auf Anhieb, gutes Zeichen, er funkelte in allen Farben. „Ich schenke ihn dir,“ sagte Ferdinand leise zu Susanne. „Er schenkt ihn mir,“ sagte Susanne zum Verkäufer. „Aber ich habe kein Geld,“ flüsterte Ferdinand. „Aber er hat kein Geld,“ sagte Susanne zum Verkäufer. Ferdinand fragte: „Kannst du mir das Geld leihen für den Ring, den ich dir schenke?“ „Ob ich... Nein, so viel habe ich nicht bei mir. Ein Verschwender sollte flüssig sein.“ „Ich bin kein Ver-

schwender. Werde nicht schikanös. Rück deine Karte raus. Ich will den Ring an deinem Finger wissen, wenn wir den Laden verlassen.“ „Für einen, der kein Geld hat, bist du ganz schön frech.“

Draußen versank Susanne in das Feuer des Ringes und rempelte einige hastige Weihnachtsgeschenkeinkäufer an. Dann zog sie ihren Ferdinand unter die Arkaden des Wirtshauses zur weiß-blauen Rose und busselte ihn als Dank für den Ring ab.

Am nächsten Morgen unangemeldet in die Kanzlei Schöttler. Susanne trompetet: „Das ist Ferdinand live! Meinen Sie, wir können da drin rasch Guten Tag sagen?“ Julia, die Vorzimmerchefin drückte das Knöpfchen und sagte, ohne den Blick von Ferdinand zu wenden: „Susanne zurück mit ihrem Scheich Ferdinand.“ Schöttlers Stimme antwortete augenblicklich: „Sollen reinkommen.“ Susanne schob Ferdinand zur Cheftür. Julia beeilte sich dazuzukommen und flüsterte Susanne noch ins Ohr: „Für den wäre ich auch um die halbe Welt gejettet.“ Susanne lächelte ein sehr verliebtes Lächeln, sie fand so ein Bekenntnis zu Ferdinand immer sehr schön, aber so ein kleiner Widerspruch aus kleiner Eifersucht meldete sich doch auch meist.

Schöttler begrüßte sie sehr herzlich: „Sie haben uns ganz schön schwitzen gemacht, junger Mann. Ich bedaure sehr, dass ich nicht mehr erreicht habe, aber... Es war ja die berühmte Stecknadel im Heuhaufen. Zum Glück ist Susanne an diesen Dr.Stangeler geraten. Der war sehr hilfreich. Hat ihr sehr beigestanden.“ Über Ferdinands Gesicht flog ein kurzer Schatten. Susanne wollte Schöttler ein wenig belohnen: „Sie haben immerhin den Namen Honigmann rausgekriegt. Muss man sich mal vorstellen ich suche meinen Liebsten in einem Heuhaufen so groß wie die Welt, von dem ich nur lauter falsche Nachnamen kenne! Fips, da wäre der richtige Name vor deiner Abreise schon fällig gewesen.“ Gute Gelegenheit für Ferdinand, sich mal bitter zu äußern: „Hä, vor meiner -“ Hämisch betont er jede Silbe: „Ab-rei-se, du bist gut!...“ Schöttler schaute ihn liebevoll an: „Knappe Antwort auf die Frage: Sind Sie versehrt? Irgendwie verletzt?“ Ferdinand bekannte ehrlich: „Nein, nichts, vielleicht noch ein Rest in der Seele, aber...“ „Das zaubert die

wunderbare Susanne ganz schnell weg.“ Ferdinand nickte erfreut: „Das denke ich auch.“

Susanne, die manchmal ein bisschen pingelige Susanne: „Herr Doktor, ich kriege dann eine Rechnung.“ „Nein, die kriegen Sie nicht.“ Susanne mochte das nicht: „Doch, bitte, Sie haben viel Leistung erbracht, und ich möchte nicht in Ihrer Schuld stehen, ich möchte Ordnung haben in meiner Kasse.“ „Und ich möchte Ordnung haben in meinen - äh, ja, was?: Prinzipien, in meiner Menschenfreundlichkeit, sollen auch alle wissen, soll sich rumsprechen, tun Sie was dazu. Mein Honorar in die Sparbüchse, ich unterstelle, dass da ein Hausstand gegründet wird.“ Ferdinand gab Auskunft: „Schwer vorzustellen, dass nicht...“ „Na also. Ich muss euch leider rauschmeißen. Noch zwei Termine heute Nachmittag. Tschüs. Bitte die Verbindung nicht ganz abreißen lassen. Machts gut! Und gute Weihnachtszeit!“

Im Treppenhaus blieb Susanne mitten auf der Treppe stehen und sagte „Wird da wirklich ein Hausstand gegründet?“ Ferdinand wiederholte lächelnd: „Schwer vorzustellen, dass nicht... Das ist die volle Wahrheit. Für mich jedenfalls. Die Vorstellung, aus deinem Zimmer auszuziehen, ist einfach die Hölle! Wenn ich eine Stufe tiefer stehe, schrumpfe ich vollends zum gehorsamsten Diener Ihrer Majestät.“ Sofort ging Susanne zwei Stufen runter und drehte sich zu ihm „Fips, ich will Demokratie, wir stehen auf gleich und gleich, nix Majestät.“ „Würg mir doch nicht immer meine blöden kleinen Witzchen in den Hals zurück. Ich will auch eine demokratische Ehe.“ Susanne ging weiter runter und verbarg ihre Freude: „Er will eine Ehe – gut.“ Das Thema blieb eine Weile im Eisschrank frisch.

*Nun ist Jassir Arafat also tot. Die Vorstellung, dass in den Millionen-
summen seines Erbes ein paar Steuergroschen von Alleskieger stecken, ist ein
höchst schwubbliger Aspekt der Globalisierung; eigentlich wollte ich Arafats
Witwe mit keinem Cent alimentieren.*

Beim täglichen Spaziergang der drei Generationen fanden sie in dem Briefkasten, der noch immer an dem Mauerstück hing, weiterhin den vorgestrigen Briefumschlag. Ferdinand schaute sich sehr aufmerksam um: Wenn sie gemeint waren, dann müsste der Verfasser doch hier irgendwo sich verstecken und kontrollieren, ob sein Briefumschlag auch von den richtigen Empfängern abgeholt würde. „Müsste nicht,“ sagte Susanne, „er kann auch seinen Text abliefern und dann weitergehen. Wenn er mit dem nächsten Text kommt, sieht er, ob der vorhergehende rausgenommen wurde.“ „Naja, aber kompliziert. Ob ich ihn auf dem Rückweg stecken lasse, weiß ich noch nicht.“ „Zu neugierig?“ „Ja, ein Stück rammelvolle Vergangenheit ist das doch.“ „Rammelvoll? Ich denke, dein Kuba war sehr leer“ „Ja, wars eigentlich, aber... Wenn ich eines Tages Bilanz ziehe, werde ich Kuba sicher als ein volles Jahr bezeichnen. Dass du eines Tages wie eine Himmelserscheinung die Querstraße von der Calle Obispo runterschwebtest... Das ist ja schon Fülle genug...“ „Und dir fiel nichts anderes ein, als mir auf den Po zu kloppen.“ „Ich hatte ihn zu lange entbehrt.“ „Schon gut, ist ja auch für die Bekloppte was Schönes. Pokloppen ist Akzeptanz.“ Ferdinand seufzte „Susanne, wenn du wüsstest, wie sehr ich dich akzeptiere...“

5 Dass du nicht wirst wie die bleichen Verbrecher

Es war an einem der letzten Tage im August des nun langsam vergehenden Jahres 2004, als Susannes Vater in seinem flauschigen roten Bademantel zum Frühstück erschien. Das jagte der Mutter einen heftigen Schrecken ein, denn es war seit Jahrzehnten ungeschriebenes Gesetz, dass der Vater stets gut angezogen am Frühstückstisch saß. ‚Der Anfang vom Ende...‘ dachte sie. Er selbst legte größten Wert auf dieses gepflegte Äußere. Alle Versuche der Töchter, ihn in legere Freizeitkleidung zu stecken, schlugen fehl. Außer in den Ferien. Er liebte seine blauen Hemden und die gelben Krawatten (aber er wählte deshalb nicht F.D.P., und war auch nicht bei der Post.). An diesem Morgen aß er wenig, mäkelte am Kaffee herum und legte sich dann noch einmal ins Bett. Er wurde schwach und schwächer, witzelte aber nach wie vor: „Wir müssen uns dann mal einigen: Soll ich zu deiner Beerdigung kommen, oder kommst du zu meiner.“ Susannenmutter mochte solcherlei Witzeleien überhaupt nicht.

Der Hausarzt wollte ihn unbedingt ins Krankenhaus bringen lassen, es gebe dort eben mehr und schnellere Hilfe im Notfall. Susannenvater erwiderte mit gelinder Schärfe: „Machen Sie aus meinem Tod keinen Notfall, Doktor, es ist ein Gnadenfall. Wir sind jahrzehntelang gut miteinander ausgekommen. Lassen Sie uns bitte bis in den Tod hinein gut miteinander ausgekommen. Ich rede zu viel. Dass ich mich so anstrengen muss, meine Todesansicht verständlich zu machen... Sie ist alles andere als heroisch, auch nicht gelassen und schon gar nicht flapsig. Sie sucht nichts als Einvernehmen, Tod als Teil des Lebens. Ich weiß, ich weiß, das klingt so weise. Ist es gar nicht! Da ist auch eine ganz schöne Portion Angst dabei. Ich will nicht mit dem Sanka“ (ein Wort aus dem fernen Krieg war ihm da eingefallen: Sanitätskraftwagen) „ins Jenseits rasen, das Martinshorn das letzte, was an mein Ohr dringt! Nein, das ist keine gute Musik zum Rüberschlittern, bitte nicht. Es ist Ihre Pflicht, mich gut verpackt auf die letzte Reise zu schicken!“

So langsam, wie es nur irgend geht. Ganz behutsam. Wer benutzt denn heute noch das Wort ‚behutsam‘? Die Mutter setzte sich auf die Kante seines Bettes und presste sich den Satz ab - er sollte ihre Trauer nicht bemerken: „Lass gut sein, alter Freund, wir finden einen Weg.“ „Haben Sie das gehört, Doktor Alter Freund nennt sie mich. Damit könnte ich gut rüberschlittern. Aber vielleicht werde ich ja auch den Greis nochmal zum Tor hinausprügeln können.“

Ferdinand und Susanne suchten so viel als möglich zu Hause zu sein, dem Haus Leben zu geben. Lilianen verließ die Anmut nicht im Angesicht des Todes, wenn sie durch Räume und Korridor flog: „Er muss mich als Schöne mit rübernehmen!...“ Als der Vater wenige Tage später doch ins Krankenhaus musste, sträubte er sich nicht mehr.

Ferdinand ging immer wieder für ein paar Stunden in die Stadtbibliothek am Gasteig und suchte nach Material für sein neues Buch.

Ein paar Worte zu seinem status: Vor fast drei Monaten, Anfang Juni, war sein Buch erschienen: ‚Immer wieder ab in den Sarg‘, verlegt in dem renommierten Berliner Verlag, dem Lale Frederik vorstand. Das Buch wurde sehr rasch viel erfolgreicher, als alle erwartet hatten: eine dritte Auflage stand jetzt schon, Ende August, bevor. Ferdinand hatte einige Mühe, sich als erfolgreicher Autor zu fühlen. Aber Lale tat viel dafür, dass dieses Image sich entfaltete, weitest greifende Promotion. Nicht zu übersehen, dass sie ihn auf jede Weise förderte. Rein in möglichst viele Talk-Shows, nicht rein in die eher unseriösen, viele Interviews, weniger Hörfunk, viele Buchbesprechungen. Wurde es ihm zu viel? Nein, selbst wenn er manchmal dergleichen äußerte. Er ging nun gerne in die Büroabteilungen der Kaufhäuser. Als er sich in der Pose des Schriftstellers ertappte, ließ er es bleiben. Auch eine Lesereise wurde erwogen, aber dann doch nicht gemacht, weil die Buchhandlungen freundlich abwinkten: Noch unbekannter Autor - da kommen zu wenig Leute.

Jetzt arbeitete er an seinem zweiten Buch – über die Organisierte Kriminalität, möglicher Titel ‚Voll daneben‘. Sollte zuerst weltweit recherchiert werden, aber das war einfach zu viel, also Schwerpunkt Europa. Und da war seit dem 1. Mai ja manches dazugekommen 10 Staaten neu in der EU, nicht alle innenpolitisch ganz stubenrein, was Kriminalität betraf. Aber lasst uns bloß gerecht bleiben: in vielen alten Ländern der Union stand es auch nicht viel besser um Verbrechen und Organisierte Kriminalität und deren Bekämpfung. Wenn sich eine Fliege in Ferdinand verliebte, hatte er eine schlimme Zeit am Schreibtisch.

Als ihm der Kopf rauchte, ging er an den Tresen der kleinen Cafeteria und trank einen – na, was?, Cappuccino. Am anderen Ende des Tresens saß eine dunkelhaarige sehr schlanke Frau. Vor sich ein Glas Rotwein und – Ferdinands Buch. Es war leicht zu erkennen, der Cover-Designer hat es einem seiner von Ramona gehefteten Zettelpacken nachgebildet. Ferdinand lächelte bei seinem Anblick. „Was gibt es zu lächeln“ fragte die Frau. „Sie lesen mein Buch.“ Sie stutzte nur einen Augenblick: „Ich habe Ihr Buch, ob ich es lese –, wer viel Krimis liest, legt sich schon mal die Pistole zurecht.“ Ferdinand verstand nicht und wollte auf gefälligeres Gelände: „Was erzählen Sie da! Krimis sind doch Märchen. Siegt fast immer das Gute. Tausend Mordwaffen täglich auf unzähligen Bildschirmen in unzähligen Haushalten; die Mordwaffen in den realen Haushalten dagegen lächerlich wenige.“ Sie ließ sich nicht beeindrucken: „Ja, ich lese Ihr Buch mit steigendem Grauen.“ Das klang aber sehr irritierend.

Ferdinand versuchte herauszufinden: „Was an diesem Buch sollte Grauen auslösen? So schlimm ist es doch nicht.“ „Für mich schon,“ beharrte die Frau. „Was, konkret, löst da Grauen aus?“ „Der Beamte in der Botschaft.“ Ferdinand war sehr erstaunt: „Was? Aber gerade der hat mir doch wunderbar geholfen.“ „Vielleicht war das seine Frau?“ „Wer?“ fragte Ferdinand, weiterhin sehr verwundert. Die Frau fuhr fort: „Die dabei war, als er die Spülmaschine kaufte.“ „Davon steht nichts im Buch. Er hat übrigens keine gekauft.“ Die Frau blätterte in dem Buch: „Doch, hier steht ‚...mit einer

bezaubernden jungen Kubanerin.‘ Er hat keine Maschine gekauft, weil Sie ihm abgeraten haben.“ „Moment mal! Ja, da hat er gesagt: ‚Was soll ich meiner Freundin sagen?‘ Habe ich geantwortet: ‚Die Wahrheit, was sonst?‘“ Die Frau übernahm nochmal: „Hat er gesagt: ‚Die reagiert mit Liebesentzug. Das wird mich teuer zu stehen kommen.‘“ Ferdinand war nähergerückt und schaute sich das an: „Sie kennen sich aber genau aus. Ich versteh das nicht Das wollten sie doch alles streichen.“ „Wer wollte das streichen?“ „Der Lektor im Verlag.“ „Warum sollte das gestrichen werden“ „Weiß ich nicht. Aber der Lektor hats dann wohl doch stehengelassen, vielleicht aus Versehen.“ Die Frau verbarg nur mit Mühe die große Spannung, in die sie geraten war: „Dieser Lektor hat mir eine unschätzbare Information geliefert.“ „Sagen Sie mir doch mal, was Sie da so interessiert?“ „Der Mann ist mein – Bruder.“ Dieses ganz kurze Zögern vor dem Wort ‚Bruder‘. Das verblüffte Ferdinand nun sehr: „Ach nee. Also, ob das seine Frau war –“ Scharf und knapp kam der Einwurf: „Sie war nicht seine Frau. Seine Frau ist hier geblieben, um ihr Studium zu beenden. Erzählen Sie was von seiner kubanischen Geliebten.“ Ferdinand zögerte: „Ja, also... Wie stehen Sie zu Ihrer Schwägerin?“ Das schien die junge Frau kurz zu irritieren: „Wieso Schwägerin? Ach so: Ich soll nicht petzen, was?“ „Naja... Mit Schweigen könnten Sie wohl Krisen vermeiden.“ „Ja, mit Schweigen kann man die Lügen verlängern.“

Ferdinand wollte dringend aus diesem Gespräch aussteigen: „Hören Sie zu: Packen Sie in diese lächerliche Episode in dem Laden da in der Calle Obispo in Havanna keinen Weltuntergang rein.“ Sie schaute ihn an und sagte sehr emotionslos: „Es ist ein Weltuntergang.“ „Für Ihre Schwägerin.“ „Was? Ja, ja.“ „Wenn sie das Buch liest.“ „Ja...“ „Geben Sie es ihr nicht, halten Sie sie davon ab, es zu lesen. Breiten Sie den Mantel des Schweigens gnädig über die Geschichte. Take it easy.“ Ferdinand fand, dass er das sehr schön gelöst hatte. Die junge Frau aber nahm ihr Weinglas, schüttete ihm den Rest ins Gesicht und rauschte davon. Rotwein. Ferdinand war völlig verblüfft; der erste Wein, den man ihm ins Gesicht geschüttet hat. Ihre Absätze klapperten sehr schnell und laut über die Rolltreppe nach unten. Fer-

dinand wischte mit einer Papierserviette übers Gesicht und wollte ihr nach. Aber der Mann hinter dem Tresen rief: „He!, Zahlen nicht vergessen!“ Ferdinand zahlte schnell. „Und der Rotwein?“ fragte der Mann. Ferdinand wandte ein: „Aber den hat...“ Er zahlte auch den Rotwein. Und dann gab es keine Möglichkeit mehr, die Spur der jungen Frau aufzunehmen. Ferdinand versuchte es, aber fand es sehr rasch aussichtslos.

Susanne, hochschwanger im achten oder neunten Monat, hörte sich die Geschichte sehr aufmerksam an: „Fips, gefällt mir nicht.“ „Mir auch nicht.“ „Hoffentlich zieht das keine Kreise.“ „Und es ist ausgerechnet die Stelle, die Lale noch streichen lassen wollte. Und die wohl aus Versehen stehen geblieben ist.“ „Die Lale kennt sich aus, die weiß, wo die Gefahren in so einem Text lauern. Zieh dich um, ich kann das nicht sehen. Wenns nun nicht seine Schwester war?“ „Wer sonst?“ „Seine Frau.“ „Hm... Im Grunde hatte die Begegnung was Unheimliches.“ „Unheimliches ist gar nicht gut für die Lady in meinem Leib. Ich wills hell, ich wills klar, ich wills deutsch.“ „Sonderbare Auffassung von deutsch, aber...“

Es war diese sommerliche Begegnung in der Bibliothek, die dann am heutigen Freitag, den 12. November die Gewalt einer heftigen Detonation bekam. Ferdinand und Susanne lasen in einem letzten Packen der Second-Truth-Papers eine verstörende Auflösung des Rätsels, auf das Ferdinand da in den letzten August-Tagen am Tresen der Bibliotheksbar gestoßen war:

„Ich gerate an das unheilvollste Kapitel dieser Papiere, an den Grund, warum ich sie schreibe. Ich war im heißen Kuba-Sommer sehr guter Dinge. Nein, so plan kann ich das doch gar nicht stehenlassen. Ja, es gab fröhliche Passagen in diesem Sommer, Strand-Passagen im sehr schönen Varadero, der schmalen Halbinsel, die wie ein Finger in den Atlantik ragt, so schmal, dass man bequem zu Fuß vom Nordufer zum Südufer und zurück wechseln kann. Kein Platz, der europäische Gerechtigkeitsgefühle zulässt: Radikal eingezäunt und abgesperrt für das gemeine kubanische Volk, hier haben nur Reiche und Touristen Zutritt – und Bedienstete, Hausmeister, Köche, Dienstmädchen. Fast jeden Abend fahren wir hin. Und wanderten stunden-

lang die Strände entlang, sehr schöne Gespräche über Gott und die Welt, die wunderbare Karibik... Zoé war – ja, sie war mehr, sehr viel mehr als ein kubanisches Geknister. Ich musste mir eingestehen, dass ich sie liebe. Wie soll das gehen mit Anna-Louise zu Hause? Nie bin ich dahinter gekommen, warum Zoé anfangs so spröde war. Inzwischen waren wir sehr heimisch im Bett. Es machte uns Spaß, bis spät in die Nacht zu essen – und zu trinken und dann ein Hotel zu suchen. Und jedes Mal lachten wir, weil keiner einen Pyjama mitgenommen hatte. Und all die Ruderbewegungen meiner Seele, sie ins Schubfach ‚exotische Geliebte‘ zu stopfen, schlugen fehl. Ich liebte zwei Frauen.

Ja, wir lachten. Und ich war in wenigen Augenblicken (waren es lichte Augenblicke?) etwas fassungslos, dass mir diese Ehebrecherei so leicht fiel. Naja, ich hatte ein paar feine, kleine, verlogene Erklärungen bereit: Wie soll einer wie ich wie ein Mönch leben? Schließlich isst man ja auch, wenn man Hunger hat. Einer der dümmsten Entschuldigungssätze, die kein Mensch je ins Treffen führen könnte, weil da nichts vergleichbar ist, - Potenz kommt von Können, nicht von Müssen. Ficken kann man - essen muss man. Und dieser so seelennotstandstillende wie äußerst fragwürdige Nietzsche-Satz: ‚Wenn du schon sündigst, dann sündige ganz, dass du nicht wirst wie die bleichen Verbrecher...‘ Ach, Friedrich, der Satz selbst ist ja schon eine Sünde... Die bleichen Verbrecher sind wahrscheinlich die Onanierer. Nein!, ganz sündigen! Jawoll!

Dabei kamen aus Deutschland, aus München recht rätselhafte Briefe. Ach – jetzt habe ich leicht ‚Ach‘ sagen, ein kleines bisschen mehr Aufmerksamkeit, noch nicht mal Liebe wäre vonnöten gewesen, um zu begreifen, dass meine Frau Anna-Louise mit mancherlei schweren seelischen Kümernissen sich herumschlug. Sie täuschte mich, sie täuschte mir eine einigermaßen fröhliche Studentin vor, die Prüfungen bestand, zuweilen äußerst knapp, die auf Feten ging, und gelegentlich tanzte. Manchmal schrieb sie von ihrer großen Sehnsucht, sie scheute sich nicht, von ‚sexueller Sehnsucht‘ zu schreiben, und von unantastbarer Treue. Nun ja, dachte ich, die

Frauen haben leicht reden! Aber das ist ja eine absolut hinterhältige Männergemeinschaft: Frauenschuß tabu, Männerschwengel darf...! Im Übrigen konnte ich mich leicht hinter der Arbeit verschanzen: Diplomatischer Dienst, den absolviert man nicht lässig, der erlaubt nicht rasche Urlaube und Heimflüge...

Ich habe mich nicht nur mit solchen gleichsam negativen Überlegungen rumgeschlagen; vor allem, wenn ich mit grinsenden Kollegen plauderte, wurde doch alles viel leichter, grenzenlos einfach: Treue gibts nicht, sie ist nicht einmal erstrebenswert. Und die Frauen sind doch heutzutage auch...

Dann blieb Zoé weg. Kam nicht mehr täglich. Die Spannen wurden immer länger, bis es keine Zoé mehr gab. Ich könnte anfügen: Ending has ended. Ich hatte keine Adresse, keine Telefonnummer. Gerade diese Bindungslosigkeit fand ich ja bis dahin sehr schön. Sie kam, wir waren zusammen, wunderbar, sie ging – musste ich wissen, wohin? Nein. Jetzt unternahm ich einiges, sie aufzuspüren – vergeblich. Was mich am meisten beschäftigte, nein kränkte: Was könnte der Anlass gewesen sein? Was habe ich getan, was hat das Schicksal getan, sie fernzuhalten? Diese schier nicht nachvollziehbare Verkantung: ein außereheliches Verhältnis, nun ja, etwas schlechtes Gewissen deshalb, nun ja, manchmal schlugs gar auf die Potenz, nun ja, aber dann souveräner Umgang damit, Lustgewinn fast Nacht für Nacht, Freude an einem urwüchsigen Geschöpf, sehr nachdenklich machende Briefe aus München, nein, nichts, was direkt beängstigt hätte, Annalouise hütete sich vor Direktheiten, aber... Hier die wunderbare Aufhebung und Aufhellung, wie ein Ausgleich. Rückblickend ein sehr niederträchtiger Gedanke. Und dann verschwindet Zoé samt Aufhebung und Aufhellung, lässt mich mit den Briefen allein. Ein Satz, der doch völlig absurd scheint. Absurd und von höchster Realität: Sie lässt mich mit den schwergewichtigen Briefen aus Deutschland allein. Ich sitze am Abend in meiner Bude – die in Wirklichkeit ein angenehmes Appartement ist -, die Zeit, in der sie noch auftauchen könnte, verrinnt, ist längst verronnen. Der beste Gedanke war

noch: Ich soll mit diesen Briefen allein in der Fremde sein. Aber dieser Befehl in dem ‚soll‘...

Ja, wir haben ein wenig spontan (unüberlegt?, vielleicht zu früh?) geheiratet. Ich gestehe mir heute ein, dass ich recht unverbindlich nebulös an ihre Schutzlosigkeit in der Welt dachte, an meine Beschützerrolle. Die aber doch durch meinen Beruf im diplomatischen Dienst höchst strittig war. Der Beruf war ja bekannt, er ließ mich aus allen erotischen Verpflichtungen aufs leichteste rausschlüpfen. Brief ist immer Frage, Antwort heischend. Also setzte ich mich eine Woche lang, Abend für Abend, hin und studierte die Briefe in der oft so rätselhaften Sprache. Hätte ich doch verbindlich geantwortet! Aber ich hörte den Schrei nach Antwort nicht, ehrlicher: den wollte ich nicht hören! Ja, ein absolut armseliger Versager auf der Couch in Havana bleibt übrig, weiter nichts...

Dann kam, ungefähr drei Wochen später, der Brief ihrer Mutter. Lang, sehr kleine, aber gut leserliche Schrift. Ich hatte ein sehr ungutes Gefühl, ich überlegte, ihn von hinten nach vorne zu lesen, Absatz für Absatz. Nein, systematisch von Anfang an: Ausführlichste Schilderung aller Aktivitäten von meiner Frau Anna-Louise in letzter Zeit. Vor allem Schilderung ausgiebig langer Gänge an der Isar entlang, isaraufwärts, Richtung Wolfratshausen, ‚zu den Quellen‘ stand da wörtlich. Nein, sie wanderte nicht wirklich bis zur Isar-Quelle im hinteren Karwendel in Tirol. Zum Umfallen müde käme sie dann immer in Wolfratshausen an und fahre mit der S-Bahn zurück und sinke ins Bett. Sie könne sehr kommunikativ sein und gleich darauf wieder übersensibel verschlossen. Übrigens treu, nachweislich absolut treu. Sie arbeitete zielstrebig, so weit sie – die Mutter – das beurteilen könne, auf das Examen zu, das sie im frühen Herbst zu bestehen hoffe. Dann, ich schreibe wörtlich aus dem Brief der Mutter ab:

‚Eines Tages, genau am Freitag, den 10. September zog sie eine alte graue Jacke an, die sie eigentlich gar nicht mehr leiden konnte, ‚aber sie hat so große Taschen‘. Sie lief nach Wolfratshausen, wieder, bis sie müde war zum Umfallen. Sie fiel um, ins Wasser der Isar, die Taschen der Jacke prall

gefüllt mit großen Isarkieseln, die sie sofort in den Tod zogen. Bei den Steinen ein Exemplar des Buches, makaber genug der Titel ‚Immer wieder ab in den Sarg‘. Sie wurde gefunden und‘

Da endet zunächst die Brief-Lektüre des Konsularbeamten. Er kann nicht aufblicken. Es umgibt ihn die würgende Leere des leeren leeren leeren Havannaser Zimmers. Alle Ahnungen, nie ausgesprochen, nie zur Kenntnis genommen, voll bestätigt. Ich kann kaum noch ‚ich‘ schreiben. Das leichte Flugpost-Briefpapier entfällt meinen Fingern und landet auf dem Fußboden.

Jeder, der einmal etwas halbwegs Ähnliches erlebt hat, weiß, dass die Starre nicht anhält, dass man aufwacht, wieder beweglicher wird, aufsteht und... Ja, was und? Das Versagen steht wie ein schräge Betonwand lebensbedrohend über mir. Es gibt keine Sicherheit, dass die Halterungen vor dem Zusammenbrechen schützen. Wenn der Tod des Anderen das dramatischste Geschehen im Leben sein mag, dann ist, durch einen Brief davon unterrichtet zu werden, das bejammernswerteste Geschehen. Ich will mal aufhören, Gewäsch zu produzieren.

Stattdessen soll der Leser der Second Truth-Papers wissen, dass Anna-Louise von Zoé wusste. Zoé kommt in einem Buch vor, das dieser Ferdinand Honigmann geschrieben hat, und das recht erfolgreich sein soll. Ich spiele da auch eine Rolle, eine recht positive: Ich habe für diesen Ferdinand Honigmann das getan, was mein Beruf ist: ihm geholfen, dass er nach Deutschland ausfliegen kann. Aber Zoé kommt auch vor, als meine Begleiterin in einem Laden auf der Calle Obispo, wo dieser F.H. Geschirrspülmaschinen verkaufte. Das genügte für Anna-Louise, die schweren Steine in die Taschen zu stopfen und umzufallen, zu schwer getroffen – nicht von Müdigkeit...‘

6 Bin ich willkommen?

Ferdinand stakste sehr unruhig durchs Zimmer, hin und her. Susanne hatte Lavinia im Arm und fragte nach einer Weile: „Warum bist du so – was ist los?“ „Ich bin also ein Mörder.“ „Das bist du nicht.“ „Jemand ist durch das, was ich geschrieben und veröffentlicht habe, ums Leben gekommen.“ Die Juristin widersprach: „Der Terminus ‚Ums Leben kommen‘ ist sehr diffus. Wenn überhaupt von einem Täter die Rede sein kann, dann ist es der Ehebrecher, aber auch er moralisch, nicht juristisch.“ Ferdinand wehrte ab: „Mülle mich nicht zu. Lass uns gemeinsam versuchen, reinen Tisch zu machen. Aber – das wird nicht gelingen.“ „Da ist eine junge Frau, verheiratet mit einem Diplomaten, der sie betrügt. Sie erfährt davon.“ „Einzig durch mich!“ „Lange, bevor sie weiß, dass sie eine Betrogene ist, lange vor ihrem Suizid geht sie immer wieder an der Isar entlang, bis sie zum Umfallen müde ist. Sie darf da schon als höchst gefährdet gelten.“ „Um so schlimmer, der Fingertipp zu sein, der sie endgültig stürzen lässt. Wenn das nicht Mord ist... Ich möchte aufhören zu schreiben.“

Susanne mahnte: „So einfach kannst du dich nicht davonstehlen. Aufhören ist gar nichts. Eine Floskel. Niemandem hilfreich. Ich liebe dich.“ Ferdinand begriff nicht gleich die Tragweite des Bekenntnisses – jetzt und hier: „Was ist das“ fragte er beinahe mürrisch. Susanne schnappte nicht ein: „Antworte selbst.“ „Deine Liebe hat mich in Havanna am Leben erhalten.“ „Und jetzt?“ Nicht ganz sinnvoll stammelte Ferdinand: „Ja. Ja. Ja.“ Susanne blieb dran: „Wenn du dich selbst nicht annehmen kannst, musst du dich so annehmen, wie ich dich liebe. Dazu hast du mich – auch...“ Ferdinand umarmte sie: „Ach, Susanne, es läuft alles auf immer mehr Umarmungen hinaus. Nein, doch wohl kein gewöhnlicher Mörder. Aber es bleibt ein Schuldklumpen am Bein bei jedem Schritt.“ „Wäre furchtbar, wenn nicht... Schreib weiter.“ „Keine Sätze mehr, die einem anderen zum Verhängnis werden.“

„Hör auf, hygienisch sein zu wollen, das gibts nur in der Werbung, das ist Zeichentrück. Ja, schreib auch Sätze zum Glücksglucksen...“

Brache, Bauplatz, heller Isarkiesel über weite Strecken. Sie arbeiten an der vollständigen Umzäunung. Große Bagger heben Hub aus, da kommen die Versorgungsleitungen hin und die Keller. An anderen Stellen planieren Bagger. Überall wird vermessen (hat Ferdinand mal in der Schule gelernt und nie verstanden). Die Spaziergänger heute ohne Susannenmutter. Sie bleiben stehen und schauen sich um.

„Das wird wohl das letzte Mal sein,“ sagt Susanne, „dass wir auf unserer alten Route spazieren gehen können. Sie ist ja gar nicht mehr zu erkennen. Wenn wir nicht aufpassen, werden wir eingezäunt.“ Ferdinand witzelte: „Ich freu mich für die Leute, die hier in ihren neuen Wohnungen auf dem Balkon zum Frühstück ihren Muckefuck trinken werden, oder abends ihr Bier. Aber Neubau ist doch auch erstmal ganz schön Zerstörung.“ Susanne nickte altklug: „Geburt tut weh.“

Susanne trug ihren schwarzen Mantel, im vorvorigen Jahr gekauft – im Jahr 1 mit Ferdinand –, mit den wunderbar langen, langen Ärmeln über ihren langen, langen Armen, Ferdinand war auch dunkel angezogen, und der Kinderwagen war dunkelgrau. Sie markierten drei dunkle Zeichen in der doch recht hellen Isarkieselwüste. Auf sie ging aus großer Entfernung Jemand zu. „Lass uns weitergehen,“ sagte Susanne, „es ist das letzte Mal.“ Aber Ferdinand zeigte: „Wenn das nicht der Autor der Second-Truth-Papers ist...“ Susanne blinzelte: „Dass du das ohne Opernkieker erkennst. Ja, - unser Witwer...“ „Lass uns hier warten,“ schlug Ferdinand vor. „Was sonst?“ fragte Susanne. „Es wird nicht einfach,“ sagte Ferdinand. „Bestimmt nicht,“ bestätigte Susanne.

Es dauerte, bis Niemand mehr Zweifel an den Identitäten hatte. Der junge Mann blieb deutlich auf Distanz stehen und rief mit, so will es scheinen, gepresster Stimme: „Bin ich willkommen?“ „Ja, sehr,“ rief Ferdinand, und Susanne ergänzte so schön: „Herzlich!“ Der Konsularbeamte rannte zu

ihnen, blieb wieder abrupt stehen: „Wer sind wir?“ Ferdinand wusste, dass jetzt die Worte zu wägen waren: „Freunde – wenn Sie wollen.“ Der Beamte stellte sich vor Ferdinand hin. Sie umarmten einander sehr spontan. Dann wandte er sich an Susanne. Sie umarmte ihn mit ihren langen Armen. Nur sehr zögernd folgten seine Arme. Dann schluchzte er auf und öffnete die Umarmung, sah plötzlich blass und beinahe leblos aus: „Dauernd Angst, dass alle Frauen mich verachten. Höchst gestörtes Verhältnis zu den Ladies, zu allen, Mühe, sie auch nur anzuschauen.“ Noch ein Schluchzen, konfrontiert mit ganz leisem Gebrabbel aus dem Kinderwagen.

Susanne schob den Kinderwagen zurecht, so dass der Konsularbeamte reinschauen konnte: „Hier haben Sie eine Lady, mit der Sie keine Schwierigkeiten haben werden, - Lavinia, unsere kubanische Prinzessin, Frucht unserer Wiedersehensfreude, die wir Ihnen verdanken.“ Er blieb skeptisch: „In zwanzig Jahren werde ich auch mit ihr in Nöte geraten.“ Susanne wiegelte lächelnd ab: „Zwanzig Jahre – guter Freund...“

Ferdinand schlug vor: „Mutter hat einen Nusszopf von der Hofpfisterei. Gehen wir zu uns, wir wohnen ganz in der Nähe.“ „Ich weiß.“ Ferdinand war nicht ganz behaglich: „Sie haben uns aufgelauert.“ Der Beamte wiegte den Kopf „Ja – nun gleich aufgelauert, sagen wir: beobachtet. Ist Ihnen das unangenehm“ Ferdinand gab zu: „Nicht gerade angenehm.“ Und Susanne schloss sich an: „Mir auch nicht.“ „Es tut mir Leid,“ sagte er, „ich brauchte dringend erste Leser meiner Second-Truth-Papers, und habe Sie beobachtet, ja. Der Trümmerbriefkasten war mir sehr willkommen. Vielleicht sind Sie auch die letzten Leser, die einzigen...“ Ferdinand räumte ein: „Ehrt uns ja auch, aber –“

„Gehen wir,“ sagte Susanne und schob den Kinderwagen zurück zur Sebaldusstraße. Die Männer folgten. Dann kam sein sonderbarer Wunsch: „Lassen Sie mich den Kinderwagen schieben.“ Gleich schränkte er ein, als sei er zu kühn gewesen: „Nur ein kleines Stückchen.“ Susanne bestimmte ordnend: „Da hinten, wenn wir wieder normales Pflaster unter den Rädern haben.“ „Ich sollte mich vorstellen Alfredo von Böckler. Immer hadere ich mit

diesem O, das da am Alfred hängt. Und dann ein Nachname mit Umlaut. Irgendwann hat ein Portugiese in die Familiensuppe gespuckt. Ich kann es aber nicht ändern, will auch nicht. Unbedeutender preußischer Landadel, irgendwo in Vorpommern. Ich hasse die Preußen und liebe sie. Hasse sie, weil sie dem Hitler in den Sattel geholfen haben, liebe sie, weil sie dadurch für immer von den Landkarten verschwanden.“

Er durfte dann den Kinderwagen schieben. Von Lavinia kamen einige Laute: dieses ganz frühe Geblubbere jenseits des Schreiens und noch weit jenseits von Sprache. Alfredo trat in einen kleinen Dialog mit ihr. Und er machte das so liebenswürdig, dass Susanne ganz entzückt war: „Ja,“ sagte er, „ganz deiner Meinung, ja – nein, nein, da muss ich nun widersprechen, weil die neueste Hinke-Hanke-Honke-Hunke-Periodizität ganz anderslautende Resultationen ergeben haben – Ja?... Ja... Ja...“

Sebaldusstraße 6. Susanne holte Lavinia aus dem Kinderwagen und tat etwas, was sie sogleich bereute: Sie gab das Kind dem Alfredo, der es etwas unbeholfen, aber sehr liebevoll in den Arm nahm. Dann schloss sie die Haustür auf, Ferdinand versorgte den Kinderwagen. Hinter der Haustür nahm sie Alfredo das Kind wieder ab: „Komm zu Muttern, Kleines.“ Waren etwas zwielichtige Situationen: das Kind hergeben und gleich wieder wegnehmen. Susanne war nicht ganz wohl dabei, es ließ sich aber nicht korrigieren. Hätte ich ihm das Kind lassen sollen?

„Das ist Herr Alfredo von Böckler, er hat in der Botschaft in Havanna viel getan, dass mein Ferdinand die Insel verlassen konnte.“ So stellte Susanne der Mutter den Gast vor. Und Ferdinand ergänzte: „Ich habe mir erlaubt, ihm von deinem Nusszopf anzubieten.“ Dann saßen sie um den Tisch. Ferdinand sagte: „Hofpfisterei soll leben.“ Susanne fragte: „Wie lange sind Sie schon aus Havanna weg?“ „Knapp zwei Monate. Nach dem – dem Tod bat ich um Versetzung. Jetzt mache ich eine Art Lehrgang drüben beim BND.“ „In Pullach?“ „Ja. Jetzt müssen wir entweder eine Schweigeminute einlegen oder heiter weiter plaudern über dies und das. Nein, ich kann noch das Thema des Lehrgangs verraten ‚Strategien zur Internationalisierung aller

Programme der Terrorismusbekämpfung'. Punkt.“ „Interessant,“ sagte Ferdinand. „Ja,“ sagte Alfredo, „und beängstigend.“ „Gehen Sie dann in den diplomatischen Dienst zurück?“ „Das hängt nur bedingt von mir ab. Wir werden sehen.“

Sehr unvermittelt sagte Susanne: „Sie müssen nach Havanna zurück und Zoé heiraten.“ Spontan konterte Alfredo: „Ich bin doch nicht verrückt!“ Susanne blieb bei ihrer Hartnäckigkeit: „Stimmt der Titel ‚The Second-Truth-Papers‘?“ „Ja. Wieso?“ „Dann haben Sie Liebe zu Zoé bekannt. Es gibt keine zwei Wahrheiten mehr, nur noch eine. Was wäre daran verrückt, sie zu heiraten? Es wäre gegen alle Vernunft, diese am Selbstmord Beteiligte heimzuholen. Handeln Sie gegen alle Vernunft und für die Ordnung der Welt.“ Ferdinand schaltete sich ein: „Susanne ist eine berüchtigte Kupplerin, müssen Sie wissen.“ Susannes Ton wurde etwas spitz: „Fips, was könnte mit deinem Wort ‚berüchtigt‘ gemeint sein?“ Ferdinand wiegelte ab: „Berüchtigt erfolgreich und gut.“ „Das will ich meinen. Alfredo, das tun Sie nicht heute und nicht morgen, das bewegen Sie in Ihrem Herzen wie Maria die Worte des Verkündigungsendgels im Herzen bewegt hat...“ „Ich könnte mich zum Gehorsam verpflichtet fühlen. Ich kann nicht mit dem Lasso tote Briefkästen einfangen, und wenn die Kuh muht, einen Rückzieher machen.“ Susanne lachte: „Fips-Ferdinand, er hat mich Kuh genannt. Willst du dir das bitte für spätere Duellforderungen merken, Duell in Vorpommern...“ Alfredo ließ kaum merken, dass er sehr bewegt war: „Ich habe Zoé nie gesagt, dass ich sie liebe.“ Susannes Kommentar: „Ticket kaufen.“

Ferdinands Mutter in Berlin war am Jahresende 2003, als es Lavinia im Mutterleib schon gab, aber noch kein Signal von ihr bei Mutter Susanne angekommen war, sauer, nicht ganz ohne Grund. Da war der Sohn von einer höchst abenteuerlichen und beängstigenden Reise nach Kuba zurückgekommen, da läuteten die Weihnachtsglocken, da hatten sie auf ihren Winteraufenthalt auf Gran Canaria zunächst verzichtet, - und dann blieb er über Weihnachten in München bei dieser Susanne. Gibt ja wohl keine

Schwiegertochter, die eine Sohnesmutter widerstandslos anerkennt; die können sich stellen und drehen, wie sie wollen, sie sind Räuberinnen, die den Sohn entführen, genauer: verführen. Es gab Telefonate hin und her und Zusagen, dass man Sylvester/Neujahr in Berlin feiern werde und sich schon darauf freue. Für Mama Honigmann war das alles herzscherzend: Heiligabend ohne Sohneemann, der „aus der Fremdenlegion oder was weiß ich“ zurückgekommen war. In einer ihrer etwas verborgenen Herzecken hing übrigens vom Sommer her ein gutes, schönes Bild dieser Susanne II aus München.

Susanne wollte von Ferdinand wissen: „Wie kommen wir nach Berlin? Zug oder Auto?“ „Wir haben doch gar kein Auto.“ „Wenn ich die Eltern frage, habe ich eins.“ „Ich hab einen Mini in Berlin, aber –“ „Aber?“ Ferdinand rief Susanne I in Berlin an: „Fahrt ihr mit meinem Auto?“ „Ja – äh, manchmal...“ „Dauernd.“ „Ja, dauernd.“ „Was passiert, wenn ich ihn nach München mitnehme?“ Susanne I hatte eine ganz plausible Antwort: „Dann können wir nicht mehr mit ihm fahren.“ „Würdet ihr das schaffen?“ „Man kann ganz andere Sachen schaffen...“ „Ich denke nach und sage Bescheid. Tschüs.“ Er wandte sich an Susanne II: „In einem Mini kann man nicht viel transportieren. Und ich würde schon gerne einiges nach München bringen.“ Susanne sagte bedenkenlos „Mein Zimmer vollmüllen.“ „Willst du den Satz stehen lassen?“ „Nein.“ „Gut.“ „Ich sollte mich dir an den Hals schmeißen und jubeln, weil Sachen nach München bedeutet Sachen in Susannes Nähe, weg vom bösen Berlin.“ „Berlin ist wunderbar.“ „Ja. Wie wärs mit dem Zug nach Berlin, mit dem Mini zurück?“ Ferdinand wiederholte: „Der Mini ist zu klein.“ „Also mit unserem Auto hin und zurück.“ „Sowas ja. Ich brauche hier erstmal kein eigenes Auto. Oder?“ „Nein, Sie wohnen in diesem Hotel sehr verkehrsgünstig, mein Herr.“ „Fang nicht wieder son Quatsch an, sonst zahle ich Miete.“ „Entsetzliche Drohung! Du brauchst einen Anzug, wenn nicht zwei, vier Hemden, über Unterhosen entscheidest du selbst.“ „Aber ich habe Sachen in Berlin!“ „Wie sicher kannst du sein, dass Heinz die nicht abgetragen hat?“ „Gar nicht sicher.“ „Na also. Du musst bei Lale Frederik schick

sein. Ich freu mich, dich schick einzukleiden. Nein, wir kaufen dir ganz scheußliche Sachen, damit die Weiber, alle Weiber aufhören, dich zum Verlieben schön zu finden!“

7 So rutscht man in einen Verlag

„Paps,“ so fragte Susanne ihren Vater am Samstag, den 27. Dezember 2003 - nannte man früher manchmal ‚dritter Feiertag‘ - : "braucht ihr morgen den Wagen?“ „Weiß ich nicht, was ist morgen? Sonntag,“ antwortete er selber, „nein, glaube ich nicht.“ „Und übermorgen?“ „Auch nicht.“ "Und überübermorgen?“ „Bis wann willst du das fortsetzen?“ „Kleine vierzehn Tage, am Sonntag nach Dreikönige wollen wir wiederkommen. Fips – also Ferdinand hat einen Mini in Berlin, will aber ne Menge Sachen nach München mitbringen. Da ist der Mini zu klein.“ „Von mir aus ja, ihr müsst aber noch die Frau Finanzminister fragen.“ „Die kriege ich rum,“ beendete Susanne das Gespräch. Stimmt. Mama hat nichts dagegen.

Der Titel dieses Romans geht auf eine Verszeile des Dichters Friedrich Hölderlin (1770 – 1843) zurück: ‚Nun ein Gespräch wir sind und hören voneinander‘, in einer anderen Fassung ‚...und hören können voneinander‘. Das Gedicht heißt ‚Friedensfeier‘. Das Gespräch als Liebeserweis. Sein ganzes Leben lang hat Hölderlin es gesucht. Fast drei Jahre war ihm solche Gnade in Frankfurt am Main vergönnt. Susette Gontard hieß seine Geliebte, die Mutter von Henry Gontard, dessen Hauslehrer er war. Ein recht brutaler Anpfiff durch den Gatten Jacob Friedrich Gontard und der spätere Tod Susettes beendeten diese Liebe und machten den Dichter unzugänglich für weitere ernsthafte Gespräche. Er lebte noch etwa 40 Jahre und galt seitdem als ‚verrückt‘, was gewiss eine sehr oberflächliche und sensationslüsterne, ja schäbige Sichtweise ist. Alleskieker wünscht Ferdinand und Susanne ein lebenslanges Gespräch. Hat Hillary Rodham Clinton Hölderlins ‚Friedensfeier‘ gelesen? Kaum anzunehmen. Aber sie schreibt auf Seite 113 in ihrem Buch ‚Gelebte Geschichte‘: ‚Im Frühjahr 1971 begann ich ein Gespräch mit Bill Clinton, und mehr als dreißig Jahre später reden wir immer noch miteinander.‘ Das schreibt sie, wohlgemerkt, nach der fatalen Lewinsky-Affaire.

Nun fuhren sie also nach Berlin. Hinter Hof gabs noch immer als DDR-Überbleibsel ein paar Baustellen mit Geschwindigkeitsbeschränkung und etwas Gehoppel, aber sie fuhren verhältnismäßig glatt, und glücklich, auch gesprächig. „Du liebst Berlin, nicht wahr?“ fragte Susanne. „Mehr als Havanna jedenfalls,“ sagte er. „Und mehr als München?“ „Nein, in München ist Susanne, da gibt es keine Stadt daneben.“ Etwas verunglückter Kuss Susannes. Fahrer im fahrenden Auto zu küssen ist ja für Beifahrer immer etwas schwierig. Ein Stück langer Arm blieb um seine Schulter gewickelt. Gegen 17 Uhr fuhr Ferdinand in das Hansa-Viertel am Tiergarten ein und blieb vor einem der Häuser in der Händelallee stehen. Er blinzelte an einer Fassade hinauf: „In dem Haus habe ich also eine Wohnung. Da liegt der Staub zentimeterdick, und ziemlich wahrscheinlich riecht es etwas muffig. Wenn ich in Havanna an zu Hause dachte, dann nur an Giesing.“ „Fips,“ sagte Susanne, „sagst mir so viel Schönes, dass das ja nicht irgendwann einfriert, bitte...!“ „Gehen wir,“ forderte er. Er hatte dem Wohnungsschlüssel voraustelefoniert. Der war beim Nachbarn. Und der Nachbar war zu Hause.

War gar nicht so schlimm mit dem Staub. Und muffig roch es nur die ersten fünf Minuten. Der Mensch ist ja so ein Gewohnheitstier, gewöhnt sich so rasend schnell auch an kleine Muffigkeiten. Susanne schaute sich neugierig um: „Schön, aber doch nur für einen Junggesellen. Wer hat denn deine Rechnungen bezahlt? Und die Raten? Oder ist die schon schuldenfrei?“ „Nein. Ich war – nein, ich bin Banker von Beruf. Das ging alles über Kontoabruf. Und das Konto war gut gefüllt. Ich weiß gar nicht, was ich mit der Wohnung machen soll. Verkaufen?“ „Müssen wir in dieser Sekunde nicht entscheiden.“ „Stimmt.“ Er rief die Eltern an: „Ja, wir sind in der Berliner Luft, Luft, Luft.“ „Herzlich willkommen. Kommt rüber.“ „Ein bisschen verschnaufen, dann kommen wir.“ „Ich hoffe, ihr bringt Hunger mit. Bis gleich.“

War schön zu Hause, Spuren spießig vielleicht. Manchmal hatte Ferdinand seine kleinen Reserven gegen eine gewisse – ja Torheit seiner Mutter und Tumbheit seines Vaters. Aber davon war im Augenblick nichts zu spü-

ren. Ferdinand musste viel erzählen und hatte das Gefühl, dass er nicht immer ganz genau verstanden wurde. War ja auch alles ganz schön kompliziert. Die Mutter war nach wie vor der Meinung, dass ihr Sohn durch ‚diese Susanne‘ nach München in seine Schieflage verführt worden war. Er versuchte mit einiger Intensität zu erklären: „Mama, als ich nach München abhaute, wirklich bei Nacht und Nebel, kannte ich diese wunderbare Susanne ja noch gar nicht. Die Mafia, in die ich geraten bin, war aus Berlin! Weil ich Banker war, sind die auf mich aufmerksam geworden. Und wegen der Mafia, wegen eines anonymen Anrufs bin ich nach München geflohen. Aber da sind sie mir nach. War teilweise ganz schön spannend.“ „Warst du in Lebensgefahr?“ „Weiß ich nicht.“ Das verstand der Vater gar nicht: „Musst du doch wissen, Junge!“ „Es herrschte das Prinzip Informationssperre, das ganze Jahr über. Manchmal war ich ganz froh, dass ich nichts wusste, manchmal hats mich furchtbar gequält. Es endete übrigens mit einem Show-down.“

Das Wort verstand die Mutter nicht, glücklicherweise. Nun wollte sie wissen: „Und was hat bei deinen Anrufen manchmal so gerauscht?“ „Das Meer.“ „Ach nee...“ „Ich bin auf einem uralten chinesischen Seelenverkäufer über den Atlantik gerumpelt und über den Pazifik bis nach China.“ Der Vater wusste gar nicht, was er sagen sollte: „Muss man denn nun stolz auf dich sein?“ „Nee, meine Aktivitäten dabei waren gleich Null. Ich bin nur rumgeschubst worden. Wenn ich bloß wüsste, was der Chinese, dieser Mafia-Boss an mir gefressen hatte.“ Susanne meinte: „Der wollte dich in seiner Nähe haben, weiter nichts. Genau wie ich.“ Dann meldete sich die Mutter wieder: „Und jeden Sonntag hast du das Blaue vom Himmel ins Handy gelogen, als wärst du in Berlin.“ „Ja, ich wollte euch nicht beunruhigen.“ „Ist dir ja auch gelungen, bis auf den Tag, wo wir von Gran Canaria zurück waren und du meintest, es regne in Berlin, dabei strahlte die Sonne vom blauen Himmel.“ „Ja, das war ein dicker Hund!“ „Wo warst du denn da?“ „Weiß ich gar nicht mehr. Ich glaube, in Havanna.“ „Hast du denn ein schlechtes Gewissen?“ „Nein, wieso? Nicht so besonders. Das bisschen Geldwäsche...“

Die Mutter stoßseufzte „Ach Ferdi, ist das gut, dass du wieder da bist.“

Aber du willst ja wieder weg.“ „Nur nach München, das ist ja nicht aus der Welt.“ „Verliebt in diese Susanne da?“ „Ja, sehr.“ „Susanne, verliebt in meinen Ferdi?“ „Ja, wahnsinnig. Ich nenne ihn Fips.“ Das kommentierte der Vater trocken: „Also, das ist ja kein besonders doller Beweis.“ Dann erklärte die Mutter: „Wir haben für den 2. Januar unseren Flug zur Insel gebucht.“ Das fand Ferdinand etwas, - ja unbedacht: „Aber ihr wusstet doch, dass wir kommen. Da sagst du, dass ich wieder weg will, und dabei wollt ihr weg...“ „Jaja,“ sagte die Mutter, „aber die Sehnsucht war so groß. Am Freitag fliegen wir, heute ist Sonntag Wir sehen uns jeden Tag, wenn ihr wollt. Ihr kommt zum Mittagessen oder abends. Müsst bloß Bescheid sagen.“ „Naja,“ sagte Ferdinand, „ich muss auch mit einer Verlegerin verhandeln, und ich muss zu meiner alten Susanne I. Und überlegen, was ich mit meiner Wohnung mache.“ „Das sind aber viele Sachen auf einmal. Kommt doch auch zu Sylvester.“ „Nee, da sind wir bei der Verlegerin eingeladen.“ „Was denn bloß für eine Verlegerin?“ „Ihr habt doch die Bild-Zeitung gelesen. Da stand doch, dass ich ein Buch schreiben will.“ Jetzt stieg der Mutter nochmal auf: „So haben wir von deiner Ankunft erfahren, noch ehe du uns angerufen hast.“ „Ja, tut mir sehr Leid, war nicht in Ordnung, hätte ein Sohn meiner Qualitäten nicht tun sollen.“ „Wenn du nur einsiehst.“ „Wir kommen Neujahr.“ „Sehr gut, da kommt ihr zum Mittagessen, dann bringt ihr uns zum Flughafen, wir möchten am Vorabend schon mit dem Gepäck einchecken.“ „In Ordnung. Und am 2. bringen wir euch auch zum Flughafen. Wann geht denn der Flieger“ „Schrecklich früh.“ „Macht nichts,“ sagte Susanne und holte sich damit wieder einen Pluspunkt in der Schwiegertochterbeurteilungsliste.

Als sie zum Hansa-Viertel zurückfuhren, fragte Susanne und versuchte, alle Bänglichkeit aus ihrer Stimme fernzuhalten: „Wie machen wir das? Gehe ich morgen mit zu dieser Lale Frederik?“ „Hältst du das denn aus, wenn ich da alleine hingehere?“ Klare Antwort Susannes: „Nein.“ „Dann kommst du mit.“ Das war dieser wunderbare Ferdinand mit seiner ganzen Liebeslogik. Und das war diese wunderbare Susanne, die das ganz genau erkannte: „Danke.“

Aber am nächsten Morgen kamen ihr dann nochmal Zweifel. Als Ferdinand vom Frühstückseinkauf kam, fragte sie „Fips, ist es denn gut, wenn du da beim ersten Besuch bei deiner Verlegerin gleich mit deiner Braut angetanzt kommst?“ „Ich meine, dass damit ganz klare Verhältnisse vorgegeben werden. Vergiss nicht, dass wir in der Bild-Zeitung alle beide abgelichtet waren.“ „Zum Verlieben schön...“ „Wir beide sind immer die Priorität. Wenn sie deinetwegen das Buch nicht verlegt, dann ist sie nicht meine Verlegerin.“

Es war Lale Frederik nicht anzumerken, ob sie Susanne als Knochenbeilage (was allerdings bei den schönen Susannen-Rundungen eine sehr schiefe Metapher ist) akzeptierte oder nicht. Begrüßung beider mit Küsschen-Küsschen. Ein bisschen zu lange hielt sie Ferdinands Hand „Noch schöner als auf dem Zeitungsfoto,“ sagte sie mit zärtlicher Ironie. Susanne zog schon mal die Boxhandschuhe fester. Lale war eine schicke moderne Geschäftsfrau, klug, aufmerksam, geistreich. Sie plapperte los: „Eine bessere Reklame als ein Titelfoto auf dieser großen Boulevard-Zeitung kann man sich nicht wünschen. Wir müssen nur aufpassen, dass das Interesse nicht erlahmt. Ich rede Quatsch! Das lässt sich gar nicht verhindern. Wann ist das Buch fertig?“ Ferdinand lachte „Ich habe noch gar nicht angefangen.“ „Was? Jetzt erzählen Sie erstmal, was Ihnen passiert ist.“

Ferdinand erzählte mit einiger Ausführlichkeit, am Ende holte er einen von seinen Zettelpacken aus der Tasche, wie sie ihm Ramona in Havanna immer wieder etwas chaotisch, aber mit großer Liebe zusammengeheftet hatte. Lale war höchlichst interessiert: „Klingt schon mal sehr gut. Und Ramona war das kubanische Liebchen?“ „Das wäre sie sicher rasend gern geworden, aber – wir, Susanne und ich, haben Treue groß geschrieben.“ Sekundenbruchteile Enttäuschung und Skepsis in Lales Miene: „Naja...“ Dann aber herzliche Gratulation: „Dazu kann man nur Segen wünschen. Kommt das auch im Buch vor?“ „Das wird sich nicht umgehen lassen.“ „Hauen Sie drauf auf das Thema. Sieht ganz so aus, als ob das wieder populär wird: Liebe mit Treue. Titel?“ „Ab in den Sarg.“ Das verkraftete Lale nicht gleich: „Nee also – wieso denn das?“ Ferdinand erklärte, dass er von Zeit zu Zeit in eine Holz-

kiste gesperrt wurde, wenn es zum Beispiel galt, ihn an irgendwelchen Passkontrollen vorbei zu schmuggeln. „Aber Sie sind doch immer wieder aus dem Sarg rausgekommen?“ „Da waren Atemlöcher drin. Sonst säße ich nicht hier.“ „Das muss in den Titel rein, irgendwie...“ Jetzt versuchten alle Drei sich unter einigem Gelächter an Titeln, bis Lale sagte: „‘Ab in den Sarg‘ ist an sich ja gut, aber zu negativ, um so mehr, als es ja nicht stimmt. Es war ja immer wieder auch –“ Ferdinand posaunte: „Immer wieder ab in den Sarg.“ Lale überlegte nur kurz, bis sie sich sehr freute „Ja... Ja. Ja! Sehr gut! Das ist schön doppelmytisch. Da steckt drin, dass es immer wieder Auferstehungen gibt! Und wenn man an Tote denkt, ist es ganz schön infam. Sehr gut, Ferdinand!“ Und sie klopfte ihm auf die Schulter.

Susanne – nein, sie ließ die Boxhandschuhe ruhen, aber die Augen schauten aufs äußerste gespannt, was das denn für ein Schulterklopfen war und wie ihr Fips reagierte. Sehr gelassen und zufriedenstellend, fand Susanne. Im Laufe des Gespräches gab es noch zweimal Handauflegen Lales auf Fipsen seinen Oberschenkel - *geneigter Leser verzeihe mir diesen Berliner Grammatik-Lapsus* -, Knienähe. Naja... Und dann gegen Ende, als Ferdinand bekannte, wie sehr erstaunt er denn doch sei, plötzlich ein Autor dieses renommierten Verlages zu werden - wahrscheinlich jedenfalls - und kleine Zweifel anmeldete, ob er diesen Ansprüchen gerecht werden könne, da reagierte sie mit spontaner großer Geste beider flachen Hände auf seine Brust zu: „Ich beschwöre Sie! Keine dergleichen Gefühle, mein lieber Ferdinand!“ Aber sie bremste die Hände vor der Berührung abrupt ab und ließ sie in die Luft flattern: „Nein!, werden Sie kein Autor mit Selbstzweifeln – beim dritten oder vierten Buch, ja, aber früher keinesfalls!... Schreiben Sie mit Lust, bitte!“ Susanne registrierte das kurze Wort ‚Lust‘.

Hier muss eingeräumt werden, dass geneigter Leser diese Eifersucht der Susanne natürlich kindisch und völlig untrendig nennen kann. Ja, sie liebte ihn mit Besitzstandsdenken, gänzlich aus der Mode. Nein, Lale hat ja selbst gesagt, dass Liebe mit Treue wieder populär wird, ein gegenläufiger Trend.

Und sie dachte: ‚Ich will den nicht mit irgendeiner teilen! Wo läge die Sünde des Mann-Besitzen-Wollens? Ich will das nicht für alle Leute propagieren, aber ich reklamiere es ohne jede Einschränkung für Fips und mips. Wir haben zu viel Angst und Modder hinter uns. Ende des Nachdenkens.‘

Auf dem Tisch lag in einer Klarsichthülle der Optionsvertrag, den Ferdinand mitgebracht hatte. Lale nahm ihn und sagte: „Unterschrieben, gut. Damit gehen wir jetzt zum Geschäftsführer.“ Sie begleitete die beiden und stellte den neuen Autor vor. Sie fügte aber gleich hinzu: „Nein, dass das klar ist: Unser Autor ist er noch nicht. Ich hoffe, dass ers wird. Jetzt segelt er erstmal mit dieser Option durch die Lande. Ferdinand Ich kriege dann laufend Kapitel oder Absätze gemailt, dann sehen wir weiter.“

Auf dem Flur bog Ferdinand in die Toilette: „Komme gleich.“ Und Lale fiel ins ‚Du‘ und fragte leise: „Was hast du dir denn da für einen Engel geschnappt?“ Susanne fand die Vorstellung ‚Ferdinand–Engel‘ denn doch ziemlich zum Lachen, die Eifersucht dümpelte dessen ungeachtet weiter: „Ich war auf Schmetterlingsjagd, plötzlich hatte sich Engel Ferdinand im Käscher verfangen.“ „Ach nee, auch ne poetische Ader. Wird eure Liebesgeschichte etwa der zweite Roman?“ Ging Susanne alles ein bisschen zu schnell: „Das findet sich. Ferdinands Kuba war übrigens kein Roman.“ Lale fand das ‚Sie‘ wieder angemessen: „Glauben Sie, dass er mir diesen Zettelpacken zum Durchlesen überlässt. Wie lange bleibt ihr denn in Berlin?“ „Bis Sonntag nach Dreikönig. Ich glaube, er lässt Ihnen die Zettel.“ „Dreikönig ist der 6. Januar oder? Feiern wir nicht im preußischen Berlin.“

Im Vorzimmer sagte Lale zu ihren drei Mitarbeiterinnen: „Das ist also Ferdinand Honigmann, ziemlich sicher ein neuer Autor bei uns. Sagt mir, welchen Lektor würdet ihr ihm gönnen?“ Drei weibliche Augenpaare musterten den angehenden Autor – liebevoll, lächelnd, auch begehrtlich, wie Susanne registrierte. Fast synchron sagten die drei Damen dann „Herrn Wintrich.“ Dann lachten sie, und Lale sagte: „Dasselbe habe ich auch gedacht. Bertel,“ damit wandte sie sich an ein schönes Mädchen mit langen, sehr gepflegten Haaren, „bitte ein Piccolo mit drei Gläsern.“ „Kalt?“ fragte Bertel. „Kalt den

Sekt?“ fragte Lale, „wir haben da immer ein paar Flaschen mit Zimmertemperatur für zwei ältere Autoren, die das Kalte nicht vertragen...“ „Kalt, würde ich sagen,“ meinte Ferdinand und schaute zu Susanne. Die sagte: „Ja, bitte kalt.“

Den servierte diese Bertel, als sie wieder im Chefzimmer saßen. Lale stand auf und hob ein Glas: „So, Ferdinand, auf eine gute Zusammenarbeit und Zukunft.“ Ferdinand und Susanne standen auch auf und nahmen die Gläser. Ferdinand wandte sich Susanne zu. Lale packte ihn ziemlich derb am Arm: „He, kuck mir in die Augen, Kleiner.“ Mit nichts ließ Ferdinand merken, dass ihm der Griff nicht behagte: „Darf ich erst mit Susanne anstoßen?“ Das tat er, Susannen erfreute es. Dann drehte er sich Lale zu und sagte mit beachtlichem Charme: „So, da haben Sie meine Augen ganz für sich...“ Lales kleine Ungehaltenheit verflog, zärtlich stieß sie mit Ferdinand an.

Susanne kam es gelegen, diese Augenspielereien sanft zu stören: „Fips, die Frau Verlegerin –“ sie hätte ja ‚Lale‘ sagen können, aber daran hinderten sie die sperrigen Boxhandschuhe und das Sekt-Augen-Ineinander „– möchte gerne in deinen Zetteln hier blättern. Kannst sie ihr doch geben für ein paar Tage.“ Ferdinand zögerte: „Ja, also... Die haben natürlich mit dem Buch noch sehr wenig zu tun.“ Lale reagierte rasch „Das ist mir klar. Sie brauchen keine Angst haben, dass ich wie ein Lektor lese und auf Kommafehler achte, ich gebe das auch nicht weiter. Nur dem Wintrich, Ihrem Lektor. Ich will eine Ahnung kriegen, was da auf mich zukommt.“ Ferdinand war einverstanden „Gut.“ „Wann ist das Buch fertig?“ Die Frage machte Ferdinand erschrecken „Oh Gott!, Frau Frederik, ich bin gelernter Banker, ein Jahr lang war ich gar nichts, nur Flüchtling, eigentlich ja Gefangener, der rumgeschupst wurde und sich Notizen machte, jetzt versuche ich mich sehr vorsichtig als Autor, und da wollen Sie wissen, wann das erste Buch fertig ist.“ Da lag aber eine ordentliche Portion Zärtlichkeit in Lales Replik: „Habe ich Sie erschreckt? Das wollte ich nicht. Gehen Sie nicht zu vorsichtig an den neuen Job. Beißen Sie zu. Die Leser wollens wissen, ich auch...“

Sie stand auf und ging zu ihrem Schreibtisch, blätterte im Terminkalender „Wann gebe ich Ihnen die Zettel zurück? Ich möchte Sie auch mit Ihrem Lektor bekannt machen. Bitte, bitte, bitte, dass das klar ist: Was wir jetzt reden – daraus erwachsen für den Verlag noch keinerlei Verbindlichkeiten! Auch das Glas Sekt ist kein Vertrag. Zunächst die Option, weiter nichts. Ich bin guter Hoffnung – ach, sowas sagen werdende Mütter, bin ich natürlich nicht, ja, schon guter Hoffnung, aber nicht werdende Mutter -, dass wir zusammen kommen werden. Sagen wir Mittwoch, den – nee, da ist der noch gar nicht zurück...“ Über die Sprechanlage fragte sie: „Wann ist der Wintrich wieder da?“ Die Stimme der Sekretärin antwortete: „Montag, 12. Januar.“ „Danke.“ Sie wandte sich an die beiden „So, jetzt kommt zum ersten Mal so eine scheißfreundliche Frage von der Verlegerin, die Sie nur mit ‚Ja‘ beantworten können, wenn Sie die ganze Sache nicht hopps gehen lassen wollen, weil Sie in eine schreckliche Abhängigkeit von mir geraten sind Könnt ihr einen Tag dranhängen? Am Montag ist der Lektor, Herr Wintrich wieder da, und es wäre gut, wenn Sie den noch kennen lernen.“ Susanne antwortete mit einem kleinen Lächeln in den Augenwinkeln: „Nein, das können wir leider leider leider nicht.“ Ferdinand lachte: „Können wir natürlich. Meine Susanne ist Juristin und wollte Erpressung nicht zulassen.“ „Bitte, fühlt euch nicht erpresst. Wir wollen eine gute Arbeit machen, Erfolg liegt in unser aller Interesse. Jetzt muss ich mal meine echte Nächstenliebe auspacken: Habt ihr ernsthaft Schwierigkeiten, wenn ihr einen Tag länger bleiben müsst?“ Ferdinand antwortete „Nein, nicht ernsthaft, oder Susanne?“ „Nicht ernsthaft. Nur meine armen Eltern kriegen ihr Auto noch einen Tag später wieder.“ Lale lachte: „Gut. Nächste Verabredung: Sylvester-Party bei mir zu Hause, Grunewald, Spohrstraße 2A, open house ab 21 Uhr, übernächste Verabredung in genau vierzehn Tagen, Montag, 12. Januar 2004, wieder 10 Uhr hier. Danach könnt ihr noch nach München abziehen. Moment noch!“ Sie holte zehn Bücher aus einem Regal: „Die hauptsächlichen Neuerscheinungen im vergehenden Jahr. Könnt ihr nicht alles lesen, aber macht euch ein bisschen kundig. Viele Autoren werden Sylvester bei mir feiern, Morton auch.“

8 Zwei Jungs und zwei Susannen

Als sie nach Hause fuhren, fragte Ferdinand: „Wie fandstn die Lale?“ Susanne antwortete sehr bestimmt: „Ein sehr sympathisches Aas.“ Ferdinand lachte: „Das ist aber ne Mischung.“ „Fips, alles im Leben ist Mischung. Reine Sympathieträger sind selten, genauso reine Äser – Aase – Mehrzahl von Aas weiß ich nicht. Fips, sei wachsam.“ „War ich doch oder?“ „Warst du, ja, bleibs. Wunderbar, wie du mit dem Sekt erst mit mir angestoßen hast. Alle Beeinträchtigungen unserer Liebe sind Weltuntergänge! Ich kanns nicht oft genug wiederholen. Sehr erfolgreiche Frau, auch bei Männern. Das Einzige, was sie irritiert, sind welche, die sie nicht gleich bespringen wollen. Aber sie verbreitet so eine Sicherheit, als ob sie alle Männer kriegen kann. Und sie entscheidet dann, wer ran darf und rein. Nicht so schön. Du wirst zu denen gehören, über die sie nicht verfügen kann. Da können solche Tigerkatzen hinterhältig werden. Mit Macht sollte man behutsam umgehen.“ „Du spekulierst weit.“ „Vielleicht zu weit, ich weiß es nicht...“ Nach einer Weile sagte sie noch: „Die hätte dich ja am liebsten von oben bis unten abgetatscht!...“ Ferdinand widersprach: „Also hör mal -“ Aber Susanne war in Fahrt: „Komm, erzähl mir nichts. Lale ist wunderbar, aber sie ist ein Aas.“ „Können wir damit leben?“ fragte Ferdinand, schon ein wenig bang. „Das ist erstmal up to you. Ich fühl mich stark genug.“ „Ich auch.“

Ferdinand rief dann am Abend Susanne I an: ob sie einander morgen Abend sehen können und wollen. „Au ja!“ freute sich Susanne, „ihr kommt zu uns und dann essen wir zusammen.“ „Macht dir nicht zu viel Mühe?“ „Was? Wieso Mühe? Quatsch. Ihr kommt um acht. Da ist Sohnemann gerade gebettet, den müsst ihr ja noch sehen. Wir freun uns!“ „Sollen wir was mitbringen?“ „Ja, Ingwerplätzchen, haben wir früher immer so gerne gegessen, weißt du noch?“

War nicht ganz einfach, in der Fremde Ingwerplätzchen zu finden, nicht unbedingt ein Supermarktartikel. Aber es gelang in einem der letzten

Süßwarenläden, die sterben ja aus. Dann trafen Vier zusammen, die ganz schön mit Stolperdrähten verbunden waren. Viel Versöhnliches hatte erstmal das Sohnmännchen. Er lag in seinem Bettchen in der kleinen Kammer (die früher mal als sehr asoziales Dienstmädchenzimmer diente), war noch wach und grinste sich eins. Ferdinand fragte „Heinz, bist du ein glücklicher Vater?“ „Was ne Frage!...“ Damit war eigentlich die Frage, ob er oder Heinz der Vater sei, vom Tisch. Ferdinand konnte sich nur noch mit Mühe vorstellen, dass der Junge sein Sohn sein sollte. Zu Beginn der Schwangerschaft war das gar keine Frage: Ich bin der Vater. Das belastete ihn, als er nach München geflohen war. Dann kam dieses Telefonat, als er in einer Münchner Arztpraxis über ein Wochenende eingeschlossen war. Plötzlich war auch Heinz als Vater möglich und sollte geheiratet werden. Das hatte den Eingeschlossenen mächtig bewegt, aber er protestierte damals nicht und absolvierte längere Gänge in der von außen verschlossenen Arztpraxis. Wie, wann, wo hatte diese kleine Susanne ihn da betrogen? Susanne II provozierte ein bisschen: „Fips, der sieht dem Heinz ähnlich oder?“ Ferdinand war das etwas peinlich: „Ja, doch wohl...“ Susanne I lachte „Du nennst ihn Fips?“ „Ja, Ferdinand ist sehr lang. Als wir uns das letzte Mal sahen, hattest du einen ungeheuren Medizinballbauch, mit dem du gerade in den Hafen der Ehe segeltest. Ich hab eure Hochzeit in schöner Erinnerung.“ „War auch schön,“ sagte Heinz, dem das wohltat. Susanne I sagte noch: „Wenn dieses Geschöpfchen auf meinem Arm hockt und sein kleines Patschhändchen auf meinen Nacken legt, das ist mit nichts auf der Welt zu vergleichen, auch nicht mit dem Streicheln von meinem Heinz.“

Ferdinand stiefelte durch die alte Behausung, kuckte auch ins Schlafzimmer, dessen Tür ein wenig offen stand: „Ihr habt ein neues Bett,“ rief er in Richtung Küche, wo Susanne I bruzzelte. „Ja,“ rief sie zurück, „das musste sein.“ Ferdinand kommentierte weiter: „Hatten wir schon immer dran gedacht, mal ein neues zu kaufen...“ Susanne I stand plötzlich neben ihm: „Möchtest du hier wieder rein?“ fragte sie ohne jeden Unterton. Sehr rasch

antwortete er: „Nein.“ „Ich möchte dich auch nicht zurück. Gute Freunde bleiben, das möchte ich.“ Damit flutschte sie wieder in die Küche.

Dann gab es Rührei mit Speck, dazu Bratkartoffeln und Salat. „Wer dann noch Hunger hat, kriegt Käse und Brot und Butter und Aufschnitt. Was trinkt ihr? Cola, Bier, bisschen Wein ist auch da.“ Ferdinand präsentierte: „Ingwerplätzchen!“ Susanne I freute sich: „Oh, Fips, danke. Ab und zu darf ich auch mal Fips sagen, ja?, bitte.“ Susanne II war generös: „Darfst du, klar – ab und zu mal...“

Mitten unter dem Essen fragte Ferdinand den Heinz: „Hast du mich angerufen und gesagt ‚Verpiss dich schleunigst! Du bist in Lebensgefahr. Hau ab! Sofort!‘?“ Heinz hatte offensichtlich das Thema nicht so gerne: „Weißt du aber sehr genau auswendig.“ „War einer der schlimmsten Sätze in meinem Leben.“ „Ja, war ich. Die hatten eine Wahnsinnsrut auf dich, weil du ihnen die – war fast ne Million, nicht in Euro getauscht hast, nachgeschmissen hast du sie ihnen.“ „Du meinst, die hätten mir was angetan?“ „Bin ich ziemlich sicher. Da war auch noch die Sache mit dem Toten beim Kickboxing. Da warst du Zeuge. Sie wussten ne Menge, aber sie hatten keine Ahnung, wie schwierig Geldwäsche wirklich funktioniert. Die dachten, du willst nicht.“

Ferdinand blieb bei der Offenheit seiner Fragen: „Hast du vielleicht auch ‚Verpiss dich‘ gesagt, weil du Susanne für dich allein haben wolltest?“ Heinz zögerte nur kurz: „Auch - ja.“ Susanne I stand auf, ging zu Heinz und umarmte und küsste ihn. „Danke für deine Offenheit,“ sagte Susanne II, „ich muss ja nun anfügen, es war mein ganz großes Glück, dass Ferdinand dir gehorchte und sich nach München verpissste.“ „Du als gebildete Münchnerin solltest das Wort nicht benutzen,“ monierte Susanne I. Lachend, nur ein ganz kleines bisschen spitz reagierte die II: „Mach du Berliner Susanne mir Münchner Susanne mal keine Vorschriften, wie ich reden soll.“

Später gings dann nochmals um Vergangenheiten – es ging eigentlich dauernd um Vergangenheiten. Sie saßen niedrig auf der etwas altertümli-

chen Couchgarnitur. Ferdinand griff etwas provozierend in den Stoff von Heinz' Hose „Angenehmer Stoff, meine Hose...“ Heinz wurde dann ja immer ziemlich ernst, weil er sich angegriffen fühlte: „Man wusste ja nicht, wann du mal wiederkommst.“ „Oder ob ich nicht schon tot bin...“ „Genau.“ Susanne II moserte: „Also Heinz, du bist ganz schön ein Herzchen.“ Das kommentierte Susanne I: „Das ist er. Aber du meinst das ja nicht ehrlich.“ Susanne II fuhr fort: „Ferdinands Sachen anziehen, weil der tot sein könnte. Und dann auch noch ‚Genau‘ sagen.“ Ferdinand löste auf: „Lasst gut sein. Meine Sachen auf der Straße ist besser als im Schrank. Ich will die auch gar nicht wiederhaben. Susanne!“

Es antworteten zwei Ladies kurz hintereinander „Ja?“ „Ja?“ „Ich meine Susanne I: Bevor ich nach München abzische, habe ich meinen Führerschein aus dem Portemonnaie genommen, die Autozulassung und den Personalausweis und die Bankkarten und so Zeug... Ich hoffe, dass Heinz das nicht auch alles benutzt hat.“ Wieder fühlte sich Heinz angegriffen: „Na hör mal!...“ Susanne I war aufgestanden und öffnete eine große Schublade im Schreibtisch: „Alles, was du hier gelassen hast, alles hier drin, auch dein Handy und dein Fotoapparat.“ Ferdinand ging hin und betrachtete seine Berliner Vergangenheit, steckte dann Einiges in seine Taschen: „Für das Handy gabs noch so ein Ladegerät.“ „Auch da,“ sagte Heinz und zog die Schnur mit dem Ladegerät aus einer Stecker-Latte.

„Danke,“ sagte Ferdinand und fuhr fort: „Heinz, wenn ich dich nun frage: Verkaufst du mir meine Wohnung, was sagstn da?“ Heinz grinste übers ganze Gesicht: „Sage ich: Her damit! Ist zwar ein dickes Ding, aber -“ Susanne I erhob sich von der Schublade und war sehr begeistert: „Das schaffst du glatt, mit links!...“ Heinz bremste ein bisschen: „Naja, also mit links – in Immobilien habe ich noch nicht gemacht.“ Ferdinand meinte „Ich möchte sie nicht unserer alten Bank anbieten. Kriegst auch deine Provision. Über die Einzelheiten reden wir dann in den nächsten Tagen.“ Susanne I lachte: „Im nächsten Jahr!“ Heinz sinnierte „Vielleicht habe ich sogar schon einen Käufer, mal sehn... Hansa-Viertel oder?“ „Jaja, im Hansa-Viertel.“

Susanne I stand am Fenster und schob die Gardine etwas zurück: „Ihr habt aber ein dickes Auto!...“ Susanne II beeilte sich zu sagen: „Gehört meinen Eltern.“ Und I fragte: „Lasst ihr uns den Mini?“ Und Ferdinand erklärte: „Bis ich ihn brauche, ja. Wann das ist, weiß ich im Moment nicht. Ihr behaltet die Zulassung, hier,“ – er gab sie Heinz – „zahlt die Steuern, Versicherung und die Betriebskosten.“ „In Ordnung,“ sagte Heinz. Susanne II rügte: „Ihr könntet auch Danke sagen.“ Und I bestätigte „Hast Recht. Danke.“ „Danke,“ brummelte Heinz. Ferdinand erklärte: „Ich will meine Wohnung so weit leer machen, dass Heinz sie vermitteln kann. Dazu brauchen wir den größeren Wagen. Wo kriegen wir denn ein paar Umzugskartons?“ Da war Heinz sofort parat: „Geb ich dir nachher ne Adresse.“

Susanne II provozierte: „Heinz, du hast Ferdinand in die Pfanne gehauen.“ Heinz verwahrte sich entschieden: „Was habe ich? Nichts da.“ „Du hast die Chinesen vor der Fahndung gewarnt.“ „Aber ich hatte doch keine Ahnung, dass die den Ferdinand geschnappt haben.“ „Hättest du wissen müssen.“ Heinz wurde ziemlich pampig „Hätte hätte!... Die Chinesen waren in Gefahr. Und ich habe von denen viel Gutes gehabt. Die musste ich warnen!“ Susanne II beharrte: „Aber Ferdinand!...“ „Das letzte, was ich von ihm wusste, dass er auf meinen Rat abgehauen war.“

Susanne I fühlte sich unbehaglich: „Meinen Heinz hier madig machen, wo er doch den Ferdinand...“ Sie wusste nicht weiter. II konterte: „Susanne, kann es sein, dass du keine Ahnung hast von dem, was wir hier besprechen?“ „Kann sein, ja. Aber wenn ihr meinen Heinz madig macht, - davon habe ich schon ne Ahnung.“ Susanne II kam wieder zur Sache: „Heinz, du musst doch Verbindung mit den Chinesen gehabt haben?“ „Hatte ich, ja, ab und zu. Daher wusste ich ja auch, dass Ferdinand in München ist. Aber die haben mir doch nicht auf die Nase gebunden, dass sie ihn schnappen wollen.“ „Damals hatten sie ihn schon längst geschnappt.“ Jetzt wurde Heinz ziemlich laut: „Davon wusste ich doch nichts! Ich dachte, der hampelt da irgendwo in München rum. Macht mich mal nicht schlechter, als ich bin. Der Nachmittag da bei der Polizei war ganz schön Scheiße.“ Susanne II be-

harrte: „Das ist doch aber alles kein Grund, zu den Chinesen zu sagen: Verpisst euch!“ Heinz, noch immer reichlich unbehaglich: „Ihr macht immer so Witze...“ Ferdinand grinste: „Also, so trocken kommst du mir aber auch nicht vor.“ Heinz bestätigte: „Stimmt, - man kann an Alles nochn Witz dranhängen.“ Susanne II schränkte ein: „Nicht an Alles!“ Susanne I pflichtete bei: „Stimmt. Wenn mein Baby krank ist, da reimt sich kein Witz drauf.“ In Susanne II brodelte es noch immer: „Vor dem Schlösschen stehen mit lauter Polizei, und vor fünf Stunden oder was war Ferdinand noch da!...“

Susanne I wurde auch ein bisschen pampig „Jetzt mach mal langsam Schluss, auch wenn du Krimi studiert hast! Der Ferdinand ist wieder da und ist prima, und die Susanne II ist auch prima, wenn sie nicht so stur ist, und mein Heinz ist sowieso prima...“ Und Ferdinand setzte eine kleine Krone drauf „Und Susanne I ist auch prima. Ich fürchte, dass ich auch ohne Heinz in Kuba gelandet wäre.“ „Naja,“ grummelte Susanne II noch, „wir standen mit einer Menge Polizei bei dem Schlösschen in Oberbayern und stellten dann fest, dass es leer war, fluchtartig verlassen, weil Heinz die Chinesen gewarnt hatte.“ Jetzt stellte Susanne I fest: „Aber er konnte nicht wissen, dass sie Ferdinand mit auf die Flucht genommen haben. Hört auf, Leute...! Alles alte Eier! Längst gegessen. Kuck immer deinen Ferdinand an und freu dich, dass er da ist.“ „Das tu ich, Susanne, kannst du sicher sein – das Wunder...!“

Susanne I hatte noch ein Thema „Fips – Fips passt überhaupt nicht zu Ferdinand – Ferdi, kommst du wieder in unsere Filiale?“ Susanne II kriegt einen Schreck: „Nein!...“ Sehr eindeutig bestätigt Ferdinand: „Nein, ganz bestimmt nicht. Ich bleibe in München. Da ist meine Susanne.“ I lachte: „Wär lustig, wenn wir wieder Sie sagen würden.“ Ferdinand irritierte das: „Was?“ „Naja, ist Quatsch, vergiss es. Was machstn in München?“ „Weiß ich noch nicht. Heinz, hast du eigentlich ein festes Einkommen?“ „Nö. Brauchst du eins?“ lachte er hinterher. Susanne I ergänzte: „Wir kommen gerade so hin. Ich bin aufgestiegen. Von der Erbschaft heben wir immer nur die Zinsen ab. Und ab und zu verdient ja Heinz auch was. Sonst macht er den Hausmann –“

sehr guter Hausmann ist der! Ich hab schon drei Monate nach der Geburt wieder gearbeitet, zuerst halbtags.“ Heinz stellte mit leisem Stolz fest: „Ich bin ja da auch Mitarbeiter bei der Detektei Werner und Werner.“ Susanne II stutzte: „Vor einem halben Jahr hast du gesagt, dass es die gar nicht gibt.“ Heinz grinste breit: „Stimmt, aber viele wissen das nicht. Mitarbeiter bei einer Detektei macht sich immer gut. Vor Allem, wenn die Polizei blöde Fragen stellt...“

Auf der Heimfahrt wieder der Versuch, die Eindrücke einigermaßen zu ordnen. Ferdinand fing an: „Der Heinz ist der richtige Partner für Susanne I. Ich war es nicht.“ Aber Susanne widersprach mit Liebe: „Red mal deinen Einfluss auf dieses Mädchen nicht klein. Wer mit dir lebt, entwickelt sich.“

9 Susanne tritt ins Neue Jahr - aber wie!

Sylvesterabend 2003, Open house bei Lale Frederik. ‚Alles ganz einfach, es kann gar nicht genug kosten!‘ war hier offenbar der Grundsatz. Man investierte in grundsolide Handwerkerarbeit und edle Hölzer, auch viel Metall, das Meiste war wunderschön, edel, formvollendet, nichts erinnerte an Ikea – übrigens nichts gegen Ikea! Die Gefahr des Sterilen tauchte nirgendwo auf, das Haus wirkte angenehm bewohnt.

Ferdinand wurde von Lale mit einigem Aplomb vorgestellt: ‚War fast ein ganzes Jahr lang in den Fängen der chinesischen Mafia, aber nicht in Shanghai, sondern auf Kuba. Ist aber auch nach China geschippert. Und so wird sein Buch heißen ‚Immer wieder ab in den Sarg‘.‘ Applaus – wofür eigentlich? Lale war geschickt genug, auch Susanne vorzustellen.

Dann kam Morton, ein bekannter Autor des Verlages und deutlich Lales enger Freund. Er wurde mit Applaus begrüßt und rief: ‚Wo ist denn meine Weide für die letzten Stunden des Jahres?‘ Und sein Blick fiel sehr genüsslich auf Susanne, die - wir kennen sie - solche Blicke überhaupt nicht leiden kann. Sehr abweisend schaute sie zurück.

Ferdinanden näherten sich immer wieder Männlein und Weiblein mehr oder weniger intellektuellen Gehabes, die sich vorstellten und über sein Buch etwas wissen wollten. Ein sehr hagerer, nicht mehr ganz junger sagte ihm: ‚Wissen Sie, ich kann ja neue Autoren des Verlages nicht leiden. Naja, nehmen uns Alten immer was weg: Lales Aufmerksamkeit, Geld, Lektor, Publicity. Am liebsten hätte ich den Verlag ganz für mich. Und auch alle anderen Verlage – weg!‘ Er lachte nicht so doll und musste mal wieder zum Zahnarzt. Ferdinand fühlte sich etwas unsicher, weil er diese Autoren ja wohl eigentlich alle kennen musste, er kannte einige Namen von den Buchdeckeln und vom teilweise längeren Blättern und schaukelte sich so durch.

Gab auch kleine Einblicke in Lales Liebesleben. Da war dieser Morton. Der beinah schamlos mit Susanne zu flirten anfing. Das brachte die Blau-

pause etwas durcheinander. Und Susanne auch, nein nicht durcheinander, sie war sehr abweisend, aber sie wollte doch keine Spielverderberin sein. Lale sagte: „Es stört mich nicht, wenn mein Liebster Sie hofiert.“ Und Susanne haute mit dem Knüppel zu: „Aber mich!“ Der Mann suchte sich fortan andere Opfer. Aber um Mitternacht tauchte er mit ziemlich genauem timing bei ihr auf, stand hinter ihr und drehte sie beim ersten Glockenton des Neuen Jahres zu sich rum, umarmte sie kräftig und verpasste ihr einen Schmatzekuss auf ihre Lippen. Das war nicht übermäßig auffällig, passierte ja in diesem Moment überall auf dieser Party. Aber Mortons Kuss hatte was von einem Racheakt fürs Abgewiesenwordensein, was Susanne sehr genau verstand und dementsprechend empörte. Nein, eine Vergewaltigung war es nicht, aber nicht so weit weg davon... Susanne wischte sich auffällig genug die Lippen und flüchtete zu Ferdinand, den sie heftig umarmte.

Lale entging die kleine Episode nicht. Bald fand sie Gelegenheit zu verkünden: „Ich möchte euch übrigens alle warnen vor der Treue dieses Liebespaares. Ein Jahr Trennung haben sie unbeschädigt überstanden.“ „Woher willstn das wissen?“ fragte einer mit frechem Grinsen. Lale antwortete sehr schön: „Gibt doch wohl ein Wissen des Herzens - oder? Liberale Leute, Hand auf dieses wissende Herz: Wer von uns denkt nicht manchmal mitten im Rammeln an Dauer und Treue?“ Ihr Liebhaber frohlockte: „Also, ich denke meistens an mein nächstes Nummerngirl.“ Und Lale konterte knapp: „Weil du ein Dinosaurier bist und bleibst.“ Ferdinand und Susanne registrierten eine kleine Bitterkeit, die in Lales Replik lag. Es war gut, das zur Kenntnis zu nehmen, sonst wären sie sich am Ende noch doof vorgekommen in all dieser Libertinage... „Wenn wir hier Zugeständnisse machen, -“ sagte Susanne sehr leise, „- gehts uns schlecht,“ ergänzte Ferdinand.

Eine Frau trat zu Ferdinand: „Die Beschränkung auf Treue -“ Ferdinand unterbrach sofort: „Wieso liegt da eine Beschränkung?“ „Können Sie mir mal sagen, was Treue für Vorteile hat?“ „Nein,“ sagte Ferdinand, „das kann ich nicht. Ich übe sie und das verbietet Erfahrungen mit der Gegenposition.“ Es bildete sich eine kleine Gesprächsraube. Einer argumentierte:

„Ich will Ihnen mal was sagen: Wer nicht treu ist, der hat die Fülle, die Abwechslung, den Pfiff, den Witz. Er befriedigt eine Neugier, niemals die Neugier unterschätzen!...“ Ferdinand gab zu: „So wie wir leben, können und wollen nicht alle leben, das wissen wir schon. Das Gesetz der Treue ist kein allgemeingültiges Gesetz. Es ist mein Gesetz.“ „Und das brummst du auch der armen Susanne auf!“ Susanne widersprach heftig: „Hier reden zu viele Leute zu viel Quatsch! Was wissen Sie denn von uns? Nichts! Das Einzige, worum wir bitten: uns unsere Treue zu lassen.“ „Keiner will sie euch wegnehmen.“ Susanne fragte sehr ironisch: „Sind Sie sicher? Für den - den Libertin ist der Treue eine Provokation, eine Nuss, die es zu knacken gilt.“ „Schöne Metapher,“ sagte eine Frau, „nur geknackt lassen Nüsse sich essen.“ „Naja,“ sagte Susanne, „Metapher eben. Ich mag Pauschalverdammungen der Treue nicht. Sie sind billig. Und wenn Treue hier zickig ist, dann gehören wir nicht hierher. Ich fürchte, die Leute haben Recht, die von Fülle, Abwechslung, Pfiff und Witz und Neugier schwafeln. Nein, sie haben nicht Recht! Ich habs doch erlebt und exerziert. Es war in vielen Momenten nichts als die Hölle. Dauernd dieses Gefühl, mit einem Anderen wärs noch besser. Nä! Soll ich als altes Mütterchen dasitzen und stricken und bedauern, dass ich weniger Männer hatte, als ich hätte haben können? Nä! Ist mir zu plump, zu simpel, zu - zu plan...“ Und ihre Miene spiegelte ganz schön viel Ekel.

„So,“ sagte die Frau, die das Gespräch angezettelt hatte: „grundsätzlich - nee, grundsätzlich sollte man gerade bei diesem Thema nicht werden - Treue als Naturgesetz gibt es nicht, sie ist eine eher dekadente, späte Kulturerrungenschaft.“ „Stimmt so simpel nicht,“ sagte Ferdinand, „Enten leben monogam mit gelegentlichen Seitensprüngen, viele Vogelarten, manche Affensorten, nix Kultur. Ich liebe solche Entenehepaare auf dem Flaucher sehr. Mit ihnen in Einklang zu sein - finde ich schön.“ „Der Junge ist unheilbar,“ sagte die Frau und schenkte sich noch einmal Sekt ein, „Susanne, Gratulation zu einem so Unheilbaren. Vielleicht liegt's nur am Mangel an Gelegenheit.“ „Nein,“ sagte Susanne, „da war in Havanna die Ramona...“ „Schöner Titel,“ sagte einer, „Da war in Havanna die Ramona...“ Und Su-

sanne ergänzte: „Ich hab sie kennengelernt. Seitdem ich weiß, dass er mit ihr nichts hatte, bin ich recht zuversichtlich.“ „Ihr seid Exoten... Vermeidet auf jeden Fall, starrsinnig zu werden. Aber was, bitte, ist ein Flaucher?“ Ferdinand erklärte knapp: „Ganz wunderschönes Flussbiotop an der südlichen Isar vor München.“

Dann gabs auch noch Musik, nicht unbedingt das Neueste, aber eine sehr süße schwarzhaarige Disease mit einem elegant die Tasten liebkosenden Begleiter-Pianisten, die mit der 'Fledermaus' anfangen und bei 'My fair Lady' enden wollten. Aber dazu kamen sie nicht. Und dafür sorgte Susanne. Sie lehnte zuhörend über ein Geländer - Lales Wohnung war natürlich ein wenig horizontal gestaffelt - und fühlte sich plötzlich am Po geliebkost. Morton lehnte direkt neben ihr, ziemlich nahe mal wieder, und jedenfalls der rechte Arm nicht vor sich auf dem Geländer. Das war kein kleines Tätscheln und auch kein Klaps, sondern streichelnde Liebkosung - Susanne fühlte sich mal wieder nackt ausgezogen. Sie erspähte Ferdinand im Gespräch - nein im Geflüster mit Lale ziemlich weit weg, was ihrer Eifersucht Nahrung gab und ihre Wut schürte. Sehr rasch richtete sie sich auf und schrie Morton an: „Jetzt hören Sie doch endlich mal auf!“ Die Sängerin fürchtete, sie sei gemeint und brach ihren Gesang ab, aus den Fingern des Pianisten perlte noch ein Lauf... Morton schimpfte in die absolute Stille: „Du bist eine ganz widerwärtige mittelalterliche Zimtzicke!“ Susanne entfuhr ein langgezogener Wutschrei. Sie stampfte sehr kräftig mit dem Fuß auf. Wie absichtlich sie dabei den Fuß ihres Gegenübers traf, lässt sich nicht rekonstruieren. Auf jeden Fall traf sie sehr hart und fest! Morton schrie auf vor Schmerz und sank auf die Stufen. Er umklammerte seinen Fuß und jammerte entsetzlich: „Holt den Notarzt! Ich verblute!“ Susanne hatte mit ihrem Absatz tatsächlich ein Loch in den Schuh gestampft. Aus dem floss Blut. Einige Damen des Verlages kümmerten sich um den Verletzten, der immer wieder vor Schmerzen schrie, viel Küchenrollenpapier wurde verbraucht, auch Papierservietten. Der Notarzt kam erstaunlich schnell.

Er war ein sehr großer, magerer Mann, der anfang mit: „Schönen Dank auch!...“ Verständnislosigkeit ringsum: „Was? Wieso? Wofür?...“ „Naja, endlich mal was anderes! Sylvester gibts bei uns fast nur Feuerwerksopfer. Oft sehr schlimm. Der Fuß hier sieht auch nicht gerade schön aus. Wie ist denn das passiert?“ Wer sollte darauf antworten? Susanne tats: „Ich war das. Der Herr liebte unangefordert meinen Hintern. Vor Wut stampfte ich mit meinem Fuß auf. Leider war seiner gerade darunter.“ Gab Leute, die mussten leise kichern. „Ich tippe auf Diabetes,“ sagte der Arzt“ „Ja,“ sagte Lale, „das macht die Füße so empfindlich.“ „Das brauchen Sie mir nicht zu erzählen,“ sagte der Arzt, der übrigens schnell und umsichtig arbeitete, von einem Helfer assistiert. „Zehen,“ plauderte der Arzt beim Arbeiten weiter, „diese Überreste vom Kletteraffen... Die bräuchten wir ja so ausführlich gar nicht mehr. Bei Diabetes sehr heikles Terrain... Hier ist ziemlich sicher nichts gebrochen, ist bei Zehen nicht so auf die Schnelle zu diagnostizieren... So,“ sagte er schließlich zu Morton, „ich hoffe, Sie wissen es zu schätzen, dass Sie nicht stationär behandelt werden müssen. Mit dem Verband können Sie einigermaßen humpeln, natürlich nicht Autofahren. Morgen den Hausarzt kommen lassen, reicht auch Montag. Gnädige Frau, ich liebe Ihren Verlag, lasse selten ein Buch aus, das bei Ihnen erscheint. Eine Unterschrift bitte. Es war mir eine Ehre...!“ So verschwand er.

Lale stand an der Wohnungstür und rief klar und deutlich: „Es geht jetzt bitte Niemand nach Hause! Wir setzen uns alle wohin und reden miteinander! Aber nicht durcheinander. Versorgt euch noch mit Stoff, wenn ihr braucht.“

Sie gehorchten - darf man ruhig so nennen -, gruppierten sich auf Sitzgelegenheiten und Stufen. Lale begann: „So wahnsinnig schnell kann die Fassade zusammenbrechen und man schaut ziemlich entsetzt ins Nackte. Wo sind denn die Schnörkel, die unseren Augen und unserer Sehnsucht eben noch so gefielen? Susanne, normalerweise gehen wir in diesem Hause etwas sanfter miteinander um. Ich ziehe tief den Hut vor dir und finde zugleich abscheulich, was du getan hast. Du hast einen so hippen Pops, ei-

nen sagenhaft schönen Hintern. Du verbirgst ihn nicht, um das klarzustellen.“ Da meldet sich Ferdinand: „Doch, das tut sie sehr oft und meistens. Heute nicht, aber sonst - so im Alltag. Sie trägt viel schwarz, Schwarz als Anziehungsfarbe ist hinternfeindlich.“ Er erntete einen kleinen Lacher. „Als ich sie zum allerersten Mal sah, stand sie auf einer Vernissage unter einem Halogenscheinwerfer. Und der Hintern in diesem Licht war hinreißend. Ich war unter meinen damaligen Umständen völlig jenseits von irgendwelchen Besitzmöglichkeiten, aber meine Liebe kroch über diese Rundungen in mein Herz.“ Das gab einen kleinen kurzen Applaus. Susanne jammerte: „Habt ihr so viel über meinen Arsch referiert, tut mir gleich ganz weh!...“

Eine der Autorinnen gab zu bedenken: „Aber - nein ich ziehe mein Aber zurück und rufe stattdessen: Bravo, Ferdinand!“ Eine junge Frau rief: „Wie ist das eigentlich umgekehrt? Gibt manchmal herrlich knackige Jungshintern, da würde ich schon auch ganz gerne mal sanft zugreifen.“ Und eine andere junge Frau ergänzte „Warum denn sanft? Fest zupacken oder reinbeißen!“ Das gab Gelächter und Applaus. „Der Unterschied zu uns Weibern ist ja viel diffiziler. Ich würde nie einen fremden Männerhintern zwecks Anbaggerung liebkosen - obgleich michs manchmal drängen würde.“ Eine Herren-Replik: „Also, wenns drängt, dann soll mans tun. Der Schritt ist doch so groß nicht. Einmal über die Schwelle.“ „Nein, das kann gut gehen, aber das kann auch völlig daneben gehen. Zugang zum Mann nicht über seinen Hintern als Einstiegsdroge.“ „Keine Vorschriften!“ kreischte ein älterer Herr.

Lale rief: „Ferdinand, bitte ein klärendes Wort!“ Ferdinand holte Luft: „Hm... Weiberhintern ist Gebärzone, - heilig, heiliger Ort, mit unzähligen Mythen bepackt, auch belastet. Und ich muss hier etwas widerwillig einräumen, dass die Liebkosung dieser Susannen-Rundungen mir absolut verständlich ist.“ Jetzt schaltete Susanne dazwischen: „Hier sitzt eine, die ihre Heftigkeit bedauert. Ich wollte keinen Notarzt zum Jahresanfang. Aber ich wollte auch keinen Rückfall in die Chauvi-Zeit, die wir doch vor tausend Jahren auf den Müll geschmissen haben. Mein Hintern gehört mir, steht nicht zur Verfügung von Grabschern. Bedauern ja, aber ich bin kein reuig

knieend Blümelein.“ Jetzt meldete sich der Getretene zum ersten Mal und grunzte: „Eine Furie bist du!“ Und Ferdinand bekannte „Ich werde diese Furie heiraten.“ Applaus. Ein Strahlen ging über Susannes Gesicht: „Ist er nicht wunderbar? Ich vermassle ihm den Einstieg in diesen tollen Verlag, und er will mich heiraten. Das erste, was ich höre, ob ihrs glaubt oder nicht! Aber ich hätte mir den Heiratsantrag, den einzigen in meinem ganzen Leben, ein wenig feierlicher vorstellen können...“ Ferdinand erklärte: „Es muss Jemand dich lieben! Mit diesem Temperament kannst du nicht alleine durch die Steppe latschen! Ich bin dafür auserwählt. Bei unserem ersten Gespräch im nächtlichen Englischen Garten in München hat sie mir ihr Fahrrad vor die Schienenbeine geschmissen. Begründung: ‚Weil ich mich in dich verliebe!‘ Verehrter Morton, Sie sind nicht das erste und schon gar nicht das einzige Opfer dieser wunderbaren Furie.“ Applaus.

Das Gespräch tröpfelte noch ein wenig, drohte dann zu versiegen. Lale spürte das genau und rief: „So, jetzt lösen wir diese Runde auf. Wir werden müde. Ich danke für die vielen kleinen Versöhnlichkeiten... Ein etwas ungewöhnlicher Jahresanfang, den wir Susanne verdanken.“ Aber die wehrte sich empört: „Nein, verdammt nochmal! Den verdanken wir Morton. Verwischt doch nicht immer die Ursachen!“ Lale grinste: „Ich muss Susanne Recht geben. Morton, auch wenn dir deine Zehen wehtun, - ich weiß nicht, ob ich dich noch in meinem Herzen wohnen lassen kann. Und wer nicht mehr in meinem Herzen wohnt, der liegt auch nicht mehr in meinem Bett.“ Das machte Susanne Sorgen: „Aber daran möchte ich nicht Schuld sein!“ „Das bist du aber! Ein solcher Tritt auf einen Fuß löst was aus. Wir vergessen freilich die Ursache nicht. Morton!, heute kannst du nochmal hier übernachten. Ferdinand, wir sind verabredet am übernächsten Montag, 12. Januar, 10 Uhr, mit dem Lektor, auch wenn deine Frau ein Trampel ist.“ Das gab Gelächter. Und dann schloss Lale ab: „Habt alle ein gutes Neues Jahr!... Ihr werdet in seinem Verlauf gelegentlich an diesen Anfang denken. Gute Nacht.“

10 "Susanne, wir kriegen ein Kind!"

Wer im Juni des vergangenen Sommers abends Fernsehen zappte, konnte dem europäischen Fußball nicht entkommen und stellte fest: die Leute können nicht mehr verlieren. Susannenvater, noch nicht krank, aber immer wieder ein wenig kränkelnd, saß abends öfter vor der Glotze als in vergangenen Zeiten, wo ihm seine wunderbaren Bücher über Sprache und Wörter die beste Unterhaltung verschafften, wo er Übersichten zeichnete und Tabellen anlegte und Notizen machte und weit schweifte über die Sprachkontinente. Nun also Fußball als schlimmer Ersatz. Manchen Spielpass fand er wunderschön, besonders, wenn er zu einem Tor führte. Was ihn heftig reizte und auch erschreckte, waren die gröhrenden Massen der Fans, die ja doch beachtlich viel Reisegeld investiert hatten, um ihre Mannschaft siegen zu sehen. Oder verlieren zu sehen? Genau das schienen sie auszuschließen, im Alkohol zu ersäufen... Susannenvater kam ins Grübeln: er las oder hörte nirgendwo was über die Selbstverständlichkeit von Niederlagen. Da wird ein wesentlicher Teil des Sports einfach ausgeblendet. Verlieren gehört zum Sport! Man stürzt doch keine Autos um, weil der Zidane im entscheidenden Moment kein Tor geschossen hat! Naja, räsionierte Susannenvater, diese Emotionen sind ja vielleicht was Gutes, nein: es sind hysterische Auswüchse von Leuten, die nie so schnell rennen wie dieser junge Spund, der Engländer, weiß nicht, wie er heißt, oder einer aus ‚Rehakles‘ Athener Elf. In den Hinterher-Interviews ein solches Geseire - aber was soll man sagen, wenn man gerade verloren hat? Da ist doch der Interviewer der leibhaftige Teufel! Mit dem Satz: ‚Ja, wir haben verloren,‘ wäre alles abgehandelt, stattdessen Geseire, Gelabere, Gequatsche über Doppelspitze und Raumverlust und lauter so Zeug...

Das junge Paar am Morgen des 1. Januar 2004 in Berlin. Sie schliefen eng umarmelt in Ferdinands Junggesellenbett. Unfassbar, wie sie ein Jahr

ohne sowas im Arm geschlafen haben... Susanne murmelte noch fast im Schlaf: „Habe ich meinem Fips diesen dollen Verlag vermasselt...“ Aber Ferdinand stellte klar: „Nein, sie hat uns ausdrücklich zum nächsten Montag - nein: übernächsten Montag in den Verlag bestellt, Lektor kennen lernen, ‚auch wenn die Susanne ein Trampel ist‘, hat sie extra gesagt. Du hast ein bisschen viel gewagt, aber du warst wunderbar. Ich habe dich geliebt.“ „Und nun liebst du mich nicht mehr?“ „So wahr mir Gott helfe - nie will ich damit aufhören. Eigentlich ein schöner Satz: So wahr mir Gott helfe...“

Das junge Paar am späten Abend des 1. Januar 2004 in Berlin, eng umarmelt im Junggesellenbett. Dazwischen einiges an Aktivitäten, aber alles langsam, schließlich hat man ziemlich lange gefeiert. Mittagessen bei Ferdinands Eltern, gute Kartoffelsuppe, Rinderbraten, Rhabarberkompott. Für die Alten, die ja doch eigentlich so alt noch gar nicht sind, - aber sie wollen aufs Nachmittagsschläfchen nicht verzichten. Die Jungen gingen spazieren, und Susanne lernte Ferdinands Spielplätze kennen: „Hier haben wir eine Höhle zu bauen versucht, aber sie stürzte immer wieder ein.“ „Aber doch nicht auf eure Köpfe?“ „Nein nein, war nicht ernsthaft gefährlich.“ „Und gibt’s eine Stelle, wo du mit Damen -? Ich meine... Interessiert mich.“ „Ja, aber die ist völlig verändert. Hier ungefähr gabs mal so einen - ja, ganz kleinen Park, mehr ein schön begrünter Platz, war sehr idyllisch, Sträucher, Bäume... Da haben wir gesessen, bis spät in die Nacht, Sommernacht natürlich, und haben -“ „Genügt.“

Kaffee und Kuchen. Dann mit allem Reisegepäck zum Flughafen: Check-in am Vortag, denn morgen gehts ja sehr früh los, spart Stress, dauert aber trotzdem ziemlich lange. Dann zurück nach Hause, da gabs noch einen Brathering, aß Ferdinand immer so gern. Susannen schmeckte es auch, aber ihr wurde übel, fühlte sich zum Kotzen, aber dazu kam es dann glücklicherweise doch nicht: „Kenne ich von früher. Ich habe mal nach einem Muschelessen den Englischen Garten vollgespiem.“ Hier waren die Preußen überfordert, Ferdinand fragte: „Vollge- was?“ „Vollgespiem, vollgespieen, von speien, speiben, für Spucken. Naja, sind 600 Kilometer zwischen

Berlin und München.“ Verabredung für den nächsten Morgen, früh!: die Eltern zum Flughafen fahren. Und jetzt ab nach Hause.

Dann liegen sie also wieder engumarmelt in Ferdinands Junggesellenbett. Er sagt: „Komm mal ganz nahe an mich ran, ich muss dir was gestehen.“ Sie ist gleich irritiert, kommt aber ran: „Muss ich Angst haben?“ „Nein, Freude! Nur Freude.“ Sie will das Licht ausmachen. Er bittet: „Lass das Licht an, ich will dein Gesicht sehen, wenn ich gestanden habe.“ „Du machst es vielleicht spannend. Los!“ Er sagt mit großer Zärtlichkeit: „Susanne, wir kriegen ein Kind...“ Mit einem Ruck richtet sie sich auf, stützt sich mit einem Arm schwer auf seine Brust. Eine Fülle von Empfindungen rauscht über ihr Gesicht: Freude, Sorge, Gedankenblässe, Fassungslosigkeit, Hoffnung, Freude, Überraschung, Freude, ja, diebische Freude: „Beinah hätte ich ‚Nein‘ geschrien, aber da kann man doch nur ‚Ja‘ schreien, Ja, Ja, Ja, Ja!!! Oooooouuuuhhhh...!“ Sie klappt zusammen, Kopf auf seinen Brustkasten, den sie seit jeher sehr liebt, und grunzt: „Hier liegen drei. Sei ja gut zu meinem Kind, - jetzt schon. Was müssen wir denn jetzt alles als Erstes machen? Wie hast du gemerkt?“ „Du bist in letzter Zeit so schön geworden, und übel ist dir auch geworden. Nix Brathering.“ Sie schüttelt den Kopf auf seiner Brust und wiederholt brummig: „Nix Brathering...!“ Sie richtet den Kopf auf und schaut ihn an: „Havanna. Wir werden eine kubanische Prinzessin haben. Ist dir doch Recht, wenn ich ein Mädchen herstelle?“ „Völlig einverstanden. Ich kann Männer sowieso nicht so gut leiden. Kubanische Prinzessin klingt wunderbar.“ „Schließ deine Arme um mich, ich werde viel Beistand von dir brauchen.“ Er umarmte sie und seufzte: „Hoffentlich stehe ich das durch.“ „Was?“ „Die Schwangerschaft.“ Sie war denn doch etwas empört-verwundert: „Du? Du doch nicht! Ich!“ „Aber ich kann dich nicht leiden sehn.“ „Das Problem lösen wir. Ich bleibe nicht schön. Ich kriege einen wahnsinnig riesigen Bauch...“ Sie fingerte auf ihrem Bauch herum und schüttelte sanft den Kopf: „Dass da sowas aufwachsen kann...“ Sie stand auf und ging vor den Spiegel, raffte ihr Nachthemd hoch und betrachtete ihren bekannt schönen Bauch. Sie schob den Kopf vor, als wolle sie genauer hin-

schauen: „Da siehst du noch gar nichts. Das ist winzig. Oder sieht man schon was?“ Ferdinand schaute und lächelte: „Nein, noch nichts zu sehen. Komm ins Bett. Lass uns schlafen. Wir müssen früh raus.“ Sie schliefen gut, waren rechtzeitig wach.

Auf dem Flughafen fragte Susanne leise die Schwiegermutter: „Wann kommt ihr wieder?“ „Im April.“ „Dann wird mein Baby im vierten Monat sein.“ Nach kurzem Erstaunen überzog das Gesicht von Ferdinands Mutter ein schönes breites Lächeln: „Das freut mich.“ Sie rief: „Herbert, du wirst Großvater! Wie habt ihrs denn gemerkt?“ „Dein Herr Sohn war der Aufmerksame. Ferdinand, ich brauche dich!“ „Ja! Wieso?“ „Ich brauche Einen, der mir sagt, dass ich ein Baby bekomme! Unmöglich, das nicht selber zu merken - oder?“

Eine Woche mit einigem Gerammel und Geschiebe. Fünf Umzugskartons über eine Adresse von Heinz, reichte so gerade. Ist ja doch erstaunlich, was man alles besitzt, was man jahrelang nicht direkt gebraucht hat, was man aber nicht in Schränken und Schubladen liegen lassen kann. Wiedersehen mit ein paar Anzihsachen, die er herzlich begrüßte. Die Möbel waren fast alle Einbaumöbel, die blieben in der Wohnung, die Heinz dann sehr aufmerksam inspizierte, um ihren Verkauf samt Möbeln vermitteln zu können. Die Restschuld sollte der Käufer übernehmen, dementsprechend weniger sollte sie kosten. Das musste alles schriftlich festgelegt werden. Ferdinand wollte wissen, woran er mit Heinz ist. Heinz erschien ihm sehr anständig in der für ihn doch eher noch fremden Immobilienwelt. Für Ferdinand ein ziemlich rigoroser Abschied von Berlin, aber ohne Wehmut, ohne Sentimentalitäten. Die Zukunft hieß Baby, Bauch, Buch, Beruf, LiebeLiebeLiebe, Obergiesing...

Am Freitag, den 2. Januar 2004 morgens über zwei Stunden in der Buchhandlung Dussmann am Bahnhof Friedrichstraße: Kinderkriege-Ratgeber suchen, 20 Stück hatte Susanne schließlich gestapelt. Beim 18. fühlte sich Ferdinands Geduld zunehmend strapaziert: „Als ob wir gar keine Eltern mehr zum Antworten haben...“ Auf seinen freundlichen Druck blieben

von den 20 zwei Bücher übrig. „Ich muss alles wissen,“ lautete ihr Argument, „ich kann nicht aufmerksam genug sein, es lauern so viele Gefahren.“ „Und es lauert so viel Liebe!“ ergänzte Ferdinand. Susanne las sich schon gleich im Auto fest. Aber sie wurde nicht hysterisch, ziemlich bald fand sie auch die wunderbare Gelassenheit der Schwangeren. Da war ihr in Havanna was eingerammelt worden, das nahm nun seinen Lauf, der Neun-Monate-Marsch der Natur, an dem nicht gerüttelt werden möge! Immer wieder schloss Susanne die Augen, und es stahl sich ein Lächeln in ihre Züge...

„Fahr mal noch eine Biege durch die Gegend, wo du Kind warst und - äh - Mädchen geküsst hast,“ bat Susanne. Er kurvte da rum, zeigte ihr auch die italienische Eisdielen, in der man jetzt zur Winterszeit Batterien und elektrisches Zeug preisgünstig kaufen konnte. Die Gegend war ihm doch sehr entfremdet, auch wenn seine Eltern noch um die Ecke wohnten. Am Sonntag dann winterlicher Müggelsee, ein langer Gang am Ufer entlang. „Berlins Umgebung ist sehr schön,“ fand Susanne. „Ja,“ sagte Ferdinand, „karg, sandig, preußisch, gar nicht üppig, aber an vielen Stellen unbeschreiblich schön.“ „Unbeschreiblich sollte ein angehender Autor nichts finden.“ „Klugscheißerin. Aber Münchens Umgebung - vor allem südwärts - denn doch reizvoller... Susanne, morgen zwischen wir ab nach Süden.“ „Vorher müssen wir noch bei Lale bestehen...“

Drei gefüllte Sektgläser standen da auf dem Tisch und perlten vor sich hin. Lale erklärte: „Bevor wir in geschäftliche Beziehungen treten, nicht absolut sicher, aber doch ziemlich sicher, möchte ich weg vom Sie. Sagen wir bitte Du, trinken wir Brüderschaft. Nicht ganz schnoddrig nehmen, es ist ein kleines Event der Liebe in aller Unschuld. Und es besiegelt einen Anfang, so paradox das klingen mag. Susanne, mit verschränkten Armen anstoßen und Kuss.“ Das exerzierten sie. Dann sagte Lale: „Ferdinand...“ Auch sie verschränkten die Arme mit den Gläsern, stießen an und küssten. Zwei Sekunden lang spürte Ferdinand Lales feste zitternde Zungenspitze auf seinen Lippen. So flüchtig, als habe er sie nicht gespürt...

„Wie geht es Morton?“ war dann Susannes erste Frage. Lale erklärte: „Es tut mir sehr Leid, dir das sagen zu müssen, Susanne: Er spielt tatsächlich mit dem Gedanken, dich wegen vorsätzlicher Körperverletzung zu verklagen.“ Ferdinand war sofort hilfreich: „Bitte halte ihn davon ab, Lale. Die Einser-Juristin Susanne vor Gericht zu zerren, das tut keinem gut. Die ist einfach besser.“ „Ich werds versuchen.“ Susanne wollte wissen: „Und was macht sein Haxen?“ Lale lächelte: „Ich weiß es nicht. Er war bei mir zu Hause, bis er wieder einigermaßen zusammengeflickt und gehfähig war. Dann ist er gegangen. Es ist sehr herzlos von mir, ihn in diesem Zustand aus dem Bett zu schmeißen, aber ich ertrag ihn nicht mehr. Morton hat Frau und Wohnung und Kinder und Bett, auch Krankenbett. Er muss zu sich selbst kommen und bei sich bleiben. Ist natürlich ganz schön heikles Gelabere. Wir haben ja auch eine geschäftliche Bindung, die sich nicht so einfach ausblenden lässt. Ich verdiene Geld mit seinen Büchern. Ich habe ihn mal sehr geliebt, als er zu schreiben anfing, spät genug. Er hat sich schrecklich entwickelt.“ Susanne war es etwas bange: „Ist mein Fußtritt also nicht der Auslöser?“ „Der Auslöser vielleicht, aber nicht der Verschulder. Ich werde Morton die Verlagstreue halten ohne Wenn und Aber. Sein nächstes Buch muss besser werden, nicht langweiliger. Ich rede Sachen, die euch kaum was angehen. Der Sylvester-Zirkus hat mich nicht erschüttert. Susanne hätte etwas vornehmer sein können. Naja. Es gibt doch wahrhaftig genug Weiberhintern, die nicht fragen, wer sie streichelt. Aber das ist es ja: die will so einer wie Morton ja nicht. Susannes Hintern will er. So ein Verlag ist oft genug ein Kindergarten.“ „Nicht eher ein Irrenhaus?“ fragte Ferdinand. „Nein,“ sagte Lale, „nicht Irrenhaus, das wäre zu gefährlich.“ „Und Kindergarten ist nicht gefährlich?“ wollte Ferdinand wissen. „Schon auch. Das hat uns ja Cocteau sehr genau erzählt: Les enfants terribles - die schrecklichen Kinder. Wunderbarer Titel, korrespondiert mit seinem Stück ‚Les parents terrible‘. Euch nicht mehr so geläufig oder?“ „Lale, du musst damit leben, dass dein neuer, möglicher Autor literarisch - also: vielleicht werde ich da mal besser sein, wenn ich viel gelesen habe - im Moment ist Cocteau sehr weit weg...“

Lale nahm in jede Hand einen Kugelschreiber und überreichte sie Ferdinand und Susanne: „Hier - mit dem Namen des Verlages. Wirkt auf eine bestimmte Sorte Mädchen, die lieben schreibende Männer.“ „Ramona war so eine,“ sagte Ferdinand, „ich weiß nicht, was an schreibenden Männern so reizvoll sein soll.“ Leise sagte Susanne: „Ich weiß das schon...“ Lale lachte: „Also Ferdinand, immer zücken, wenn so eine ins Blickfeld kommt.“ Ferdinand wars lächelnd ein bisschen peinlich: „Lale, ich bin kein Jäger, ich bin ein Weib, eine Sammlerin.“ „Hoffentlich kann ich dann dein Buch verlegen.“ Susanne beruhigte sie: „Du wirst nicht widerstehen können. Mein Fips ist umwerfend. Man glaubt zu stolpern, dabei hat er einem ein Bein gestellt.“

Lale telefonierte: „Ja, Doktor Wintrich, unser Jungautor ist da. - Das freut mich. Kommen Sie? - Bitte, wenn Sie meinen... Aber dann kommen Sie her. - Gut.“ Sie legte auf: „Aus irgendeinem Grund will der Wintrich den jungen Autor erst mal kurz alleine sprechen. Bitte. Ferdinand, wo der Geschäftsführer sitzt, zwei Türen weiter: Doktor Wintrich. Geh, ohne Kuss.“ Ferdinand ging lächelnd mit einer Kusshand, die Susanne erwiderte.

„Hatten Sie was mit dieser Ramona?“ fragte der Lektor. Ferdinand stutzte kurz: „Nein.“ Wintrich erklärte: „Ich wollte Sie das fragen, wenn Ihre Freundin nicht dabei ist. Werden Sie im Buch was mit Ramona haben?“ Ferdinand zögerte etwas: „Eher nein. Frau Frederik meinte, es sei ein Trend Richtung große Treue zu beobachten.“ „Richtig. Frage, ob wir gerade in diesem Buch diesem Trend folgen sollen.“ „Ich würde sehr ungern mich zu einem Untreuen machen. Ich war froh, als Frau Frederik von diesem Trend sprach.“ „Ich verstehe. Dann müssen wir viel Spannung aus diesem Treusein filtern. Darüber reden wir noch mit Frau Frederik.“

Die erklärte gerade der Susanne: „Ach, Mädchen - ich hielt mich für eine sehr moderne tolerante Frau, die mit Allem fertig wird, zumindest zu Rande kommt. Ich dachte auch, ich sei eine dollie Liebhaberin. Bis ich vor drei Jahren in eine Liebesgeschichte schlidderte, die mich total fertig machte. Er verschwand auf Nimmerwiedersehn, so lautlos und unauffindbar, dass ich tatsächlich einen Detektiv losschickte, ihn zu suchen. Vergeblich. Ich

habe ihn gebeten, schließlich sogar angefleht um ein Kind. Aber da hielt er die Klappe, ganz einfach: redete kein Wort darüber. Er war der einzige Mann in meinem Leben, von dem ich mir ein Kind wünschte. Er war kein Männerschwein, deswegen war dieses mysteriöse Verschwinden so wahnsinnig schmerzhaft für mich. Ich tauchte ab, fand im Berliner Gesellschaftsleben nicht mehr statt. Unmöglich für die Chefin eines großen Verlages, unmöglich... Ich bin bis heute nicht ganz darüber hinweg. Ich bin dir dankbar, dass du mich von Morton erlöst hast. Ich zweifle, dass ich wie eine Nonne werde leben können, aber ohne Morton komme ich sicher zurecht. Ich habe einen ziemlichen Überblick über die Männerschweine. Ferdinand ist die große Ausnahme. Halt ihn fest, -“ Es klopfte. „Ja,“ rief Lale. Ferdinand kam mit Wintrich ins Zimmer. Lale sagte noch sehr leise zu Susanne: „Aber nicht zu fest...“

Dann fragte sie: „Wird Ferdinand Honigmann unser Autor?“ Wintrich bekannte: „Ja, aus meiner Sicht: eindeutig.“ Er warf Ferdinands Zettelnotizen auf den Tisch: „Das ist ja noch kein Buch.“ Lale konterte sofort: „Das hat er ja auch nicht behauptet.“ „Aber ich finde da eine Menge Zeug in Richtung Erfolg. Gibt es denn schon einen Titel?“ „Ja,“ sagte Lale schnell: „Ab in den Sarg.“ Wintrich brummte zweifelnd: „Was? Also...“ Lale lachte: „Ging mir genauso, als ich den Titel hörte. Wir haben einen besseren gefunden. Ferdinand, verrate ihn dem Doktor Wintrich.“ „Immer wieder ab in den Sarg.“ Das gefiel dem Wintrich: „Klingt sehr gut. Mit diesem Titel im Hinterkopf sollten Sie auch schreiben. Vermeiden Sie Glättungen, springen Sie von Situation zu Situation wie auf den Ramona-Zetteln hier. Momentweise habe ich überlegt, ob man das so druckt, wie es hier steht, aber - das wäre so eine zickige Extravaganz. Nein, aber zielen Sie nicht auf geleckten Reisejournalismus. Eckig, kantig, spontan, immer mal wieder den Leser vor den Kopf stoßen, bis hin zu kleinen Unverschämtheiten, Unverständlichkeiten, sogar Widersprüchen, nicht gleich streichen, erstmal stehen lassen. Rede ich einigermaßen verständlich?“ fragte er plötzlich. Ferdinand hatte schon kleine Probleme: „Einigermaßen...“ Susanne schaltete sich ein: „Was Sie da entwickeln, das

ist nicht unbedingt Ferdinands Tour.“ Lale sagte: „Er will dir nichts vorschreiben, Ferdinand. Wir wollen dir nur alle Angst nehmen vor umständlichen Form- und Stilfragen. Schreib los - mit Lust. Und lass den Leser deine Lust spüren. Und schick mir mit e-mail, wenn du was fertig hast. Wir haben was vor uns, das ist doch schön. Und jetzt zischt ab nach Süden!“ Küsschen -, nein, nicht mit Wintrich, und ohne Zunge - Küsschen - weg.

11 Es schneit. Es schneit. Es schneit. Es schneit.

Man muss es so oft hinschreiben, denn es wurde im Laufe des Nachmittags am 24. Februar 2004 wirklich gespenstisch Es hörte nicht auf zu schneien. Eine dieser Situationen, die man sich nur permanent und kontinuierlich genug vorstellen muss, um in der Hölle zu landen. Der Regisseur Emmerich hat das ja in ‚The day after tomorrow‘ erläutert: Großstadt in Schnee und Wasser versinkend. Aber permanente Disco zum Beispiel wäre ja wohl auch die Hölle...

Susannenvater wachte an diesem Morgen einigermaßen unbeschwert auf. Als seine Frau leise ins Schlafzimmer kam, bat er: „Mach doch bitte die Gardinen auf. Was haben wir denn für Wetter?“ „Griese grau, Schneefall. Wie gehts dir?“ „Gut. Irgendein Grund, mich das zu fragen?“ „Naja, gestern Abend gings dir nicht so sehr gut.“ „Ach ja, das war das kalte Bier, glaube ich. Man wird älter - und unvernünftiger. Ärgert es dich, dass ich jetzt morgens manchmal noch ein bisschen länger liegen bleibe?“ „Wenn du dich dabei wohlfühlst - was sollte mich ärgern?“ Und sie dachte ‚Hoffentlich ist es kein Zeichen einer Krankheit, die er nicht eingesteht, auch sich selber nicht.‘ Er fuhr fort: „Ich werde mich wieder ans Fenster stellen und die Schneeflocken zählen. Habe ich gestern schon gemacht. War schön. Einfach so. Gibt es eine Frühstücks-Uhrzeit?“ „Ja, kleine halbe Stunde, Liliane muss weg, Susanne dann auch.“ Der Vater kuckte gespielt besorgt „Ziemlicher Andrang im Bad, fürchte ich.“ „Fürchtest du richtig. Ich sag dir Bescheid. Fang mal schon an, die Schneeflocken zu zählen, sonst schaffst du das ja gar nicht.“ Damit ging sie wieder raus. ‚Sie ist wunderbar,‘ dachte er, ‚wie sie auf meine dummen Späßchen eingeht.‘ Manchmal in letzter Zeit fiel es ihm ein bisschen schwer, stets wohlangezogen am Frühstückstisch zu erscheinen, wie man das von ihm seit undenklichen Zeiten gewohnt war, aber Schwächen in diesem Punkt wollte er sich nicht erlauben. Also warf er sich in Schale, wie man das in seiner Jugend nannte.

Und kam im Anzug mit blauem Hemd und einer seiner gelben Krawatten etwas verspätet zum Frühstück: „Guten Morgen, ihr Lieben. Wo ist Kim?“ Liliane antwortete eine Spur gereizt: „In Graz, das weißt du doch.“ „Richtig. Wann trifft ihr euch wieder in Bad Ischl?“ Liliane konnte kaum verbergen, dass ihr die Frage nervig war: „Weiß ich nicht - im Moment weiß ich das nicht.“ Nicht ganz behutsam hakte der Vater nach: „Wenn ich dich sonst gefragt habe, hast du das Datum rausgesprudelt und die Abfahrtszeit des Zuges gleich mit.“ Etwas mürrisch sagte Liliane: „Sonst - ja...“ „Ich sollte meine Gorgonzola-Semmel essen und weniger fragen.“ Liliane lächelte: „Sollst fragen, darfst fragen, aber warum musst du dauernd nach Kim fragen?“ „Muss ich nicht,“ sagte der Vater mit gorgonzolavollem Mund.

Später stand er am Fenster seines schmalen Zimmers mit den vielen Büchern, hauptsächlich Lexika, und schaute mit großer Lust auf den fallenden Schnee und erzählte leise, aber verständlich los: „Nicht mehr als zwei Sekunden hätte ich in diesen Schnee geguckt. Dann hätten alle Alarmglocken gescheppert. Die einzige Frage Bayrischzell oder Garmisch? Lieber Bayrischzell, aufs Sudelfeld, die Aufstiege sind leichter, auch wenn die Anreise etwas länger dauert. Ob der Bus rauffährt? War im winterlichen Bayern des Nachkriegs nicht immer sicher. Vorher aber ab in den Keller, Mutters Bügeleisen heimlich von hinterm Vorhang mitnehmen und die Skier wachsen. Eine mühsame, eine lausige Sauerei, ein Skierwachsbügeleisen sollte ich haben. Oder einen Lötkolben. Heute gibts da so Spezial-Schnurrpfeifereien. Habe ich mal einen Prospekt gelesen: Wachs für 139 Euro, und ein Schneethermometer von +40 Grad bis -35 Grad, also nee: Schnee bei +40 Grad. Was soll das? Ich als junger Mann strengte mich wahnsinnig an, das Bügeleisen der Mutter heilig und sauber zu halten. Ich schaffte das nie, und es gab viel Geschimpfe. Am Abend. Morgens wusste er das einigermaßen gesäuberte, aber immer noch verschmierte Bügeleisen wieder heimlich hinter den Vorhang zu platzieren, bevor er abdampfte. Ob das versaute Bügeleisen im Jüngsten Gericht drankommt? Glaube ich eher nicht. Verjährt, Geschädigte längst verstorben. Naja, also - beim Jüngsten Gericht kanns vielleicht

schon so eigenartige Konfrontationen geben. Aber die Verhältnismäßigkeit scheint doch eher gegen diesen erhabenen Gerichtshof zu sprechen, außerdem in dubio pro reo. Zum nächsten Muttertag bekam die Mutter ein neues Bügeleisen; ging viel Taschengeld für drauf. Mei, war des schee, alter Junge! Nicht sentimental werden! Warum nicht? Bin doch ganz alleine, rede doch nur mit mir. Hab nicht mehr so arg viel Lebenszeit vor mir... Mit der Tram zum Hauptbahnhof, mit dem Zug ins Oberland, ging das gesamte Taschengeld drauf. Irgendwann hinter Holzkirchen wurde der Schnee völlig sehnsuchtsbeherrschend. Aufhören zu brabbeln! Ja, könnte ich. Warum soll ich? Es ist wunderbar, sich in diese schönen Vergangenheiten zu träumen! Mal ging der Bus, mal ging er nicht. Oben oder schon unten die Skier auf die eine Schulter, auf die andere die Stöcke, schräg unter die Skier, das Gewicht auf beide Schultern verteilend. Wenn der Bus nicht fuhr, wars schon ein lausig langer Weg. Skischuhe, mit denen man noch wunderbar aufsteigen konnte. Die heutigen Schuhe sind ja Schaumgebilde, nee gefrorener Schaum, in denen man kaum ein paar Schritte gehen kann. Aber nicht madig machen, man kann wunderbar damit abfahren. Konnte man mit den damaligen Schuhen auch. Dreimal aufsteigen - war bei so viel Schnee ganz schön mühsam, dreimal abfahren - war bei so viel Schnee eine einzige dreifache Wonnel... Lift? Was isn das? Heute surren sie in jedem Tälchen. Auch nicht madig machen, erlaubt sechs oder zehn Abfahrten pro Tag. Wunderbar oder? Schneit aber heute wirklich mächtig viel, die Räumfahrzeuge im Dauereinsatz und wissen nicht, wohin mit den Schneemassen. Das eine Wintersemester in Wien da kippten sie den Schnee in die Kanalisation, der wird ganz schnell zu Schmelzwasser, keine dreckiger und dreckiger werdenden Schneehaufen im März in der Wiener Innenstadt...“

Ungefähr bei der Stelle, wo der Vater vom Wachsen sprach, versammelte sich nach und nach die restliche Familie an der offen stehenden Tür des Zimmers und lauschte auf die Plaudereien des Vaters. Als er sagte ‚Bin doch ganz allein, rede doch nur mit mir‘, mussten sie an sich halten, um nicht loszuprusten.

Jetzt sagte er, ohne sich umzudrehen: „Wie lange steht ihr denn schon da und fröhnt diesem schamlosen Lauschen?“ Es gab ein großes Gelächter, die Mutter küsste ihn: „Müsstest du eigentlich alles aufschreiben.“ „Genug gedruckte Buchstaben in der Welt.“ „Paps, kann ich dich sprechen“ fragte Liliane. „Paps, Tschüß,“ sagte Susanne. „Paps, ich gehe jetzt dichten,“ sagte Ferdinand.

„Tschüß, Susanne. Ja, Fips, geh dichten. Liliane, was willst du von mir?“ fragte der Vater. Liliane schloss die Tür und sagte: „Gespräch.“ „Es geht um Kim?“ fragte der Vater. „Ja, woher weißt du?“ „Als wir vorhin über ihn sprachen, warst du etwas fahrig und irritiert. Schieß los.“ „Ich bin schrecklich!“ sagte Liliane. „Bist du sicher?“ fragte der Vater. „Ja. Kim und ich sind in diesem Augenblick in Bad Ischl fest verabredet. Und ich fahre einfach nicht hin.“ „Er steht am Bahnhof und guckt doof aus der Wäsche?“ „Das ist anzunehmen.“ „Das klingt nicht gut. Musste das sein?“ „Die Frage kann ich nicht beantworten.“ „Was veranlasst dich, so etwas zu tun?“ „Kim will, dass wir heiraten und Kinder haben. Nächste Woche - also nächsten Monat, jedenfalls sehr bald. Er sagt, das kann man heute tun, ohne die Karriere zu verraten. Ich will das in fünfzehn Jahren. Ich will sogar noch andere Männer ausprobieren.“ „Klingt nicht so doll...“ Liliane beharrte, Spuren aggressiv: „Wenn Kim das so will, dann kann ich doch meinen Weg auch wollen. Der ist doch nicht schlechter.“ „Naja, das mit den anderen Männern - das riecht schon etwas miesig.“ „Nehmt das mal nicht so Ernst, das können wir auch streichen. Aber meine Karriere können wir nicht streichen. Die soll einigermaßen gerade verlaufen. In fünfzehn Jahren ist die eh kurz vor dem Ende. Ballettinnen machen mit 35 Schluss, meistens. Dann können die Kinder purzeln. Jetzt nicht!“ „Wenn du das so brutal dem Kim sagst, dann wird der natürlich verbiestert.“ „Gib mir das Geld für die Fahrt nach Bad Ischl.“ „Vielleicht wartet der nicht mehr auf dem Bahnhof.“ „Wir haben Handys.“ Sie nahm das Geld, das er ihr gab und bedankte sich mit zwei Küsschen und entschwand. Liliane geht ja nie aus einem Zimmer raus, sie entschwindet...

Und sie rennt nicht zum Bahnhof, sondern stapft durch den tiefen Schnee am Isarufer und grollt herum: „Ich kann das nicht wagen. Der fesselt mich ans Wochenbett und ans Kinderbett. Das geht entsetzlich schief. Da tanzt keine Liliane mehr, und die Kinder werden alle krank und sterben weg, das sind schreckliche Vorstellungen. So nicht! Wie denn? Ich kann einsam sein und wunderbar tanzen. Ich kann vier Kinder haben und nicht mehr wunderbar tanzen. Auf die fünfzehnjährige Verschiebung der Kinderlust geht er nicht ein, also ganz klar Schluss, zwanzig andere Männer suchen...“ Sie erreicht ihn per Handy: „Du bist in Bad Ischl?“ „Ja. Du nicht.“ „Nein. Ich kann dich in zwölf Jahren heiraten, das kannst du schriftlich von mir haben. Jetzt geht es nicht.“ „Ich kann und will diese zwölf Jahre nicht warten.“ „Fahr nach Graz zurück und liebe, wen du willst, wem sein muss, auch Ingrid. Ich bleibe in München und nehme mir zwanzig Männer und trainiere ganz doll, bis ich umfalle. Adieu, Kim, Servus...“ Wortlos beendete er das Gespräch.

Heulend ging sie zum Vater und gab ihm das Reisegeld zurück. Der Vater fragte: „Weiß denn Kim Bescheid?“ „Ja, ich habe ihn in Bad Ischl erreicht.“ Der Vater sinnierte: „Ich hätte sowas in meiner Jugend niemals so schnell erledigen können. Da hätte ich erstmal das Fernamt gebraucht. Und Kim auf der Straße in Bad Ischl - wäre völlig unerreichbar gewesen. Das geht heute alles so wahnsinnig schnell und einfach, damals -“ Liliane konterte: „Damals lief man auch anders Ski!“ „Das stimmt. Und du bist dir vollkommen sicher, dass du richtig gehandelt hast?“ „Nein, gar nicht sicher. Vielleicht die falscheste Entscheidung meines Lebens. Aber ich kann nicht anders. Ich muss quer über die Bühne in den Himmel fliegen können. Latschen - *möchte Alleskieker lieber Laatschen schreiben, aber Onkel Duden erlaubt nicht* - Latschen übers Straßenpflaster ist nicht mein Job!... Gott helfe mir.“ „Möge er sich deiner annehmen, wenn du ihn brauchst. Deinen Vater machts nicht glücklich.“

Wusste noch am selben Tag die ganze Familie: Liliane hat sich von Kim getrennt. Alle hatten große Angst, dass Liliane unausstehlich würde.

Aber das wurde sie nicht, so dass man annehmen konnte, sie habe richtig entschieden. Sie entwuchs dem Ballett der älteren Küken und wurde selbständiger, sie trainierte nicht verbiestert, aber sehr gezielt und mit großer Ausdauer - vielleicht war sie zur Einsamkeit berufen. *Daran zweifelt mit Sicherheit als Einziger der Herr Alleskicker.* Für die nächste Spielzeit stellte man ihr einen Solovertrag in Aussicht. Kann man doch gute Aussichten nennen.

Auf der Fahrt von Berlin nach München zurück, am Montag, den 12. Januar 2004 hatten Susanne und Ferdinand gute Gespräche, mit dem Resultat „Berlin war schön.“ Hinter Halle-Leipzig versiegte das Gespräch etwas. Ferdinand nahm nach einiger Stille allen Mut zusammen und gestand: „Die Lale hat mir beim Bruderschaftskuss ihre Zungenspitze auf die Lippen gedrückt, ganz kurz.“ Susanne schrie auf „Oooaach..., das Aas!, das gemeine Aas! Ganz kurz...! Ich habs geahnt! Die alte Sau! Und ich anderthalb Meter weg von euch. Ihr werdet vögeln, wenn ich im Nebenzimmer bin!...“ „Ich werde nicht -“ Susanne schrie „Hör auf! Du bist genau so ein Männerschwein wie alle anderen!...“ „Susanne, du wirst schrecklich unsach-“ „Lass dein blödes Gequatsche! Unser Kind wird kaputtgehen, ein Abort! Und du bist schuld!“ „Lass dein blödes Gequatsche! Ich -“ „Ein Zungenkuss! Ich werd nicht mehr!“ „Kein Zungenkuss! Dazu gehören zwei.“ „Und das soll ich dir glauben?“ „Was sonst? Meine Lippen zu wie ein Gefängnistor.“ Der nächste Ausbruch: „Ich glaubs aber nicht! Du bist genau so ein Männerschwein wie Morton! In anderthalb Meter Entfernung betrügt er mich! Da war ja Morton ehrlicher! Das fing schon an beim ersten Telefonat vor Weihnachten: Zum Verlieben schön! Wie genau sie das abhakt: Verlieben, Zungenkuss, Ficken!“ „Wir sind hier hinter Halle-Leipzig. Ich verstumme jetzt bis Nürnberg, wenn du dich ausgekotzt hast!“

Susanne öffnete die Tür bei 120 Kilometer pro Stunde, die aber der Fahrtwind gleich wieder zudrückte. Ferdinand bremste nach kurzem Blick in den Rückspiegel scharf: „Bist du wahnsinnig geworden!“ Susanne schrie:

„Halt an!“ „Ich kann auf der Autobahn nicht anhalten! Das weißt du ganz genau.“ „Ich will raus! Sofort! Ich will im sächsischen Urwald verschwinden - für immer.“ Ein Parkplatz bot sich an, Ferdinand fuhr drauf, hielt an, stellte den Motor ab und schwieg. Nach einer beachtlich langen Stille sagte Susanne leise: „Fahr weiter.“ „Ich fahre nur weiter, wenn du mir schwörst, beim Leben unseres Kindes schwörst, nie wieder die Tür beim Fahren aufzumachen.“ „Ich schwöre.“ „Beim Leben unseres Kindes!“ „Beim Leben unseres Kindes schwöre ich. Das Kind wird ein bisschen früh strapaziert. Fahr weiter.“ Das tat Ferdinand: „Mach deine Tür ordentlich wieder zu.“

Nach einer Weile sagte Susanne: „Kuck dich nach einem anderen Beruf um.“ „Ja, ich könnte Broker werden,“ schlug Ferdinand vor, „oder Immobilienmakler.“ „Aber gerade, dass du Dichter werden solltest, war doch so schön.“ „Sag doch nicht gleich Dichter!“ „Such einen anderen Verleger. Die hat so vernünftig mit mir gesprochen, die Lale, aber das hat sie nur gemacht, um mich in Sicherheit zu wiegen, das Aas. Hat sich bedankt, dass ich sie von Morton befreit habe, das Aas. Dass du als nächstes dran bist, und dass sie dir einen Zungenkuss verpasst hat, das hat sie natürlich nicht erzählt, das Aas... Danke, Fips.“ „Wofür“ „Dass du Lales Zungenspitze nicht für dich behalten hast. So wollen wir es immer machen! Bitte! Ich auch. Auch wenns schwerfällt. Wenn mir je nochmal einer seine Zunge in den Mund schiebt, kriegt er eine Ohrfeige, und sofort beichte ich dir, und sei es mit Handy. Ich lerne gleich deine Handy-Nummer auswendig...“

12 Gipfelgespräche

Irgendwann im frühen Frühjahr sagte Ferdinand zu Susanne: „Sag mal, so ein bisschen in die Berge, die ich ja kaum kenne, könnten wir doch auch mal. Wir waren da in Garmisch Plateauweg -“ Susanne ergänzte: „Kramerplateauweg.“ „Ja. Und dann sind wir um den Kochelsee gelaufen. Wär doch mal ne kleine Bergtour fällig.“ „Fips, mit Wonne, ist aber noch zu kalt, liegt noch zu viel Schnee. Was hast du für Schuhe? Da frage ich, dabei kenne ich alle deine Schuhe. Die Turnschuhe genügen fürs erste. Erinnerst du dich noch, wie ich dich gefragt habe, ob du Segelschuhe im Gepäck hast?“ „Ja, war sehr gemein, denn du hattest meine Situation ja schon halb durchschaut. Ich hatte ja nicht mal Gepäck.“ „Im Mai gehen wir auf den Jägerkamp.“

Es war im Mai, als Susanne mit Franziska telefonierte: „Sag mir einen Tag, wo wir alle fünf auf den Jägerkamp stiefeln können.“ „Kenne ich nicht. Wo ist der?“ „Oberhalb vom Spitzingsee.“ „Und wer sind wir alle fünf?“ „Jochen, du, Ferdinand und ich.“ „Sind erst vier.“ „Die kubanische Prinzessin ist auch dabei.“ „Wer ist denn das?“ „Die nehme ich in meinem Bauch mit.“ „Susanne, sag mal - versteh ich das richtig?“ „Haben wir uns so lange nicht gesehen? Ja, im September, wenn alles gut geht, press ich da was auf die Welt.“ „Wir waren leider nicht auf eurer Hochzeit.“ „Habt ihr was versäumt.“ „Wir waren zum Skiurlaub in den Dolomiten.“ „Auch nicht schlecht. Daran wirts liegen. Ich möchte nochmal einen kleinen Bergbesuch machen. Und ich will noch was anderes: mein Ferdinand, genannt Fips, ist gelegentlich so hirnrissig eifersüchtig auf deinen Jochen, das möchte ich per Gipfelgespräch ins Tal kippen. Unser Auto zur Verfügung. Jede Partie bringt Brotzeiten mit, zum Tauschen. Wann? Wenns geht, nicht am Wochenende. Musst du erstmal mit deinem Jochen reden.“ „Ja. Ich sag dir heute Abend Bescheid. Die Idee ist schön...“ Und am Abend rief sie an und sagte: „Mittwoch, wenns

euch Recht ist. Was machen wir, wenn das Wetter nicht mitspielt?“ „Wir reden am Dienstag nochmal, abends.“

Das Wetter war wunderbar an diesem Mittwoch in dem ansonst nicht gerade wetterfreundlichen Mai dieses Jahres 2004. „Wo fährst du denn hin?“ fragte Ferdinand, als er merkte, dass sie nicht direkt nach Süden aufbrach. „Ich hole Franziska ab und Jochen, die kommen mit.“ „Warum hast du mir das denn nicht gesagt? Du weißt, dass ich -“ „Dass du Jochen nicht so gut leiden kannst. Genau das stinkt mir auf die Dauer.“ „Sind so Überraschungen...“ „Ich hab Franziska so lange nicht gesehen, die wusste gar nicht, dass ich eine kubanische Prinzessin mit mir rumschleppe. Willst du aussteigen und nach Hause zurücklaufen?“ „Nein, aber lass uns bitte künftig vorher über sowas reden.“ „Jetzt brauchst du einen Mundwinkelheber.“ Er lächelte kurz. „Das Lächeln war zu kurz,“ rügte Susanne. Ferdinand hub an: „Pass mal auf -“ „Wenn du schon sagst: Pass mal auf! Ich passe immer auf!“ „Ich werde gute Miene zum bösen Spiel machen.“ „Ich würde zu gerne ganz genau wissen, was hier böses Spiel sein soll. Da blüht ein Mandelbäumchen...“ „Ich werde unseren Ausflug nicht vermässeln...“

Herzliche Begrüßung, drei Paar Mundwinkel oben, ein Paar ein bisschen unten, das fiel gar nicht auf. Susanne ordnete auch noch an: „Franziska, kommst du zu mir vor? Die Männer bitte hinten schichten.“ Ferdinand grübelte bei angespannter Miene: ‚So hat sie mich also neben diesen Jochen verfrachtet. Sicher absichtlich. Er sieht ja nicht schlecht aus. Ich kann ihn nicht leiden, weil er meine Susanne geliebt hat. Das ist schon eine ganz schön böse blöde Haltung... Wenn ich die Wurzel zu packen kriege, dann raus damit und wegschmeißen.‘ „Wir fahren über die Dörfer, kein Kilometer Autobahn,“ rief Susanne fröhlich. „Prima!“ stimmte Jochen zu. Ferdinand schaute ihn wieder an: ‚Nett ist der doch eigentlich...‘ Susanne und Franziska vertieften sich in eine Kinderkriege-Debatte unter Frauen.

Die Fahrt durchs bayerische Voralpenland in mancherlei Blütenprächten eine Augenweide. Susanne fuhr über Grünwald nach Bad Tölz, in Strasslach zeigte sie auf den Wildpark: „Hier hatten wir unser Hochzeitses-

sen. Aber ihr wart ja in den Dolomiten.“ Eine der schönsten Ausfallstraßen nach Süden. Sie fragte: „Warum fahren wir eigentlich nicht öfter mal hier raus? Kleine Arbeitsverbiesterungen, sollte man aufmerksam sein, workaholic ist fast so schlimm wie alcoholic...“ Hinter Deining fuhr Susanne nach rechts über Ergertshausen: „Kleiner Schlenker, hinter Ergertshausen gibts ein wunderbares Alpenpanorama.“ Naja, das war nicht so doll, sehr diesig. „Macht doch nichts,“ sagte Jochen, „diese undeutlichen Silhouetten sind doch sehr verheißungsvoll, beinah schöner als die nackten Föhnberge...“ Ferdinand registrierte den Ortsnamen Einöd. Dieses hinreißende große Löwenmonument im kleinen Waakirchen, rechts ab zum Tegernsee. Ferdinand registriert den Ortsnamen Finsterwald und denkt, dass sich hier ein kleines Mädchen fürchten könnte, abends allein im Bett: Rotkäppchen in Finsterwald... Sie fahren durch Gmund. „Wie heißt der Ort?“ fragte Ferdinand. „Gmund, weil hier der Tegernsee mündet - also: mündet, daher Gmund.“ Am Ortsende links Richtung Hausham, dann rechts, so dass Franziska schon fragte: „Geht das hier zum Spitzing?“ „Nein,“ lachte Susanne, „hier kann man billiger tanken. Gasse heißt der Ort. Ich glaube, der Preisunterschied ist lächerlich, zwei oder drei Cent, aber es ist so romantisch. Shell kann jeder...“ Und dann die Abzweigung rechts nach Niemandsbichl. „Bevor ich sterbe,“ sagte Susanne, „möchte ich einmal nach Niemandsbichl fahren. Ich könnte in den Ort ziehen wegen des Namens.“ „Ich rate dringend ab,“ sagte Jochen, „sowas soll man in der Sehnsuchtsgrube bewahren. Ich würde nicht einmal hinfahren.“ „Jochen,“ sagte Susanne, „ich merke, du bist ein Romantiker von der raffinierteren Art!“ Den törichten armen Ferdinand stachs ins Herz: „Muss sie ihm denn solche schönen Sachen sagen?. Dabei weiß sie, wie empfindlich ich da bin. Aber vielleicht will sie mich abhärten...“

Hausham. Susanne erklärte: „Kaum zu glauben, dass das mal ein Bergarbeiterstädtchen war.“ „Du meinst Bergstädtchen.“ „Nein, hier gabs bis 1966 ein Bergwerk, wurde Braunkohle gefördert. Wenn man genau hinguckt, entdeckt man noch einen Förderturm. Da hinten.“ Schließlich Ort Schliersee am See Schliersee. Susanne warnte vor: „Wer das hier nicht

kennt, sei hingewiesen auf den irren Namen eines Trachtengeschäftes auf der rechten Seite, nach der zweiten Kurve von hier. Kurve eins - Kurve zwei!...“ Da sprang ‚Siebzehnrübl‘ ins Auge. Franziska lachte am meisten: „Das muss doch irre sein, wenn der sich irgendwo vorstellt und sagt: ‚Ges-tatten, gnädige Frau: Siebzehnrübl!‘ “ Jochen hielt mit: „Zehn Rübl - ok, zwanzig oder dreißig Rübl, alles vorstellbar, aber ausgerechnet siebzehn, diese abwegige Primzahl und dann noch Rübl!... Wer möchte mit diesem Namen eingeschult werden!... ‚Wie hoast denn du?‘ ‚I bin da Siebzehnrübl Karli.“ Kräftiges Gelächter. Da meldete sich Ferdinand: „Sind wir vielleicht nicht ganz nett zu den armen Siebzehnrübls?“ Aber Jochen wiegelte ab: „Ich glaube, in der geschlossenen Limousine darf man da ruhig mal lachen... Die sind nicht arm! Wir sind nett zu uns.“ ‚Ein Affront von diesem Kerl?‘ dachte Ferdinand. Dann aber stellte er fest: „Mensch, is det schön hier, da fakooof ich doch glatt mein‘n Müggelsee.“ Aber Susanne mahnte: „Mach keinen Quatsch, Fips! Der wunderschöne Müggelsee muss bleiben, wo er ist.“

Rechts rauf zum Spitzingsee. Vor dem See parken auf dem Spitzingsattel. Parkwächter nicht ganz einverstanden mit Susannes Parkkünsten, aber man einigte sich gütlich. Parkgebühr zum Aufschreiben teuer, aber alles wird doch so viel teurer, warum sollten die Parkgebühren auf dem Spitzingsattel da eine Ausnahme machen? Übrigens: soll gar nicht stimmen, dass Alles so viel teurer wird, nur Manches, zum Beispiel Dienstleistungen, Essengehen oder der Friseur. Der schöne Aufstieg beginnt mit dem schrägen Steig durch den kleinen Wald. „Wie lange werden wir gehen?“ fragt Ferdinand. Susanne gibt Auskünfte: „Eineinhalb bis zwei Stunden. Deine Turnschuhe in Ordnung?“ „Prima.“ „Keine Angst, Fips, du schaffst das.“ „Hatte ich eigentlich nicht daran gezweifelt.“ „Ganz wichtig: nicht gleich drauflosrennen! Grundregel, nie mit dem Mund atmen müssen, immer so viel Reserven, dass es bei der Nasenatmung bleibt. So einen ersten Anstieg ganz langsam angehen.“ „Du weißt aber ne Menge...“ Susanne machte mit spitzem Mund auf schrecklich vornehm: „Ich bin eben eine gebürtige Münchnerin.“ „Wie oft warst du schon hier oben?“ „Fips, so oft wie du am Müggelsee. Der Jägerkamp gehört ja zu den Münchner Hausbergen.“

Jägerkamp gehört ja zu den Münchner Hausbergen. Die Eltern sind viel mit uns hier rumgestakst. Mein Paps war ein großer Skiläufer, wie du weißt.“

Sie stiegen ziemlich zügig auf, heiter, viel lachend. Ferdinand nahm sich was vor. „Wann gibts denn mal ne Rast?“ fragte er. Susanne erklärte: „Auf dem Gipfel, kleine halbe Stunde noch, mit Brotzeittausch. Wie würdet ihr das in Berlin nennen?“ „Ziemlich eindeutig Stullentausch, gabs auch auf dem Berliner Schulhof.“ Oben jausten sie. Ferdinand wartete auf die Gelegenheit für sein Vorhaben. Franziska erklärte: „Es darf alles in die Natur geworfen werden, was verwittert. Alles andere wird verstaut und unten entsorgt. Tut mir leid: auch Plastikschnippel müssen wir mit runterschleppen...“

Sehr unvermittelt fing dann Ferdinand ein Gespräch an, ein Gipfelgespräch: „Jochen, du hast also meine Frau geliebt.“ Jochen reagierte sehr gelassen und bekannte: „Ich liebe sie immer noch.“ Ferdinand, ohne dass die Anwesenden recht unterscheiden konnten zwischen Witz und Ernst: „Das sagst du ihrem Mann einfach so ins Gesicht?“ „Soll ich ihm ins Gesicht sagen, sie sei abscheulich und ich hasse sie?“ Das fand Ferdinand schrecklich: „Untersteh dich!“ „Na also. Ich habe sie geliebt von der ersten Sekunde, wo ich sie sah.“ Ferdinand suchte Beistand: „Franziska, was sagst du dazu?“ „Jetzt ist jetzt, sage ich dazu.“ Jochen stellt klar: „Franziska weiß das alles. Ich war so aussichtslos verliebt, immer hast du Gekidnappter da irgendwo rumgehangen. Ich hoffe nur, meine Liebe hat Susanne nie belästigt...“ Ferdinand war nochmal pieksig: „Du triffst vor Edelmut! Sag doch, dass du sie im Bett haben wolltest.“ Jochen blieb gelassen: „Tja - das ist ein bisschen komplizierter: - die Vorstellung von irgendeiner Umarmung mit Folgen hatte ich nie. Kann man platonisch nennen, ganz schrecklich dumm kann mans auch nennen. Fips, wärst du mit mir im Boxring gestanden, ich hätte alles versucht, dich auf die Bretter zu knallen. Aber du warst ein armes Würstchen in Havanna. Da langte ich mit meiner Rechten nicht hin.“ „Und mit deiner Linken?“ „Doch auch nicht. Es war ein wunderbarer Stillstand, als gäbe es keine Bewegung im Weltall. Kaum ein Wort habe ich mit Susanne

darüber gesprochen. Die Erinnerung an alle meine Vergeblichkeiten ist einfach schön. Dann habe ich alles getan, dass deine Susanne dich wieder in ihre langen Arme schließen konnte.“ Ferdinand baute deutlich Adrenalin ab: „Dass sie lange Arme hat, hast du also auch festgestellt.“ „Ist ja schwerlich zu übersehen.“

Jetzt meldete sich Susanne: „Franziska, ich habe nie erfahren, wie das mit euch weitergegangen ist, nachdem ich euch verkuppelt habe. Ich habe euch gegenseitig eure Namen genannt, und dann habe ich gesagt: ‚Ich will, dass ihr zusammen ins Bett geht.‘ Ihr seid einfach raus aus der Mensa, nicht mal angeguckt habt ihr mich mehr. Was ist da passiert?“ Franziska berichtete sehr offen: „Genau das, was du uns befohlen hast. Ob du glaubst oder nicht: Von deinem Befehl an, dass wir zusammen ins Bett gehen sollen, bis zu dem Augenblick, wo wirs taten, haben wir kein Wort gesprochen. Ich hab nicht ‚Ach, du‘ gesagt, er hat nicht ‚Ach, du‘ geantwortet. Er wohnt ja nicht weit von der Mensa. Stumm sind wir nebeneinander hergegangen. Er hatte die Hand in der Manteltasche. Es war ein bisschen kühl. Ich habe meine dazugesteckt, die hat er dann sehr zärtlich gedrückt und gestreichelt. Georgenstraße, Haus, Treppe, Wohnung, Schlafzimmer, Bett, ein wortloser Marsch. Aber dann habe ich gequiekt und gejuchzt und jubelt, weils so schön war. Gleich beim ersten Mal, ich weiß nun, dass es das geben kann. Ferdinand, als Eifersüchtiger bist du ein Trottel, sonst bist du sehr liebenswert.“ Sofort schoss Susanne ein scharfes „Was?“ in die Unterhaltung. Nicht viel weniger scharf konterte Franziska: „Susanne, du machst dich lächerlich! Und Ferdinand, du auch! Und genau daran solltet ihr eure Kräfte nicht verschwenden. Die braucht ihr für eure Liebe, die ist einmalig. Als Eifersüchtige seid ihr Dutzendware und zielt ins Leere.“

Diese Leere schwebte eine halbe Minute über dem Gipfel, sie ließ noch keinen Raum für echte Entspannung, - bis Ferdinand fragte: „Jochen, hilfst du mir bei meinem nächsten Buch?“ Jochen versuchte, nicht überrumpelt zu scheinen: „Wenn ich kann. Worum gehts?“ „Um OK, Organisierte Kriminalität, weltweit.“ „Da kann ich sicher etwas helfen. Wie stellst du dir das

vor?“ Ferdinand wiegelte erstmal ab: „Noch gar nicht. Dauert nicht mehr lange, da erscheint mein erstes Buch.“ „Heißt?“ „Immer wieder ab in den Sarg‘ - Bericht über eine absonderliche Gefangenschaft. Die Verlegerin will das Nachfolgebuch konzipieren. ‚Voll daneben‘ solls vielleicht heißen, der Einfluss der OK auf die dubiosen Regierungen vieler Länder, aber auch in den seriösen Demokratien hat ja die Mafia viel - ja, kann mans Macht nennen?“ Jochen bot an: „Eindeutig Macht, durch Geld, durch Erpressung, Korruption. Da habe ich ziemliche Mengen an Material, müssen wir reden.“ „Fein, danke.“

„Mei!“ schrie Susanne plötzlich und stand auf und gebärdete sich etwas sonderbar: tat, als schiebe sie mit nach hinten weggespreizten Armen Schwerlasten mit ihrem Rücken zum Abbruch des Gipfelplateaus. Erschrocken rannte Ferdinand zu ihr und stemmte sich gegen ihren Rücken: „Susanne!, was machst du? Hier gehts steil runter!“ Sie drehte sich um, schob Ferdinand weg und tat so, als kippe sie Lasten in die Tiefe: „Rummmms-Bummmms-Bummmms-Bummmms-Bumms-Bums!... Bin ich froh, dass ich diesen ganzen Mist hier ins Tal kippen kann! Franziska, ich habe gar nicht richtig gemerkt, wie die sich geeinigt haben. Ging so buttergeschmiert. Naja, gab mal ne längere Pause...“ Sie rannte zu Ferdinand, umarmte und küsste ihn: „Fips!, du wunderbarer Mistausträumer, hoch über dem Schliersee. Deine Eifersucht auf den wunderbaren Helfer Jochen war wirklich saublöd. Sowas war vielleicht im Mittelalter erlaubt, aber doch nicht im Zeitalter der Kosmonauten, wo jedes Handy-Gespräch via Satellit durch den Welt- raum schwirrt. Naja, stimmt nicht so ganz: bisschen Eifersucht kann schon auch in unseren Zeiten was Feines sein...“ „Lale läßt grüßen.“ „Die hat auf diesem himmlisch schönen Gipfel nichts verloren mit ihren hochhackigen Schuhen, mit denen sie ihrem Morton auf die Füße - ach nee, das war ja ich...“ Sie musste schallend lachen. Ferdinand lachte auch: „Susanne, wenn ich dich nicht hätte, wärs ziemlich griesegrau in meinem Leben auf diesem Planeten, von dem die Astronauten berichten, er sei blau... Aber deine Eifersucht auf Lale könntest du gleich mitkippen! Die ist genau so saublöde.“

Zum krönenden Abschluss fuhr Susanne zum Winkelstüberl in Winkel: Großangelegte Konditorei mit einer Tortenfülle ohnegleichen. Und jedes Stück Torte doppelt so groß wie in anderen Konditoreien. Die Vollbusige im roten Pullover, die die Stücke schneidet, wählt die Größe ziemlich willkürlich, aber zu klein wird kein Stück. Und Reisebusse sind ausdrücklich willkommen! Unzählige Kaffeemühlen in den Gasträumen und auf allen Fluren und Treppenhäusern. Unser Quartett nahm vier verschiedene Stücke und veranstaltete eine ziemliche Tortenschlacht, aß auch viel mehr, als dem Magen wohltat. „Paradies zum Dickwerden!...“ maulte Susanne. Mit vollem Mund meinte Franziska: „Die Tortenstücke sind so groß, die hat irgend so ein Apollo-Dings schon mal aus dem Weltraum fotografiert, nur der Unterschied zwischen Himbeer- und Erdbeertorte war aus der großen Höhe nicht nachzuweisen...“

Wir rutschen so viel in Situationen des vergehenden Jahres 2004. Warum sage ich ‚wir‘? Ich tue das, ich, Alleskier. Aber muss ich denn nicht, zum Beispiel, schildern, was passierte, dass Ferdinand in ein gutes, vielleicht sogar sehr kreatives Verhältnis zu Jochen geriet? Ich möchte das nicht in einem Nebensatz abhaken. Vergib mir also, geneigter Leser, wenn du mir überhaupt gezürnt hast, diesen Mai-Ausflug auf den Jägerkamp. Wir springen ins Heute, Freitag, den 19. November:

Alfredo von Böckler war sehr aufmerksam und hellhörig auf seinem Lehrgang in Pullach, wo der Einbruch der Großkriminalität in die Politik erörtert wurde und vor allem, welchen Schutz es davor gibt, geben könnte, und wie er zu koordinieren sei unter den gefährdeten Staaten, - ein perpetuum mobile seit dem 11. September 2001 - ja, über 3 Jahre ist das nun schon her. Das Thema bleibt wohl unerschöpflich, wenn nicht die Herkünfte dieser Verbrechen geklärt werden, - aber was heißt das: die Herkünfte geklärt werden? Die Zukunft der Demokratie steht auf dem Spiel, nicht mehr

und nicht weniger! Tag für Tag stehen wir fassungslos vor den Trümmern und Leichen der Selbstmordattentäter, wir Pullacher, Giesinger, Münchner, Bayern, Deutsche, Europäer und Amerikaner beider Kontinente, Australien nicht zu vergessen. Der Blick auf die Fernseh-Leichen beginnt abzustumpfen. Das Achselzucken müsste erstarren, wenn wir die Mentalität dieser opferbereiten Selbstmörder in eine exotische Schublade stecken wollen. Kamikaze kam aus Japan, und auch in der Hitlerschen Wehrmacht gab es Anfänge von Selbstmord-Soldaten. Da sind doch jetzt ganz andere Dimensionen aufgerufen, und es fragt sich, ob das die Verantwortlichen begriffen haben. Krieg ist nicht aufgerufen, den verlieren wir gegen diese Todeswilligen. Das soll nicht heißen, dass wir nicht gewappnet und bewaffnet sein müssen. Merkwürdig, wie lässig so eine Klassifikation wie ‚Pazifist‘ in den Abfluss der Geschichte gerät und wohl bald verschwindet. Der Kampf gegen den Islamismus ist mehr als eine Affaire unter Kriegstreibern. Wer sein Leben nicht schont, wenn es gilt, 20 Feinde - oder sehr viel mehr! - zu vernichten, der ist nicht Feind in einem konventionellen Sinne; man kann kriminellen Selbstmördern nicht mit dem Tode drohen oder sie damit bestrafen wollen. Den Tod haben sie ja längst ausgeschaltet und erlitten. Bush hätte es doch beinahe fertig gekriegt, und Al-Quaida ganz formell den Krieg erklärt. An diesen Absurditäten ist abzulesen, was mit ‚anderen Dimensionen‘ gemeint ist.

Alfredo von Böckler begriff immer klarer, was Alles auf dem Spiel stand. Aber er fand keine Plattform in dieser Bürokraten-Ansammlung auf dem Pullacher Treffen, sie tickten noch wie die alten Kader in bewährter Routine: Alles nicht so schlimm. So absolvierte er die Kurse und Veranstaltungen und wurde immer mehr frustriert. Nein, wir wollen nicht hysterisch werden, im Gegenteil: wir wollen uns besinnen auf die europäischen Wurzeln, vor allem auf die Aufklärung. Wie weit müssen wir auf ein großes Scheitern gefasst sein, sofern uns Fassung noch zu üben erlaubt sein wird? Steht ein Konzentrationslager von der Größe der Welt bevor? Wie wird der Kalif von München mit uns umgehen, wenn wir Hunger haben oder krank werden, oder die Abfallentsorgung überhaupt nicht mehr klappt? Es macht

keine großen Schwierigkeiten, ein Szenario der Zukunft in schlimmsten Farben zu malen. Wie aber sieht ein Szenario der Zukunft aus, in der die kubanische Prinzessin als Tochter von Ferdinand und Susanne ihr wunderbares Leben leben kann?

„Ich muss mit Ferdinand und Susanne sprechen,“ sinnierte Alfredo. Er nahm es sich für den morgigen Samstag vor.

13 Die Schwester war die Frau

Alfredo ging zu Fuß durch das Isartal von Pullach nach Giesing. Den weiten Weg? Ja. Und jeder Schritt war ein fast unerträglicher Schmerz. Hier war seine Frau Anna-Louise langgegangen, in die entgegengesetzte Richtung, nicht wie er jetzt isarabwärts, sondern -aufwärts, in der grauen Jacke, die sie nicht leiden konnte, aber die Taschen waren so groß. Für schwere Steine. Bis nach Wolfratshausen war sie gegangen. Vier Stunden ziemlich sicher. Der hellerlichte Wahnsinn! „Und ich in Havanna...“ Ging er genau auf ihrem Weg, wenn auch ihr entgegen? Wo ist sie? Da hinten, da drüben die weiße Figur? Nein, da die graue Jacke. Nicht mehr feststellbar, denn da laufen einige Wege parallel, am schönsten ist der auf dem Damm in der Mitte zwischen Isar und Kanal. Alfredo hätte Giesing mit Bus und Straßenbahn erreichen können. Er wollte aber diesen Schmerz bei jedem Schritt. Er wollte ihn formen zu einem Podest, auf dem er stehen konnte. Aufpassen jetzt, mit den Metaphern. Was war denn los? Ehe, Ehebruch, Treuebruch, Selbstmord der Frau... SchuldSchuldSchuld. Wie oft oder wie selten denkt man daran, dass da das Wort Bruch eine so große Rolle spielt? Anna-Louise gebrochen - zerbrochen, und einen entsetzlichen Weg gegangen, ins Wasser, schwere Steine in den Taschen. Und ein Buch von dem, zu dem ich jetzt gehe. Nicht ohne vorher noch in der Hopffisterei in der Tegernseer Landstraße einen Nusszopf zu kaufen.

„Kann ich an jedem Tag zu euch kommen und mit euch sprechen?“ fragte Alfredo, noch bevor Ferdinand die Wohnungstür ganz geschlossen hatte. Ferdinand zögerte nicht: „Das sagen wir dir zu, nicht wahr, Susanne?“ Sie meinte nur: „Es sei denn, wir müssen gerade Lavinia säubern oder stillen.“ „Um die genau geht es,“ sagte Alfredo. „Um die kleine kubanische Prinzessin?“ fragte Susanne. „In welchem Sinne meinst du das?“ fragte Ferdinand. Alfredo zögerte: „Ich - scheue mich, von meiner - ja Not zu sprechen, vor euch, den Eltern, aber...“ Ferdinand wurde Spuren ungehalten „Du sagst

uns jetzt sofort, was in dir vorgeht, du kannst uns hier nicht so auf die Folter spannen, noch dazu, wenn du unseren kleinen Schatz in die Debatte geworfen hast. Was ist los?“ „Es ist sehr kompliziert, es ist riesengroß, es ist - in vier Worten: Riesenangst um die Zukunft. Aus.“

Susanne erwog: „Zukunft und Aus - das passt nicht zusammen.“ Ferdinand bot an: „Möchtest du einen Kaffee? Leider haben wir keinen Nusszopf heute.“ „Den habe ich mitgebracht.“ Susanne meinte: „Wunderbar! Wenn der Kaffee so gut sein soll wie beim letzten Mal, muss ihn Mum machen. Ich hole sie.“ Alfredo beeilte sich: „Die will ich nicht belästigen.“ Aber Susanne war schon weg, und Ferdinand erklärte: „Hier im Raum hängt noch eine Rede von Susannes Mutter, als sie gerade Witwe geworden war, wie sehr sehr erfreut sie sei, uns helfen zu können, im Gegensatz zu Millionen Witwen, die vor sich hin dröseln und Däumchen drehen. Also, lass dich mit ihrem Kaffee verwöhnen. Her mit dem Nusszopf!“

Die Mutter brühte Kaffee, Ferdinand schnitt den Nusszopf auf. Man setzte sich. Alfredo legte los: „Wie groß die Gefahr ist, in der wir leben, ist natürlich umstritten. Relativ? Nein, doch wohl nicht relativ. Ich leide ein wenig unter meinen Mitteilnehmern des Treffens da in Pullach im Bundesnachrichtendienst: Die allermeisten nehmen die Referate zur Kenntnis und legen sie ad acta. Aber die Sache ist doch so hochbrisant, die passt in keinen Aktenordner oder Aktenschrank, und ist nie und nimmer eine Aufforderung zum Business as usual. Gott gebe, dass ich mich fundamental irre, aber ich kann da nicht den Gelassenen spielen. Meine Erfahrungen mit dem Regime in Kuba waren eine sehr gute Vorschule. Alle Staaten der Erde lassen sich grob in drei Gruppen einteilen: Die Demokratien ohne Wenn und Aber, ununterbrochen gefährdet durch zwar gewählte, aber durch Charakter oder Machtstreben oder private Interessen korrumpierte Ministerpräsidenten und Staatenlenker, zweitens die Diktaturen, fernab jeder echten Wahlen, aber pseudolegitimiert durch Wahlspektakel, die nichts mit demokratischen Wahlen zu tun haben, schillernd zwischen einigermaßen intakten Strukturen bis zu haarsträubenden Tyranneien. Und die dritte Gruppe, in der alle staatliche

Ordnung aufgehoben ist, in der regionale Warlords regieren oder Kinderarmeen oder Mafiosi. Dieser Blick auf die Welt, einigermaßen ehrlich, lässt mir schon etwas die Knie schlottern. Aber es ist dennoch eine Staatengemeinschaft, die sich bessern kann. ‚Bessern‘ ist ein ziemlich dummes Wort, klingt nach Moralin, meine ich nicht, sondern ziemlich einfach: Hier ist Hoffnung immer wichtig. Hoffnung ist Erwartung ins Ungewisse. Leute, ich hole viel zu weit aus.“

„Nein,“ sagte Susanne, „so ein Überblick tut schon mal sehr gut. Wer macht sich denn den?“ Die Mutter ergänzte: „Wir trödeln doch so auf Giesing-Ebene dahin.“ „Mach weiter, Alfredo,“ forderte Ferdinand. Das tat er: „Jetzt kommt das, was mich so sehr beunruhigt Der Islamismus, scharf zu trennen von islamischen Staaten und Bewegungen, auch eher harmlosen Weltanschauungen, dabei auch immer wieder sehr geistreich und kulturell auf hohem Niveau. Dagegen die Scharfmacher des Islamismus sprechen es unverschnörkelt aus: Sie streben nach der Weltherrschaft. Ernst nehmen oder nicht? Ich meine: ja, sehr Ernst nehmen. Zwischendurch: Die Chisten waren in zweitausend Jahren auch nicht gerade pingelig, was die Weltherrschaft anging. Die zusammenstürzenden Wolkenkratzer des World-Trade-Center holen uns alle ins Geschirr. Wir sind alle gefährdet, auch die kubanische Prinzessin. Und ich glaube, wir müssen alle nach Mitteln und Wegen suchen, wie dieser Gefahr zu begegnen sei. Militärische Macht ist auf keinen Fall zu verachten, aber ihr Einsatz ist mächtig behindert, siehe Afghanistan und Osama bin Laden, der einer hochgerüsteten Armee monatelang, wenn nicht am Ende jahrelang trotzt. Bis hin zu der Frage, ob er überhaupt noch lebt. Die Katze namens Anti-Terror-Truppe ist viel zu umfänglich, um in diese Mäuselöcher zu schlüpfen. Ihre Schnurrbarthaare signalisieren ihr, wenn sie an den Spitzen anstoßen, dass ihr Körper da nicht durchkommt. Von solchen Naturtalenten sind die meisten Kriegführenden meilenweit entfernt und warten gebannt vor den Mäuselöchern und machen sich Hoffnungen auf höchst fatale Art. So, hier eingeschoben: ich stecke in großer Gefahr, mich hier zu spezifizieren auf ein Thema, und es für gesamtbedrohlich zu

halten. Vergrößerung durch Vergrößerung. Ich brauche Spielraum, auch wenn das Wort ‚Spiel‘ in diesen Zusammenhängen abwegig erscheint.“ Susanne schaltete sich ein: „Alfredo, Spiel ist ein ganz gewaltiges Potential, auch für die ernstesten Dinge. Du kannst noch so edel formulieren, wenn du das Element Spielen verlierst, bist du verloren. Siehe Ballett, siehe Theater, auch Schlingensiefs ‚Parsifal‘ in Bayreuth. Nicht der Krimi heute auf der Glotze. Das ist Kommerz, teilweise widerlich, deutlich genug diffamiert durch die Werbeeinblendungen. Das echte Spielen hat nicht das geringste mit Frivolität zu tun! Spielenkönnen ist ein Gottesgeschenk.“ Ferdinand brummte: „Ihr seid alle so klug. Nicht zu klug, aber sehr klug. Was meinst du, Susannenmutter?“ „Ich höre sehr gerne zu, auch wenn ich nicht alles gleich ganz verstehe. Seit Vaters Tod lese ich viel weniger Zeitung, weiß nicht, warum.“ „Wirst du zu einem Ziel kommen, Alfredo?“ wollte Susanne wissen.

„Ich komme hierher, um über die Zielsuche nachzudenken und zu reden. Ich bin Diplomat, stehe nicht so ganz abseits von praktischer Politik, suche deshalb nach praktischen Möglichkeiten, um das Schlimmste zu verhüten. Klingt vielleicht pathetisch.“ „Vielleicht pathetisch, ja,“ sagte Ferdinand, „aber vergiss nicht: Die Gefahren verkleinern oder sogar zerkleinern, - da wachsen die Drachenköpfe augenblicklich nach.“ Alfredo nickte: „Ich traue mich das gar nicht zu sagen: es muss meiner Meinung nach eine Gruppierung entstehen, eine Bewegung, wenn der Begriff nicht zu schwammig und - naja faschistisch klingt - eine Versammlung, die sich des ganzen riesigen Problems annimmt, die Ebene weiß ich nicht, aber jedenfalls möglichst hoch, die Vereinten Nationen bieten sich an. Vermessen? Wenn ich Koffi Annan sehe, denke ich: Der ist zu sprechen. Aber in den Vereinten Nationen sitzen viele islamische Staaten, die können nicht mit einer Zunge sprechen.“ Ferdinand wollte wissen: „Fällt dir denn der geringste Ansatz ein, wie wir weiterkommen könnten?“ „Zunächst sei sehr herzlich bedankt für dein ‚wir‘. Das ist es nämlich: Es geht nicht ohne eine Wir-Solidarität. Klingt auch schon wieder pathetisch.“ Susanne unterstützte ihn: „Rede das Pathos nicht klein, Alfredo, kommt von pathēin, heißt leiden.“ „Was hab ich für eine ge-

bildete Frau!“ rief Ferdinand. „Lass solche Quatsch-Sätze!“ grunzte Susanne. Und er: „Hört ihrs! So geht es bei uns zu. So spricht sie mit mir.“ Und sie, ernst: „Wer stellt jetzt richtig? Du oder ich?“ Ferdinand beeilte sich: „Ich: Wunderbar die Bildung von Susanne, Geschenk. Mikos sind völlig unangebracht, wir wollen von ihrer Bildung profitieren, und ihre Mama soll hochleben!“

„Warum denn ich?“ fragte die Mutter. Ferdinand erläuterte: „Weil du sie in die Schule geboxt hast.“ „Ihr werdet lachen: zu Anfang hatte sie Angst vor der Schule. Warum denn? Sie sagte ‚Ich weiß doch noch gar nichts!‘ Aber sie begriff bald, dass sie ja eben deshalb in die Schule gehen sollte. War immer schnell mit dem Begreifen. Kurz darauf fand sie sich ihrer Freiheit beraubt und tobte gegen die Pauker. Wurde aber sofort besser, als sie wiederum begriff, das man mit dem Erlernten viel anfangen konnte, zum Beispiel den Vater aufs Glatteis führen. Das machte sie unnachahmlich.“ „Und er?“ „Lachte noch mehr als sie.“ Ferdinand fragte: „Zum Beispiel?“ Die Mutter machte die neunmalklugen kleinen Susanne sehr lustig nach „‘Paps, die Sonne geht nicht auf und unter.‘ ‚Was?‘ sagte der Vater, ‚hab ich doch gestern Abend noch gesehn.‘ Und sie sehr überlegen ‚Hast du falsch gesehn!‘ ‚Was hast du denn gesehn?‘ fragte er. Und sie triumphierte: ‚Ich fühlte gestern Abend, wie die Erde sich dreht!‘ Vater war sehr stolz auf seine kleine Tochter.“

„Glaubt ihr,“ fragte Susanne, „dass wir heute weiterkommen mit unserer Islamisten-Debatte?“ „Ich werde mich hinsetzen,“ sagte Alfredo, „und versuchen, die Überlegungen aufzuschreiben. Es ist ja nicht so, dass ich völlig neue Gedanken entwickle, da sind andere, Klügere und sicher auch Einflussreichere und Besserinformierte schon vor mir draufgekommen. Mir scheint nur ein ungutes Verhältnis zu bestehen zwischen denen, die ernsthaft die Zukunft erwägen und denen, die einfach Widerstand mobilisieren, sprich aufrüsten. Aufrüsten ist Nebensache.“ Susanne wollte wissen: „Was ist denn dann die Hauptsache?“ Fernando entwickelte: „Stärkung der Gesprächsbereiten. Ich brauche euch, um zu debattieren, wir lösen die verbar-

rikadierten Fronten nur über das Gespräch. Aber die anderen - ich vermeide dringendst das Wort ‚Gegner‘ -, die Islamisten wittern Feindschaft in jedem Gespräch und haben kein Vertrauen, ja missbrauchen das Gespräch zu allerhand Betrug und Gemeinheiten. Das Schweigen ist der schlimmste Feind.“

Völlig unvermittelt fragte Susanne: „Wirst du Zoé heiraten?“ Alfredo war erschrocken: „Susanne, wie springst du mit mir um?“ „She is your second truth!“ Alfredo ließ den Kopf sinken: „She is my second truth, yes. And my first truth has committed suicide.“ Susanne bohrte weiter: „Wie lebst du? Wie verbringst du die Tage, - nein, die Abende und Nächte?“ „Wenn du so fragst, muss ich Zoé heiraten, ja. Aber...“ Susanne schwenkte um: „Es ist eine Schnapsidee. Vergiss es.“ „Das Vergessen ist ausgeschlossen. Ich sage dir Bescheid, wenn ich das Ticket bestellt habe. Weihnachten. Ich kann aus dieser Veranstaltung in Pullach nicht einfach aussteigen.“

Nun glaubte Ferdinand erzählen zu müssen: „Weißt du eigentlich, das ich Anna-Louise kennen gelernt habe?“ Das irritierte Alfredo doch sehr: „Was? Nein. Wie? Erzähle.“ „Sie hat mir einen Rest Rotwein ins Gesicht geschüttet.“ „Ja. Sowas konnte sie tun.“ „Es war sehr demütigend,“ sagte Ferdinand. Alfredo meinte: „Du musst sie provoziert haben.“ „Ja. Im Buch ist eine Stelle stehen geblieben, die gestrichen werden sollte: Unsere, deine und meine Begegnung in dem Laden mit den Geschirrspülautomaten in der Calle Obispo. Du kamst nicht allein.“ „Ich war mit Zoè bei dir.“ „Ich trank an der Bar in der Stadtbibliothek im Gasteig einen Cappuccino. Da war Anna-Louise auch.“ Alfredo wollte wissen: „Wie kamt ihr ins Gespräch?“ „Sie hatte mein Buch vor sich auf der Theke liegen. Ich gab mich als Autor zu erkennen. Sie behauptete, deine Schwester zu sein und entsetzt zu sein über die Szene im Laden auf der Calle Obispo mit ihrem Bruder und einer kubanischen Nutte.“ Alfredo verzog schmerzlich das Gesicht: „Wenn sie das doch gewesen wäre, aber -“ Ferdinand fuhr fort: „Entsetzt im Namen ihrer Schwägerin Anna-Louise. Ich riet ihr, die Sache nicht zu dramatisieren. Deine Papers hatten wir ja noch nicht. ‚Take it easy‘, habe ich gesagt. Die Antwort

war Rotwein in meinem Gesicht und ein sehr rascher Abgang über die Rolltreppe. Ich wollte hinterher, aber der Mann an der Theke wollte sein Geld für den Cappuccino und den Rotwein deiner Frau.“ Alfredo sagte sehr nachdenklich: „Sie könnte leben.“ Ferdinand verging jegliches Lächeln: „Ich nehme große Schuld auf mich, allerdings wohl nicht justiziabel.“ Susanne schaltete ein: „Hat ihm lange Zeit schwer zu schaffen gemacht.“ Alfredo sagte: „Seine Schuld ist eine Vogelfeder gegen mein Schwergewicht. Ob ich es je über mich gebracht hätte, der Anna-Louise zu beichten... Ich zweifle. Alles wäre einfacher -“ Susanne konterte mit kleiner Schärfe: „Einer der dümmsten Konjunktive. Fast alles ist fast immer sehr kompliziert.“ „Ja... Wir reden weiter über alles. Ich kann jetzt nicht mehr... Ich denke, ich bin willkommen, wenn ich mit einem Nusszopf antanze“ „Das bist du, jederzeit, auch ohne Nusszopf, wenn die Hopfisterei schon zu ist.“

Susanne fragte: „Wie fandest du das, was Alfredo da erörtert hat“ Ferdinand war sehr im Zweifel: „Fällt mir wahnsinnig schwer, das irgendwie zu bewerten. Ich glaube, dass die Gefahr groß, ja riesengroß ist. Und wenn ich an Lavinia denke, zittert mir das Gehirn, und ich schiebe es weg. Seine Vorschläge zur Änderung scheinen mir - ja ein wenig naiv. Was tun? Die Frage lärmt in meinem Kopf...“

14 Der stramme Hintern des Klempners

Morgenliebe? Das ist was sehr Schönes. Ferdinand und Susanne mochten und genossen sie. Heute morgen. Musste natürlich passieren, wenn die Lavinia Einkaufen ging. Die winzige Person geht einkaufen? Sie wurde natürlich gefahren, von der Oma. Was?: Sexstörungen nach der Geburt? Also, Störungen gabs nicht, aber Pause. Aber das war doch nun, über zwei Monate später, längst gefrühstückt. Susanne arbeitete ziemlich unerbittlich an einer Tageseinteilung, die einigermaßen zu schaffen war, zwei Faultage wöchentlich inklusive. Hauptrolle spielte natürlich Lavinias Stundenplan, aber Vaters Arbeit durfte nicht zu kurz kommen, ihre auch nicht, auch die Oma war einigermaßen präzise eingeplant. Das gelang auch schon fast täglich, - siehe heutige Morgenliebe. Peinlich nur, dass die Tür aufging und Marion reinkam. Genau wie gestern früh bei ihr zu Hause mit der Mutter und dem Klempner –

Ja ja, schön der Reihe nach! Bitte sehr, geneigter Leser, ab hier:

Am gestrigen Morgen duschte Marions Mutter. Sie durfte sicher sein, dass sie allein im Hause war, Haushaltshilfe und Köchin waren zum Einkaufen nach Grünwald gefahren, da durfte man also duschen, ohne die Badezimmertür abzusperrern. Sie duschte in der Badewanne, enge Duschkabinen konnte sie nicht leiden. Ein Mann kam rein, schrie „Ha!“ und verschwand wieder. Marionmutter hatte ihn nicht gesehen und war höchst erschrocken, das konnte nur ein Einbrecher gewesen sein. Nass und nackt stürzte sie aus dem Badezimmer: „Hilfe! Einbrecher!“ Sie war sehr mutig, Gefahr löst ja bekanntlich Kurzschlüsse im Gehirn aus, Angst oder Überlegungen kommen gar nicht auf, sie raste ins Schlafzimmer, griff das Handy vom Nachttisch und wählte 1-1-0 Polizei. Eine Männerhand kam von hinten und nahm ihr das Handy weg, schaltete es aus. Sie erstarrte zur Salzsäule, ein Schrei blieb ihr in der Kehle stecken... „Ich doch nur Heizung-Wasser,“ radebrecte der Installateur, der Klempner aus Kroatien.

Kaum anzunehmen, dass Frau Maienkammer nicht augenblicklich nach einem Textil suchte, ihre Blöße zu bedecken, und dass sie nicht den Mann aus dem Schlafzimmer jagen wollte. Kaum anzunehmen, kaum... Sie trat einen Schritt zurück und fragte: „Was denkst du, wenn du mich so siehst?“ Er grinste breit und – ja, doch: sexy: „Nix denken...“

Dieser Mann war ihr schon in den vergangenen Tagen aufgefallen, wo er immer wieder durch das Haus lief, um seine Arbeit zu kontrollieren, die er hauptsächlich im Keller und an den Außenwänden des Hauses absolvierte, zweimal war er wohl auch auf dem Dachboden gewesen. Aufgefallen war er ihr wegen schöner brauner Augen und eines knackigen Hinterns. Ja, als sie ihn gestern im Badezimmer bei geöffneter Tür sich über die Wanne beugen sah, formulierte sich im Seelenkeller der Frau Maklersgattin der Satz: ‚Ein Schub von diesem Hintern...‘ Nun also gehorchte sie der Aufforderung aus dem Seelenkeller, lachte breit und lasziv und haute ihm mit lustvoller Bewegung erstmal die Mütze vom Kopf, dann umarmte und küsste sie ihn heftig: „Brauchst du langes Vorspiel?“ fragte sie. „Was?“ fragte er verständnislos. Sie taumelten und stürzten ins ungemachte Bett, an dessen Rand sie ja standen. Es machte einige Mühe, den Blaumann des Handwerkers aufzuknöpfen, wobei es schon erste Berührungen gab mit dem Gemächt, auf das sie so vernunftwidrig scharf war. Sie half ihm, sich mit großer Geschwindigkeit auszuziehen, galanter Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, die darauf schließen ließen, dass er nicht zum ersten Mal in solche Harlachinger Bettengrube gefallen war. Lebten hier halt eine ganze Menge Frauen, die von ihren wacker arbeitenden Männern etwas vernachlässigt wurden. Eine so plumpe Geschichte, so überaus plump... Und so überaus befriedigend, fand Frau Maienkammer, glücklich über mehr als nur einen Schub von diesem Hintern... *Schrecklich geschmacklos! Leute, Seelenkeller-Obszönitäten sind meist geschmacklos! Sie sind so schrecklich unordentlich und gehören ins Schweigen. Aber Alleskieker nimmt sich die Freiheit, gelegentlich in diesen Kellern rumzustöbern.*

Viel Zeit für ein Après-Gespräch nahmen sie sich nicht. „Wann wieder?“ fragte sie. „Nix,“ sagte er, „ich arbeiten fertig.“ „Aber du kannst doch kommen und so tun, als ob du noch sehr viel hier zu arbeiten hättest.“ „Nix, ich müssen arbeiten, müssen Geld verdienen.“ Schnell sagte sie: „Geld kannst du auch bei mir verdienen,“ wobei ihr erst mit kleinem Hirnblitz klar wurde, dass sie in ein ganz gemeines Fahrwasser rutschte, und Spendengelder, die sie mühsam genug sammelte, zu veruntreuen bereit war. Nein, Schluss, sie rollte aus dem Bett und wollte ihren Bademantel anziehen, als ihre Tochter Marion völlig unerwartet in der Schlafzimmertür erschien. Schrecksekunde von einigen Sekunden Dauer. Dann schlüpfte die Mutter in den Bademantel. Der Klempner aus Kroatien zog sich mit affenartiger Geschwindigkeit an, er suchte seine Mütze, die lag genau vor den Füßen der Dame des Hauses. Als er sich danach bückte, schubste sie ihn, so dass er zur Seite kippte: Reaktion auf den im Angesicht der Tochter so schrecklichen Vorfall. Nicht gerade edel, aber aus ihrer inneren Verwirrung zu verstehen. Er stand sehr rasch auf und witschte halbfertig angezogen aus dem Zimmer.

„Es ist nicht, was du denkst,“ sagte die Mutter in dümmster Hilflosigkeit. Marion musste lachen: „Mama, ich muss da nichts denken, ich kucke nur mit meinen Kulleraugen.“ „Bitte, lass mich allein,“ sagte die Mutter. Und Marion ging.

Ging am nächsten Morgen - das ist heute - zu Susanne. Susannes Mutter kam gerade aus ihrem Zimmer und wollte einkaufen gehen, hatte Lavinia auf dem Arm: „Sie wollen zu Susanne - warten Sie, ich schließ Ihnen auf, die haben heute Faultag.“ Sie schloss also auf. Marion ging in die Wohnung und überraschte die Freundin und ihren Eheliebsten bei der Liebe, genau so wie gestern Mutter und... Nee also...

Marion jammerte: „Ich kann ja nicht mit meinem Vater darüber sprechen, und mit Mark erstmal auch nicht. Es tut mir so Leid, dass ich euch gestört habe. Was soll ich machen?“ „Erstmal gar nichts,“ sagte Ferdinand, „es ist nicht anzunehmen, dass da irgend etwas weitergeht.“ „Aber das eine Mal ist doch schrecklich genug. Susanne, was meinst du?“ „Wenn du das

Gefühl hast, dass deine Mutter mit dir sprechen will, dann musst du vorhanden sein. Aber suche nicht das Gespräch. Gibt ja auch so einen Abfluss, wo sowas mehr oder weniger geräuschlos verschwindet, bleibt ein Klecks in deiner Seele und einer in ihrer und sicher auch einer in der kroatischen Klempnerseele, die verblassen mit der Zeit.“ Und Ferdinand meinte noch: „Vergessen kann auch sehr nahrhaft für die Seele sein.“ Marion stoßseufzte: „Klingt alles so gut, was ihr sagt. Aber in mir nagt da noch viel Zweifel... ‚Zu alt‘ darf man ja heutzutage gar nicht mehr sagen.“ Susanne meinte: „Umgang mit Sex bleibt ein Brocken, den wir bis ins hohe Alter mitschleppen müssen. Warum sage ich ‚schleppen‘? Ist doch himmlisch! Irgendwo las ich, dass der neunzigjährige George Tabori keine Treueprobleme mehr hat.“ Ferdinand lachte: „Also, die Vorstellung, dass ich in dreißig Jahren von meiner Susanne Hörner aufgesetzt bekomme...“ „Pass ja auf, dass dir in den nächsten dreißig Jahren kein Ausrutscher passiert!...“ Marion beschwichtigte: „Leute, liebe Freunde, ich bin wahrhaftig nicht gekommen, um euch in Streitereien zu versetzen...“

Da krächte Lavinia im Korridor, die Mutter brachte sie rein: „Ich glaube, da ist schon wieder was in der Windel.“ Marion blieb, während Lavinia gewickelt und gestillt wurde. „Schafft euch sowas an, Mariönchen,“ sagte Susanne, „es ist eine irre Arbeitslast, aber es geht nichts darüber. Dieser Fleischklumpen riecht nach Paradies, natürlich erst nach dem Wickeln.“ Ferdinand kam noch einmal aufs Thema: „Im Grunde haben wir doch nicht das geringste Recht, deiner Mutter irgendwelche Vorschriften zu machen oder sie gar anzuklagen.“ Marion jammerte: „Nein, gar nicht... Aber - es ist so unappetitlich!...“ „Sex ist doch immer unappetitlich,“ meinte Susanne, „warum die Schöpfung das in diesen untersten Bezirk gelegt hat – das wissen die Götter, jedenfalls ging es dabei nicht um Fragen der Appetitlichkeit. Hinter deiner Stirn entsteht die Lust, aber die Stirn ist doch wahrhaftig kein Lustspielplatz, also runter damit, am Herzen vorbei, das zu hämmern anfängt, an den Brustspitzen, am Bauchnabel vorbei, runter zu den Löchern, in nächste Nachbarschaft zu Blase und Darm, After und Harnröhre, tiefer sitzt kein Or-

gan mehr, und da kommen dann auch noch die lieben Kinderchen zur Welt. Der winzige Spalt im Penis liefert Sperma für Kinder und Urin für die Kanalisation! Was für ein Tummelplatz!... Dieser ganze Piss- und Scheiß-Apparat nennt sich dann auch noch erogene Zone...“

Marion lachte: „Ist gut, dir zuzuhören, Susanne, und Ferdinand, - du hattest natürlich Recht: Wer bin ich, dass ich meiner Mutter Vorschriften machen könnte. Das wollte ich ja auch gar nicht. Ich brauchte einfach Leute zum Reden, Freunde, – gut, dass es euch gibt. Tschüs!“

„Tschüs,“ sagte Susanne: „Wir sind Redeleute, Fips. Erst der Alfredo, jetzt die Marion.“

Ende August, Anfang September 2004. Ferdinand wechselte das vom Rotwein verdorbene Hemd. Susanne trug schwer an ihrer kubanischen Prinzessin und fühlte sich momentweise doch sehr vergewaltigt, fremdbestimmt, jenseits eigener Entscheidungsfähigkeiten. Nein, das Belastende nahm sie ja im Grunde leicht, das bestimmte nicht ihr Seelenleben, da war doch schon sehr viel Vorfreude und gelegentlich Angst vor der schweren Stunde. Hoffentlich wirds nicht viel mehr als eine oder zwei Stunden. Und das völlig Neue war natürlich auch faszinierend. So eine Neugierige, Hellwache wie Susanne zog von überall Nahrung in die Seele. Ferdinand nahm ihr sehr viel ab, war ein wunderbarer Vorvater, ließ sie auch allein. Sie genoss in vollem Bewusstsein über das Bevorstehende diese absolut stillen Momente, wo sie nichts wollte, wo keiner was von ihr wollte, nur winzig kleine Regungen des Kindes unter der Bauchdecke, als wollten die Winzfinger sagen: ‚Es wird eng. Ich bin bald fertig, lasst mich dann raus!‘. „Ja, mein Schatz,“ antwortete Susanne äußerst behutsam, „keine Sorge, wir sind bereit... Das ist einmalig, durch nichts aufzuwiegen...“ flüsterte sie, als könnte ihre laute Stimme das Heilige an diesen Augenblicken stören. Seitens der Hebamme nicht die geringsten sorgenmachenden Hinweise. Und dennoch wars ein riesiges Wagnis, das nicht kleiner wurde, weil es schon so oft exerziert worden war in der

langen langen Menschheitsgeschichte. Susanne musste lächeln beim Gedanken an die Gynäkologen der Steinzeit. Sie musste an den Vater denken, der vor ein paar Monaten Ähnliches über den Tod gesagt hatte: er sei nicht der Erste, der stirbt.

Bei ihm saßen sie im Harlachinger Krankenhaus und er erzählte seine wunderbaren Geschichten: „Ich gehörte zum allerletzten Aufgebot in Adolfs Wehrmacht. Grade mal 18 und schon Soldat, irgendwo in Pommern, ich habe eigentlich nur Rückzüge mitgemacht. Jede Nacht ein anderes Quartier. Verbindung mit zu Hause? Nichts da. 18 Jahre, in Pommern unter dauern-dem Beschuss. Es ist ja so verrückt: der Mensch muss schlafen, auch der Soldat, auch die gegnerischen Soldaten. Spät abends stoßen wir auf ein Haus, Gutsherren, Junker, pommerscher Landadel, offensichtlich fluchtartig verlassen, vor ganz kurzer Zeit. Auf dem Tisch abgeessene Teller und schweres Tafelsilber. Man konnte meinen, die ungemachten Betten seien noch warm. In welchem mag die Frau des Hauses geschlafen haben? Mit einem jungen Leutnant unterwegs, der fast mit jedem Schritt, den er tat, mit seinem Leben spielte. Er handelte gegen strikte Befehle samt Durchhaltepa-rolen, aber so geschickt, dass er nicht als Deserteur erwischt wurde. Kein Wort wechselte er darüber mit seinen Leuten. Er wollte sich und uns retten, weiter nichts, keine sowjetische Gefangenschaft. Hitlers Großdeutschland war ihm vollkommen piepegal, jedenfalls in diesen letzten Kriegswochen. Der Entschluss, in dem Haus zu übernachten, wurde kurz entschlossen gefasst. Damit wir nicht aufwachen, wenn die Russen das Haus schon umzingelt ha-ben, wurde eine Wache aufgestellt und strengstens vergattert: Sobald die geringsten Anzeichen einer anrückenden Russen-Einheit sich zeigten, leise ins Haus und alle wecken! Damit wir noch fliehen konnten. Unsere Schuss-waffen schienen wie versiegelt: Bloß nicht sich zu erkennen geben. Diese Schizophrenie der Rückzügler: nach vorne gehen, nach hinten schießen. Wir schossen nicht. Ich wachte im Morgengrauen auf und fand ein Buch, in dem ich eifrig zu lesen begann: irgendein Liebes- oder Frauenroman. Der Satz, der mir neuen Lebensmut gab, war schrecklich banal: ‚Comtesse, es ist an-

gespannt,‘ sagte ein Diener zur jungen Adligen, in unserer Situation eine absolut lächerliche Sentenz. Was soll der Quatsch! Naja, wirklich nur Quatsch? Lebhaftest im Geiste sah ich die offene Kutsche auf einem idyllischen Schloßvorplatz, mit dem Kutscher auf dem Kutschbock, auf die Comtesse wartend. Mir hat dieser Satz damals das Leben gerettet. ‚Comtesse, es ist angespannt.‘ Liebwerte Frau,“ wandte sich Susannenvater an sie, „wer weiß, ob du mich ohne diesen Satz je zum Ehegespons bekommen hättest...“

So unterhielt der vom Tode Gezeichnete seine Besucher und übrigens das ganze Zimmer. Mucksmäuschenstill lagen sie in ihren Betten, um nur ja nichts von der Geschichte zu versäumen. Einer, reichlich schwerhörig, bat die Schwester mit heftigen Gestikulationen, das Kopfende seines Bettes etwas näher an das Bett des Erzählenden heranzuschieben, was denn auch geschah.

15 Hochzeit ist Hoch-Zeit

So ein Hochzeitstag im dritten Monat fordert seinen Preis: Nervosität -, kostet Kraft und Konzentration. Und man kann nicht sagen: Beim nächsten Mal wird alles besser. Wir wissen, wie ernst es Ferdinand und Susanne meinen, da gibt es kein nächstes Mal. Die Susanneneltern waren eifrig bemüht, den Kindern viel abzunehmen. Aber was tun zum Beispiel mit Susannes Eitelkeit? Wie bitte?: Susannes Eitelkeit? Nein, der süße kleine Babybauch störte sie gar nicht, im Gegenteil: den präsentierte sie ganz gerne (auch wiederum nicht ganz frei von Eitelkeit). Aber Susanne wollte superschön aussehen, und das mit sehr wenig oder gar keiner Schminke. Na schön, sie machte Gesichtsbäder, schon eine Woche vorher, rubbelte ihr Gesicht mit Eiswürfeln, und erschuf einen wirklich wunderbaren Teint. Aber die Augenbrauen! Die Hände schaffen nur eine Wellenlinie und fangen dann vor lauter Aufregung an zu zittern. Dadurch ist es dann ganz aus. Und die Wellenlinie geht nicht so ohne weiteres weg, brauchte ein bisschen Abschminke. Wo steht die denn? Dann setzt sich Ferdinand vor sie und malt ihr die schönsten Augenbrauen der Welt, weil seine Hände kein bisschen zittern. Nein, der entscheidende Grund ist seine Liebe. Er liebte ja alles an ihr - neulich hat er ihr gesagt: „Ich werde es in meinem ganzen Leben nicht schaffen, deinen rechten Oberschenkel lückenlos abzuknutschen, es bleiben immer unabgeknutschte Oberschenkel-Leerstellen...“ Er liebte alles an ihr, also auch die Augenbrauen, sie nachzeichnen dürfen - welche Lust, und mit welchem Erfolg! Und wie er dann noch winzigste Mengen Rouge auf ihre Wangen zauberte... Susanne hätte sich von Freundin Marion helfen lassen können oder von Franziska. Aber letztere war gar nicht eingeladen, weil Ferdinand immer noch nicht über den Schatten seiner Eifersucht springen konnte - schrecklich! Das muss im Verlauf dieser Ehe in Ordnung gebracht werden! Also denn - ohne Freundinnen, mit Ferdinand, *der auf dem besten Wege war, die atemberaubende Karriere eines erfolgreichen Ehemannes anzutreten. Er krönte das A-*

benteuer der Treue mit Brief und Siegel. Aber solche Voraussagen kann natürlich nur Alleskier machen.

Als dann die Glocken läuteten, war alles gut. Diese großen Bim-Bams für diese zwei kleinen Menschenkinder. Die Hochzeit von Ferdinand und Susanne in der ersten Märzhälfte dieses Jahres 2004 war sehr schön, kein Brimborium, keine neumodischen Faxen, viele Blumen, nur wenige in Cellophan, ein gutes Maß an Würde, zwei ernsthafte Menschenkinder legten einen Grundstein fürs gemeinsame Leben, vier Eltern saßen in der ersten Reihe, Ferdinands Eltern waren aus Gran Canaria gekommen und machten keine Probleme, sich mit Susannes Eltern gut zu verstehen. Für Susannen-vater ging ein lebenslanger Wunschtraum in Erfüllung: Ferdinand wurde am Altar in Warteposition gestellt, der Vater - im Cut! - ging mit seiner Ältesten, die sich bei ihm einhenkte, durch das Portal und das Kirchenschiff zum Bräutigam. Alle Hochzeitsgäste standen auf - ohne Aufforderung. Mit der linken Hand nahm der Vater die rechte Hand seiner Tochter, hob sie hoch und legte sie in langsamem Bogen in Ferdinands Hand. „Dir anvertraut,“ sagte er leise, aber nicht zu leise. Und trat dann zurück. Ganz kurz durchzuckte es ihn: „Das ist einmalig, unwiederholbar, unwiederbringlich, Segen.“ Er hatte sich den Vorgang genau überlegt, aber nicht besprochen oder gar geübt mit seiner Tochter. Manche Augen wurden feucht. Gut so.

„Liliane,“ sagte der Vater zu seiner jüngeren Tochter, die er beim Hochzeitsessen im Straßlacher Wildpark neben sich sitzen ließ, „ich werde nicht mehr Zeit und Kraft haben, in diesem Ausmaß auch für deine Hochzeit zu sorgen. Du wirst benachteiligt. Eine Ungerechtigkeit, an der ich nicht rütteln kann. Mir tuts im Herzen weh. Ich will dir nur sagen: Bitte nimm dir, was du brauchst, auch an Liebe, aber auch an Geld und mache dir eine ebenso schöne Hochzeit. Deine Mutter wird dir helfen, Susanne auch, Ferdinand auch. Wenn ich sagte, dass ich zu alt war, als ich dich zeugte, schimpfte die Mutter. Mit Recht! Bleibe Schmetterling, so lange du nur kannst, erfreue die Menschen - ein wunderbarer Beruf. Jammere nicht über die Kosten, die du dafür bezahlen musst.“ Mit der ihr innewohnenden Grazie

hatte Liliane langsam ihren Kopf an des Vaters Schulter gelegt und immer wieder leise genickt. Jetzt hob sie den Kopf und küsste ihm zärtlich die Kinnlade und den Hals. Dann kam der Nachtsch: Halbgefrorenes mit feinem Gebäck.

Als sie am Abend im Bett lagen, im breiten Bett in Susannes Zimmer, sagte sie leise: „Das Verheiratetsein ist mehr als ich gedacht habe. Ich fühle mich außerstande zu sagen, was dieses Mehr ist. Was hat sich denn geändert? Du bist mein Fips, ich bin deine Susanne. Woran liegt's?“ Ferdinand suchte nach Erklärungen: „Vielleicht an der Ordnung -“ „Alter Preuße!“ „Dann liegt's am Segen,“ folgerte Ferdinand. Und Susanne erwog: „Das ist ja zuerst mal auch nur ein Wort, aber - ja, in der Richtung ist da was. Zum Glück habe ich in nächster Nähe meinen Vater, den ich morgen fragen kann.“

Das tat sie. Der Vater blätterte kurz, dann wusste er: „Signare steckt dahinter, ‚zeichnen‘, also das Kreuzes-Zeichen schlagen, ihr seid gestern gezeichnet worden.“ Susanne wollte noch wissen: „Wörter in der Nähe?, hast du früher immer gefragt.“ Susannenvater steckte nochmal die Nase in sein schlaues Buch: „Siegel, eure Liebe ist besiegelt, Signal, eure Liebe ist ein Signal für die lieblosen Heiden. Naja, nun wollen wir mal nicht zu weit gehen...“ „Doch,“ sagte Susanne, „Liebe als Signal für die lieblosen Heiden. Papa, das hast du doch mit Mama ein Leben lang vorgelebt.“ „Haben wir das wirklich?“ fragte der Vater eher erstaunt. „Scheint mir absolut sicher. Danach haben sich doch vier oder fünf Leute gerichtet. Deine Töchter zum Beispiel.“ „Deine Schwester hat mir neulich gesagt, dass sie 20 Männer haben will, bevor sie überhaupt daran denkt, Kim zu heiraten.“ „Ob sie Kim je heiraten wird... Ich hab euer Vorbildsein mal eine ziemlich lange Weile missachtet, da ist mir speiübel geworden. Keine Sorge: Ferdinand weiß das.“ „Habe ich auch noch in schlechter Erinnerung,“ sagte der Vater und fragte dann: „Wie fühlt sichs an, verheiratet zu sein?“ Susanne gab nochmals Auskunft: „Mehr als ich gedacht habe... Alltag ruft, Ferdinand muss schreiben, ich

muss ins Institut.“ „Einen schönen ersten Tag in eurem Jahre 0 wünsche ich euch!“ sagte der Vater.

Es war dann am Morgen des Donnerstag, den 29. Juli 2004, dass Susanne, als Ferdinand schon aus dem Haus gegangen war, einen sogenannten Zeitungsausschnitt dem Geliebten aufs Kopfkissen legte. Fortsetzung folgt am Abend des 29. Juli.

Wie kommen zwei mehr oder weniger normale Mitteleuropäer dazu, ihre Tochter Lavinia zu nennen? Hängt mit Tizian zusammen und mit Dallmayr. Was denn: der weltberühmte Renaissance-Maler Tizian aus Venedig und der auch ziemlich berühmte Feinkostschuppen in München? Ja. Naja, ein bisschen Antike gehört schon noch dazu: Lavinia kommt in Virgils ‚Aeneis‘ vor.

„Wie soll denn unsere kubanische Prinzessin heißen?“ fragte Susanne noch am Morgen. „Wie eine Königstochter,“ antwortete Ferdinand. „Wie findest du deine Antwort?“ fragte Susanne. „Ziemlich blöde,“ gab Ferdinand zu. Susanne überlegte weiter: „Sie ist ja unsere Tochter, nicht die Tochter eines kubanischen Königs. Gabs sowas überhaupt?“ fragte Susanne „Ich habe da größte Zweifel,“ antwortete Ferdinand, „vor Kolumbus gabs da nur Indianer, die hatten Häuptlinge mit Federhauben auf dem Kopf und Friedenspfeifen im Mund. Seit Columbus gabs spanische Gouverneure, Generalkapitäne. Alles spanisch. Von Königen weiß ich nichts.“ „Also ist die Bezeichnung kubanische Prinzessin für meinen Bauchinhalt eine feine Absurdität.“ „Würde ich sagen: fein und absurd, ja. Die Bezeichnung kubanische Prinzessin ist so prima, an der will ich nicht rütteln.“ „Ich auch nicht. Wir gehen heute zum Dallmayr und essen eine Hummersuppe für 9 Euro das Stück.“ Ferdinand erinnerte: „Du hattest eine Großmutter, die von sich sagte: ‚Ich bin sehr sprunghaft und hab auch sonst noch gute Eigenschaften.‘ Sowas vererbt sich. Wir essen heute eine Hummersuppe bei Dallmayr. Zwei Stück 18 Euro, der hellerlichte Wahnsinn. Und deine Freundin Marion, die uns zu unsrer

ersten Hummersuppe eingeladen hat, wird Taufpatin. Wann?“ „Taufpatin?“ „Nein, Dallmayr.“ „Wenn du um zwei da sein könntest, musst vielleicht ein bisschen warten. Tschüs, mein Schatz.“ „Tschüs.“

Als er Susanne kurz nach zwei an der Bar beim Dallmayr zärtlich begrüßte - sie legten beide großen Wert darauf, dass bei jeder sich bietenden Gelegenheit der Zärtlichkeit Genüge getan wurde, unter Wahrung aller Zurückhaltung im Sinne irgendeines Voyeurismus, das machte den Anblick ihrer Zärtlichkeitsaustausche so erfreulich -, sagte er: „Unsere Tochter wird Lavinia heißen.“ „Was?“ „Lavinia soll unsere Tochter heißen.“ „Das ist ein schöner Name. Wie kommst du denn auf den?“ „Von Alois.“ Susanne sprudelte: „Wer ist denn nun auch schon noch wieder Alois?“ „Irgendein Gründervater der Firma Dallmayr muss Alois geheißt haben.“ „Und der hat dir den Namen Lavinia ins Ohr geblasen.“ „Nein. Der hat Lavinia auf sein Plakat gemalt oder malen lassen.“

Sie saßen an der Bar und bestellten zwei Hummersuppen, kleinen Wein dazu. „Pinot grigio oder einen Chablis?“ fragte der Kellner. Mit Kennermiene sagte Ferdinand nach kurzem Blick des Einverständnisses zu Susanne: „Zur Hummersuppe eher einen Chablis.“ Weinkenner waren sie beide nicht, was man aber sein müsste, wenn man beim Dallmayr speist. Der Kellner ging. Susanne wiederholte, leise lachend: „Zur Hummersuppe eher einen Chablis... Fips!“ „Bei Dallmayr muss man ein bisschen angeben dürfen.“ Vor ihnen lagen die Dallmayr-Sets aus Hochglanz-Papier, üppig bedruckt, Vorlage von lange her, als Dallmayr noch Hoflieferant seiner Majestät des Königs und der königlichen Hoheiten Prinzen Arnulf und Ludwig Ferdinand war, steht alles auf den Sets und noch viel über das Lieferprogramm. Ferdinand zeigte auf das Bild, auf die Figur des jungen Mädchens links über dem Schlemmer-Buffett mit der Obstschale in den hochehobenen Händen: „Das ist Lavinia.“ Susanne lachte: „Ich freue mich, dass du eine so beachtliche Phantasie im Namengeben hast.“ „Nein, die Geschichte geht sehr trocken los: Bei uns zu Hause in Berlin hing im Esszimmer ein wahrscheinlich oft vererbter Tizian-Druck in schönem Goldrahmen: Genau

dieses Mädchen mit der Obstschale. Also nicht so ganz genau, aber der Designer dieser Sets hat sie bestimmt als Vorlage benutzt. Die Haltung ist ja sehr eindrucksvoll mit dieser Obstschale in den hochoberhalbigen Händen, muss beim Modellstehen ganz schön in den Armen gezogen haben. Und zu Hause stand darunter: ‚Tizian: Des Künstlers Tochter Lavinia, Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.‘“ Susanne grinste zufrieden: „Schöne Geschichte. Unsere kubanische Prinzessin nennen wir Lavinia. Über weitere Vornamen streiten wir uns noch.“ „Wir streiten überhaupt nie!...“ „Ich brauche das ab und zu.“ „Hast du so offen noch nie ausgesprochen. Wahrscheinlich auch Erbe dieser wunderbaren Großmutter.“ „Ferdinand, deine dialektische Sanftmut ist Öl in allen meinen Getrieben. Du liebst mich wegen meiner Streitsucht.“ „Streitsucht ist das nicht. Ich liebe dich nicht wegen, sondern trotz. Naja, ein bisschen sogar auch wegen. Was habe ich zu Sylvester gesagt?: ‚Mit deinem Temperament kannst du nicht weiter alleine durch die Steppe latschen.‘“ „Leider kann man beim Dallmayr nicht so rumknutschen, wie man gerne möchte.“ Einen schönen Kuss bekam Ferdinand ab, dann dampfte die Hummersuppe vor ihnen. Nach dem letzten Löffel fragte Ferdinand: „Wars denn die 18 Euro wert?“ „Wars genau,“ antwortete Susanne, „diese Namensfindung Lavinia bei der Hummersuppe werden wir nie vergessen.“

Und dann fanden sie die Krönung in Vaters schlauen Büchern. Susanne jubelte: „Ich wusste, dass sie eine Prinzessin ist! Meine kubanische Prinzessin Lavinia hat einen lateinischen König namens Latinus zum Vater, Herr über die Latiner in Latium - La-la-la-la...“ sang Susanne in munteren Intervallen, „unsere Tochter wird Sängerin, so viel steht fest.“ Und Ferdinand ergänzte noch: „Sie heiratet den Troja-Helden Aeneas.“ Susanne klopfte auf ihr beachtliches Bäuchlein: „Ihre Heirat ist mir im Moment noch schnurzipiegal.“ Ferdinand schloss ab: „Und gedichtet hat das alles der Publius Vergilius Maro, unsterblich als Virgil oder Vergil.“

Abends schlug er die Tagesdecke vom Bett und fand Susannes Zeitungsausschnitt auf seinem Kopfkissen und musste sehr lachen: ‚Ein Looping mit dem Super-Fips‘ stand da zu lesen. Susanne kam vom Zähneputzen und

stimmte in das Gelächter ein: „Habe ich heute morgen in der SZ gefunden.“ „Was ist denn ein Super-Fips?“ „Das weiß ich nicht, hat irgendwas mit Modellfliegern zu tun.“ „Soll ich mir das morgen auf die Stirn kleben?“ „Ich mache immerzu Loopings mit meinem Super-Fips!...“ Sie verfielen in das Küssen, das sich beim Dallmayr verbot... Ferdinand brummte mächtiglich wie ein Bär. Susanne spielte das jammernde Opfer: „Erbärmen, Bär, Erbärmen!...“ Ferdinand schulmeisterte: „Du musst sagen: ‚Erbärmen, Bar, Erbärmen. Das ist lustiger.‘“ Susanne mahnte bei aller Fröhlichkeit an: „Wisse doch nicht immer, was lustiger ist, Fips!...“

So kalt ist es geworden, so ein früher Winteranfang, Weihnachten erst in einem Monat. Die süße Kleine braucht ein paar warme Sachen, - Ferdinand verstieg sich zu „Händchenschühchen“, Susanne meinte „Handschühchen“ genüge - denn der tägliche Spaziergang blieb tägliche Pflichtübung.

16 "Schlafen macht müde,"

sagte Susannenvater, als er gerade an einem der wenigen heißen August-Tage dieses ansonst reichlich enttäuschenden Sommers 2004 sein Mittagsschläfchen beendet hatte. Also blieb er noch ein bisschen liegen, blinzelte aus etwas verklebten Augen in die Welt. Die Mutter kam leise ins Zimmer: „Du schnitzt so wunderbare Sentenzen: Schlafen macht müde. Hast du was geträumt?“ Er brummte: „Quatsch.“ Die Mutter war etwas irritiert: „Also nichts geträumt.“ „Doch, Quatsch geträumt.“ „Ach so.“ Er stellte klar: „Ich werde doch nicht ‚Quatsch‘ zu dir sagen als Antwort auf deine Frage.“ „Hat mich auch ein bisschen irritiert.“ „So gehen wir doch nicht miteinander um. Schon gar nicht gegen Ende unserer gemeinsamen Tage.“ Sie schüttelte den Kopf: „Ich kann deine diesbezüglichen Reden nicht leiden. Ich weiß, dass das Ende kommen wird. Aber du kokettierst damit.“ Er gab zu: „Muss dir Recht geben. Ich sage sowas immer nur, um Widerspruch zu ernten.“ Er parodierte eine seiner Töchter: „Aber nein, liebster Pappi, du wirst hundert Jahre alt.“ „Lass das.“ „Jawohl, Frau Bundeskanzler.“

So konnten sie auf ihre alten Tage gemeinsam grinsen, wobei festzuhalten bleibt, dass Susannenmutter ja rund 25 Jahre jünger ist als er, Mitte fünfzig, jung geblieben an seiner Seite, wofür wir beide in gute Verantwortung nehmen wollen. Sie setzte sich auf die Bettkannte und sprach es aus: „Eine der Summen unserer Bindung heißt: Ich war bei dir geborgen, über ein Vierteljahrhundert. Das ist unendlich viel...“ „Ist noch von der Augensalbe da?“ „Ja.“ „Ich muss dauernd reiben, soll ich nicht, ich weiß, und sie sind immer wieder etwas verklebt, wenn ich aus dem Schlaf komme. Geträumt habe ich lila.“ „Wie soll man das verstehen?“ „Pflanzen, aber nicht Blumen an Stengeln, eine lila Woge, schwer zu fassen, eigentlich schön...“ Er drehte sich auf die Seite und legte seine lang ausgestreckten Arme in ihren Schoß: „Ich war auch bei dir geborgen.“ Sie streichelte seinen Kopf. Er hob den Kopf und legte ihn in ihren Schoß: „In deinen Schoß befehle ich meinen Geist...“

Es klopfte. „Herein!“ rief die Mutter. Da stand Ferdinand mit einem Stück Papier und fragte: „Was ist besser?: , Diese Linie setzt sich fort, seitdem es die moderne Mafia gibt‘. Oder: ,Wir registrieren eine Fortsetzung genau dieser Linie, seitdem es die moderne Mafia gibt“ „Das zweite,“ sagte Susannenvater, „es swingt besser.“ Ferdinand zog sich zurück: „Danke.“ Susannenvater freute sich: „Ich kann es nur dauernd wiederholen, wie froh ich bin, dass sich dieser Ferdinand bei uns eingenistet hat. Vielleicht war das mit dem Satz eben gar nicht so wichtig. Vielleicht wollte er nur Kontakte sichern. Auch wenn du nicht leiden kannst: Ich sterbe leichter.“ Die Mutter vermied die üblichen Einwände: „Und die Kleine?“ Der Vater hob die Schultern, hielt sie lange oben und ließ sie dann fallen: „Das werde ich nicht schaffen. Es müsste ein Mann her, der sie schafft. Aber das kann dauern, sie ist noch sehr jung. So viel Zeit werde ich nicht mehr haben. Ich habe bei Susannes Hochzeit mit ihr darüber gesprochen und Küsse auf meine Halsschlagader geerntet. Dennoch tuts mir im Herzen weh. Eine dicke Aufgabe für dich. Susanne soll dir helfen, Ferdinand auch. Sie hält sich selbst für sehr fertig. Sie ist es nicht. Die Geschichte ihres Wachsens zum Schmetterling war wunderbar, die Zehenspitzen, auf denen dieser Schmetterling jetzt steht und dreht - wunderbar... Ich will aufstehen und noch ein wenig Sommernachmittag genießen.“

Er las auf dem Balkon die Zeitung und wurde arg durchgerüttelt: in Giesing, in seinem denn doch geliebten Giesing, sollte ein Mörder gesucht werden. Moment mal: Was? Dem müsste doch ein Mord vorausgegangen sein? Nein, ja, ein virtueller, kein echter, ein Spiel. Giesing soll attraktiv für die Münchner aus anderen Stadtteilen gemacht werden, soll ein Trendviertel werden. Das besorgt eine Firma, der dazu unter anderem ein Mörder-Spiel einfiel. Die Sendung ‚xyz‘ unseligen Angedenkens. Nein, eigentlich noch schlimmer (oder besser?): Jagd auf einen, den es gar nicht gibt. Wir kennen Susannenvater als einen eher heiteren, zu Witzen und Späßen aufgelegten Obergiesinger. Er schloss nach der Lektüre des Artikels die Augen, senkte den Kopf und hatte Mühe, dem Gelesenen gegenüber gelassen zu bleiben. Es

war noch nicht lange her, da war in Giesing tatsächlich ein Mord geschehen. Susannenvater wusste gar nicht, inwieweit der schon aufgeklärt war. Nun also: Mord als Spaß. Er überlegte, was er als kleiner Bewohner des Stadtteils dagegen unternehmen könnte, da gibt es doch einen Bezirksausschuss, richtig, der, so las er, verhandelte das ja, und in dem gab es auch Leute, die dem Mörder-Spiel doch sehr skeptisch gegenüberstanden. ‚Nun ja,‘ dachte Susannenvater, ‚es gibt also außer mir noch ein paar Leute, die da kritisch eingestellt sind.‘ Mord ist die Auslöschung eines Lebens, Lust am Krimi ist hauptsächlich die Befriedigung, nichts damit zu tun zu haben, weder als Mörder noch als Opfer. Lesen von - oder gucken auf: Mord, Taifun, Hotelbrand, Erdbeben, Massenkarambolage?, - prima! Drinhocken?, - bloß nicht! Eher also sowas wie verdeckte Schadenfreude (der schäbigsten Art, Fernsehabend für Fernsehabend genüsslich geübt vermittelt haufenweise Leichen). Der kommerzielle Macher im Falle Giesing sagt, man müsse das alles nicht so eng sehen, im spielerischen Umgang mit dem Mord lernen die Leute Giesing kennen und schätzen, Chancen Giesings also, seine kulturelle Kompetenz zu erweisen. Kulturelle Kompetenz via virtuellem Mord?: Sowas Widerliches! Nee... Er ging in die Wohnung und bat seine Frau um einen guten Kamillentee und eine Viertelstunde ihrer guten Gegenwart.

Entschieden freundlichere, aber nicht weniger emotionale Erfahrungen machten Susanne und Ferdinand wenige Tage früher oder später mit einem Bild in der Süddeutschen Zeitung: Angesichts kletternder Benzinpreise im Herbst 2004 Erinnerungen an die autofreien Sonntage im November 1973 in der ganz dicken Ölkrise. Ein Foto von der Ludwigstraße mit einer einsamen Pferdedroschke, sich spiegelnd im regennassen Asphalt. Und drüben das Gebäude des bayerischen Geheimen Staatsarchivs mit seinen Arkaden. Und ganz hinten, nur mit der Lupe einigermaßen zu erkennen, hinter der Ludwigskirche Ausläufer des Gebäudes Veterinärstraße 1, wo Susanne in ihrem Institut hockte.

Geneigte Leser seien zur Ergänzung des Folgenden auf den Download von Roman I, ‚Du hast mir die Stadt belebt‘, Kapitel 35, hingewiesen.

Ferdinand lachte sehr glücklich: „Siehst du da noch Kreidereste auf dem einen Pfeiler, da über dem Plakatständer?“ Susanne musste auch lachen: „Ich seh die, und du auch, ganz genau, aber sonst sieht sie niemand.“ „Und die Niemande sollen wissen, dass ich da hingeschrieben habe: ‚Du hast mir die Stadt belebt‘. Was hast du für ein Theater gemacht, was sage ich: Theater! Du hast Schluss gemacht, so radikal, dass ich ganz verzweifelt war. Du warst vollkommen außer dir, weil du meintest, ich hätte damit unsere Liebe in die Vergangenheit katapultiert. Es war entsetzlich. Du bist einfach mit dem Fahrrad weggefahren. Damit hatte ich schon Erfahrung, es war das dritte Mal.“ „Aber,“ sagte Susanne sehr listig, „du hattest noch deinen Mantel bei mir - und dein Herz. Und du kamst, sehr ernst, nicht um den Mantel zu holen und hast mir die Bluse aufgeknöpft mit deinen schönen Händen - und wurdest mein Mann - ach, Fips...“ Ferdinand schüttelte behutsam den Kopf: „Nur: irgendwas stimmt da nicht. Da ist was Surreales: Das Foto ist von - Moment: 1973, da war ich noch gar nicht auf der Welt. Woher also die Kreideschrift?“ „Ich auch nicht. Aber ist das so wichtig?“ „Überhaupt nicht. Das Bild wird eingerahmt und aufgehängt.“ Und Susanne ergänzte: „Und wenn die kubanische Prinzessin 15 Jahre alt ist und fragt, dann werden wir ihr alles erzählen, inklusive Bluseaufknöpfen...“

Und nun muss auch Alleskieker noch was dazu sagen und die Surrealität auf die Spitze treiben: Den Titel des ersten Romans ‚Du hast mir die Stadt belebt‘ hat er ja tatsächlich an dieser Stelle gefunden, auf einem der Bögen vor dem bayerischen Geheimen Staatsarchiv, geschrieben mit weißer Kreide von anonymer Hand. Und wenn Alleskieker ‚tatsächlich‘ sagt, dann stimmt das: tatsächlich. Wann? Vor 1973 oder später? Nicht mehr zu fixieren. Er hat den Titel jahrzehntelang in seinem Herzen bewegt.

Wunderbares Zeitgeschiebe...!

Wir springen - *wir sind ja sehr elegante, geübte Daten-Springer geworden* - wir springen zurück auf Dienstag, den 13. Januar 2004: Unser Liebespaar ist noch unverheiratet, die Schwangerschaft ist durch einen Test - „Ich kann mich ja bei der Schwangerschaftsprognose nicht nur auf meinen Fips verlassen!“ - aus der Apotheke noch in Berlin aktenkundig geworden, von wo sie zurückkommen samt diesem entsetzlichen Krach über Lales Zungenkuss, *wie geneigter Leser sich vielleicht zu erinnern weiß*. Ferdinand hatte wenig Lust, die ihm von Mark empfohlene Invest-Securitas GmbH anzurufen. Die Berliner Geschäfte waren doch eigentlich sehr gut gelaufen, einigermaßen zukunftssträchtig trotz allgemeiner Arbeitslosigkeit und Krise. Aber doch auch unsicher. Susanne bestärkte ihn eher in seiner Unlust, da anzurufen. Das bestärkte ihn, doch anzurufen.

Eine Frauenstimme meldete sich: „Invest-Securitas GmbH, Guten Tag, was kann ich für Sie tun?“ Ferdinand war ziemlich gradlinig und eigentlich frech: „Sie können mir, wenn Sie haben, einen Job geben.“ Die Frauenstimme lachte hell, sympathisch: „Den habe ich natürlich gar nicht. Die Herren Bosse sind im Moment aushäusig. Geben Sie mir Ihren Namen und Telefonnummer. Wir rufen zurück.“ „Moment! Sehen Sie überhaupt eine Chance?“ „Es gibt immer eine Chance. So lautet ein Grundsatz der Firma Invest-Securitas GmbH. Aber konkret weiß ich gar nichts, bin nur eine kleine Telephonistin. Ach nein, ich soll in so einem Fall ja ‚Call Center‘ sagen, macht den Laden größer, sagen die Bosse.“ Ferdinand nannte Namen und Telefonnummer und verabschiedete sich dann: „Haben Sie vielen Dank, Tschüs.“ „Tschüs, Herr Honigmann.“

Schon nach einer halben Stunde rief der Boss an: „Herr Honigmann, fangen wir damit an: Wenn ich mein Gedächtnis durchkäme, fällt mir Ihr Name ein in Zusammenhang mit einem Titel der Bild-Zeitung.“ Ferdinand sagte bewundernd: „Sie haben aber ein Gedächtnis! Stimmt genau. Ich bin der Kerl aus Havanna.“ „Wir schätzen Auslandserfahrungen sehr.“ Bevor Ferdinand noch richtigstellen konnte, prangte schon der Stempel ‚Mann mit Auslandserfahrungen‘ auf seinem Pelz. Der Mann fuhr fort: „Ihr Beruf?“ Fer-

einander: „Ich bin Banker mit einiger Berufserfahrung.“ „Wir sollten miteinander reden. Sagen wir morgen, 10 Uhr, nee, ist zu früh, 11, halb 11. Kriegen Sie keinen Schreck: sieht hier noch ziemlich schlimm aus. Wir ziehen in Bälde in die Theatinerstraße.“ Nach dem Telefonat sagte Ferdinand zu Susanne: „Naja, den Laden mal ansehen. Er hält mich für einen Mann mit Banker-Auslandserfahrung. Wenn der wüsste, was ich in Kuba gemacht habe - also besser: nicht gemacht habe...“ Susanne meinte: „Brauchst du ihm ja nicht auf die Nase zu binden.“

Der Hinterhof sah wirklich ziemlich schlimm aus, und Ferdinand war auf der Hut. Mark hatte ihn ja gewarnt. Die Sekretärin sehr nett, der Mann, mit dem er telefoniert hatte, auch. Nein, Ferdinand merkte sehr bald: das war ein möglicherweise krimineller Abzocker und Angeber mit asiatischer Rolex und ein ziemlicher Sprücheklopfer: „Die Branche rutscht in den Keller, unsere Firma brummt, boomt.“ „Was genau tun Sie?“ „Direktvertrieb - schon mal was damit zu tun gehabt?“ „Nein.“ „Dann sagt Ihnen MLM auch nichts?“ „Doch: Multi-Level-Marketing.“ „Na also. Handel im Direktvertrieb. Unser Schwerpunkt derzeit Strom- und Telefonverträge. Unser Knüller in drei Wochen: Handel mit Fondsanteilen, hauptsächlich ausländischen. Ein Zimmer mit Chefsessel kann ich Ihnen nicht anbieten. Sie können sich aber leicht und schnell raufarbeiten, wenn Sie einigermaßen clever verkaufen. In den Außendienst können Sie sofort einsteigen. Auf Provisionsbasis. Sprachkenntnisse?“ „Schulenglisch, Umgangspanisch fließend.“ „Hervorragend! Unter Umständen bereit, in Spanien zu arbeiten?“ „Eher nein,“ aber schnell korrigierte sich Ferdinand: „darüber können wir auch reden.“ „Wir expandieren, auch ins Ausland. Geschäftsverbindungen haben wir, aber keine Mitarbeiter im Außendienst. Das wäre... Sie steigen ein mit 1.896 Euro.“ „Was?“ „Ihr Firmenanteil mit bester Rendite. Hier unser Firmenprospekt.“ Ferdinand bekam Hochglanz. Der Chef redete weiter: „Bitte noch nicht an Kunden weitergeben, es fehlt noch die letzte Seite mit den konkreten Gewinnerwartungen. Aber die werden sehr gut. Müssen wir nur noch zu Ende rechnen. Wie ist es?“ Ferdinand musste sehr zögern: „Ich werde mir das genau überlegen

und -“ Der Mann wuchtete einen durchsichtigen Plastik-Aktenkoffer auf den Schreibtisch, gefüllt mit Mappen: „Nehmen Sie auf jeden Fall diesen Koffer mit, unser Business-Kit. 79 Euro.“ Ferdinand fühlte sich sehr unangenehm bedrängt: „Ich möchte erstmal warten und dann den Koffer kaufen.“ Der Mann grinste: „Warten Sie nicht zu lange. Bei uns stehen die Bewerber Schlange.“ „Sie hören von mir.“ „Kann mir nicht vorstellen, dass Sie zu dem Angebot schweigen. Wiedersehn.“ „Wiedersehn.“

Small talk mit der Sekretärin, die was in Pappkartons packte: „Sie packen schon für die Theatinerstraße?“ „Wieso Theatinerstraße?“ „Ich denke, Sie ziehen um.“ „Wir ziehen aus, aber -“ „Die Telefonnummer bleibt?“ „Was weiß ich...“ Der Flur nur halb gestrichen, als habe das Geld für den letzten Eimer Farbe nicht gereicht. Von Bewerberschlangen keine Spur. Ferdinand fühlte sich gar nicht wohl.

„Wie wars, mein lieber Fips?“ So empfing ihn Susanne. „Sehr problematisch, bevor ich einen Pfennig verdiene, soll ich mit 1.896 Euro in die Firma einsteigen.“ „Das haben wir gar nicht gerne. Sekretärin, die gleich ein Auge auf dich geworfen hat?“ „Nein, jedenfalls nicht ersichtlich.“ „Danke, das genügt, sagte der Staatsanwalt. Fips, geh an den Schreibtisch. 8000 Euro Option sind was Feines. Tu dich nicht zerfleddern. So schnell verhungern wir nicht.“ „Aber die kubanische Prinzessin...?“ „Die säuge ich erstmal. Bevor die was beißen kann, hat sie auch was zu beißen.“

17 Das neue Zittern

überfiel den jungen Dichter: Wie würde sein Buch ankommen? Würde es die Beachtung finden, die ein Buch braucht, das den Markt erobern soll. Nicht den ganzen Markt ganz erobern, aber doch so viel Beachtung, dass man von einem Erfolg - wie groß auch immer - sprechen kann. Ja, das waren Beweggründe für sein neues Zittern, wie es der Banker Ferdinand bis dato nicht kannte. Lale war eifrig für ihn tätig. Für ihn allein? Nein, schon auch für den Verlag, denn sie hatte ja investiert in diesen jungen Mann mit dem verqueren Gefangenen-Schicksal. Genau dieses Schicksal mussten die Leser annehmen, sie mussten mitleiden - Furcht und Mitleid, Urgründe aller Kunst nach dem alten Aristoteles.

Ende Mai rief Lale an: „Ferdinand, mach dich fertig. Ich will dein Buch vorstellen. Mittwoch, 2. Juni, 10 Uhr 30. Bring ansehnliche Klamotten mit, sollst auch in ein oder zwei Talk-Shows, keine Abendkleidung, aber mach dich gutaussehend, tunlichst kein weißes Hemd, tiefschwarz möglichst auch nicht. Und bring deine Susanne mit. Wie geht es ihr?“ „Wunderbar dato. werdende Mutter halt, weißt du ja wahrscheinlich nicht so genau Bescheid.“ Lale lachte: „Nein. Ich möchte mit ihr sprechen, dringend.“ „Sie ist in der Uni.“ „Kann sie mitkommen?“ „Das glaube ich schon. Ich frage sie.“ „Ja, sag Bescheid. Geht ihr in deine Wohnung?“ „Habe ich nicht mehr - verkauft.“ „Also Hotelzimmer?“ „Ja, wär schön, aber nicht zu teuer.“ „Zahlt der Verlag.“ „Wunderbar! Dann ziemlich teuer.“ „Du hast manchmal einen so konsequenten Humor.“ „Wo findet das denn statt?“ „Salon auf der Galerie, Esplanade, Sony-Center am Potsdamer Platz.“ „Und was muss ich tun?“ „Kommt spätestens am Dienstag am Spätnachmittag an. Wir reden dann abends noch drei Worte. Hier im Verlag kommt dein Buch gut an! Das bedeutet noch gar nichts. Oder doch: doch eher positiv. Nehmt euch bitte noch zwei Tage hintendran. Ich möchte über dein neues Buch mit dir reden, mit Wintrich, allererstes brainstorming. Übers Thema hatten wir ja schon mal geredet: Orga-

nisierte Kriminalität. Hatten wir nicht sogar schon einen Titel?“ „Ja, ‚Voll daneben‘.“ „Setz dich dran, red vorher mit Wintrich.“ „Klingt wunderbar.“ „Und gewöhn dir das Wort ‚wunderbar‘ ein bisschen ab, du benutzt es inflationär.“ „Gut, Frau Oberkommandierende.“

Als Susanne nach Hause kam und er ihr von dem Telefonat erzählte, war sie beunruhigt: „Worüber wird sie mit mir sprechen wollen?“ „Das weiß ich nicht.“ „Gefällt mir nicht.“ „Fällst du wieder ins Spekulieren?“ „Ruf sie bitte an, und lass mich mit ihr sprechen.“ „Hm...“ „Tus bitte. Schlag einer Schwangeren keinen Wunsch ab.“ Ferdinand knirschte zwischen den Zähnen: „Erpresserin!“ und tat, worum sie gebeten hatte. „Lale, Susanne hier. Grüß dich. Worüber willst du mit mir sprechen?“ „Über die Liebe und das Kinderkriegen.“ „Nimmst mir meinen Ferdinand nicht weg.“ „Ehrenwort. Ich habe sehr andere Sorgen.“ „Gut, ich komme mit und bin sprechbereit.“ „Danke.“ Susanne legte auf: „Wollen wir eine Sprechanlage aufmachen?“ „Was könnte das sein?“ „Naja, Lale zahlt Spesen, damit sie mit mir sprechen kann. Zu Gesprächen bereit sein. Hat sie wirklich keine andere Freundin als mich?“ „Ich würde denken, dass du ihr sehr vertrauenswürdig bist. Ist doch wunderbar. Soll ich nicht so inflationär verwenden.“ „Was?“ „Wort ‚Wunderbar‘.“ „Wie schade, ist ein wunderbares Wort. Mein Paps hats mal erklärt: Wie war das?: - Endsilbe ‚bar‘ hat nichts mit ‚barfuß‘, also mit nackt zu tun, sondern mit englisch ‚to bear‘, gleich ‚tragen‘. Das Wunder tragen. Benutz das Wort ja weiter!“

Abends Anruf bei Susanne I, sie zur Pressekonferenz einladen. Aber sie sagt: „Ferdi, das kann ich nicht. Um halb elf gehöre ich in den Dienst ohne Wenn und Aber. Sehr schade. Ich hätte ja stolz auf dich sein können. Wirst du jetzt berühmt?“ „Naja, abwarten...“

Am 1. Juni schaukelten sie mit dem Auto nach Berlin. Das Hotel hatte Lales Sekretärin durchgegeben. Auch die Verabredung mit ihr in der Wohnung, am Abend, um halb acht, kleine Mahlzeit. Lale erklärte alles, was Ferdinand für die Buchvorstellung wissen musste. „Und reden wir heute noch?“ fragte Susanne. „Nein, übermorgen, wenn der Ferdinand mit dem Wintrich

spricht. Lass uns erstmal das Buch in die Welt schmeißen! Ferdinand,“ wandte sie sich nochmal an ihn: „unterdrücke etwaiges Herzklopfen nicht, sag Ja dazu. Es werden Fragen kommen. Ich will dich nicht im geringsten vergattern, etwas zu sagen oder etwas nicht zu sagen. Da hocken immer Presseleute, die ihren Spaß daran haben, Leute wie dich zu verführen, zu Äußerungen, die du bereuen könntest. Geh ruhig aufs Glatteis, aber stolpere nicht. Leute mit Schlittschuhen lieben Glatteis! Sag ‚Ja‘, wenn sie verschnörkelte Argumente erwarten, sag ‚Nein‘, wenn du Nein meinst. Lass dich nicht verführen. Du hast ein sehr offenes und ehrliches Buch geschrieben, lass das nicht verwässern, gib ein Beispiel gegen alle Tendenzen. Sprech ich Kisuaheli?“ „Was meinst du?“ „Sage ich Sachen, die nicht in dich reingehen?“ „Nein. Alles, was du sagst, tut mir sehr wohl. Ich bin ein schlechter Versteller. Aber unter Umständen kein schlechter Verschweiger.“ „Das sind gute Voraussetzungen. Ich denke, mehr müssen wir heute nicht bequatschen. Seid pünktlich, rechnet mit Zeit für Staus und Parkplatzsuche. S-Bahn ist auch sehr praktisch. Jetzt fällt mir nichts mehr ein. Tschüs.“

Beim Weggehen unter der offenen Haustür fragte Susanne noch: „Ein Wort zu dem, was du mit mir besprechen willst?“ „Er ist zurück.“ „Jubel?“ „Ja, Jubel mit Schrammen und Kratzern, macht mir schwer zu schaffen.“ „Wir reden.“ „Ja, übermorgen, danke.“

Naja, Ferdinand rutschte nun in eine Rolle, von der er nie geträumt hatte: Öffentlichkeit. Stimmt nicht so ganz, denn von dem Augenblick an, wo er ein Buch plante - und das war doch schon in Havanna - musste er an Öffentlichkeit denken, hatte er aber eher verdrängt. Jetzt saß und hockte sie vor ihm: zehn Fotografen, zwei Fernsehkameras auf Stativen, und eine kleine Meute mit Notizblöcken.

Lale führte ihn ein, schilderte knapp etwas von der Entstehungsgeschichte des Buches, vom glücklichen Ausgang der Affaire. Und Ferdinand machte gute Figur, redete auch einigermaßen gescheit. „Ist es ein antikommunistisches Buch?“ wollte zum Beispiel einer wissen. Ferdinand: „Jedenfalls kein prokommunistisches. Der kubanische Sozialismus ist schrecklich

degeneriert und machtkorrupt. Ich bekam täglich die regierungsamtliche Zeitung ‚Granma‘ zu lesen. Nach zwei Wochen habe ich sie nur noch überflogen, war mir einfach zu tendenziös. Und tendenziöse Geschwätzigkeit - nein, danke.“ „Sie sprechen spanisch?“ „Ja, einigermaßen fließend, habe auch einiges gedolmetscht.“ „Wie haben Sie die Isolationshaft durchgestanden?“ wollte eine Frau wissen. „Ich war nicht in Isolationshaft, es war sehr viel raffinierter: Ich war dauernd wie benebelt, weil ich um keinen Preis der Welt informiert wurde. Ich kam auf ein Schiff, Fahrt ins Blaue, landete in China. Bis heute weiß ich nicht, warum man mich nach China mitgenommen hat. Ich war hautnah Zeuge eines Mordes in einer chinesischen Hafenstadt. Mein Umgang mit der nichtmafiosen Umwelt war praktisch Null. Ja, ich war Verkäufer für schreckliche chinesische Geschirrspülmaschinen, alles Fakes. Da hatte ich mit Kunden zu reden, aber nicht eine Sekunde ohne einen Chinesen, der auf mich aufpasste. Ohne die da, wäre ich krepirt.“ Mit einer schönen, weitarmigen Geste zog er Susanne ins Geschehen. Die aber stach der Hafer und sie sagte: „Du hättest mit Ramona ein Verhältnis angefangen und eine schöne Zeit gehabt.“ Ferdinand senkte den Kopf und sagte ohne Sentimentalität: „Susanne, keine sehr glückliche Bemerkung... Meine Damen und Herren, normalerweise gehen wir sehr viel aufmerksamer und zärtlicher miteinander um.“ „Kann ich bestätigen,“ warf Lale ein.

Es gab noch einige Fragen, auch ziemlich törichte. Ferdinand hielt sich wacker, nein, eigentlich elegant. Er gab in seinen Antworten den Torheiten einen kleinen Kick und antwortete eher piffig-witzig. Ab und zu konnte man meinen, er habe einige Erfahrung in dem Geschäft. Kein sehr großer Applaus am Ende, aber das ist wohl so üblich.

Lale schien sehr zufrieden mit dem Verlauf: „Nun also, - als nächstes gute Verkaufszahlen. Auf jeden Fall reden wir morgen über ein Nachfolgebuch - wieder wie beim ersten Mal unverbindlich. Wir fangen um 10 Uhr bei Dr. Wintrich an, um 11 ziehen die Damen sich zurück und lassen die Männer allein.“ Sie gab Ferdinand einen Zettel: „Hier, heute Abend, Interview im - ich weiß gar nicht, wie der Sender heißt, steht alles hier drauf. Ich kann

nicht da sein, bin heute Nachmittag und Abend zubetoniert mit Terminen. Zum Teil scheußliche Termine. Aber das soll euch nicht kümmern. Bis morgen, Schätzchens.“ „Tschüs, Lale!“

Ziemlich pünktlich um 11 am nächsten Morgen in Dr. Wintrichs Büro sagte Lale: „So, das zweite Buch ist - so scheint mir - auf den Weg gebracht. Ihr Männer erörtert noch erste Details, wir Frauen ziehen uns zurück.“ Im Vorzimmer bat Lale: „Bitte nur in dringenden Fällen stören.“ Susanne schloss die Tür und setzte sich: „Du machst es ziemlich spannend.“ „Ziemlich eindeutig,“ fing Lale an, „dein Baby-Bauch.“ Susanne lächelte und tätschelte ihren Bauch: „Ja, meine kubanische Prinzessin.“ „Woher der Name?“ „Ganz klar und deutlich: In der ersten wunderbaren Nacht in Havanna hatten wir keine Kondome. Punkt.“ „Aber du freust dich.“ „Nicht das geringste ‚Aber‘.“ Lale gab zu bedenken: „Kinder können Liebe dämpfen.“ „Als du von deinem verschwundenen Scheich erzähltest, war die Rede von deinen flehentlichen Bitten um ein Kind.“ „Ja...“ „Und jetzt?“ „Ist er zurück, unsere Liebe ist herrlich wie am ersten Tag, aber - jetzt will er ein Kind, mit einiger Beharrlichkeit fordert er es.“ „Na also.“ „Wenns so einfach wäre: na also...“ Susanne grinste: „Lale, baust du Staueisen und Talsperren, dass das Wasser nicht abfließen kann?“ „So kann man das nennen, ja.“ „Wo war er?“

„Bei einem Guru in Südostasien, den er lange gesucht hat. Dauernde Meditiererei. Eines Tages fragt der Guru, von dem ich annehme, dass er seriös war, aus heiterem Meditierhimmel: ‚Lieben Sie eine Frau?‘ Er antwortet ohne Zögern: ‚Ja.‘ Ich frage ihn, als er mir das erzählt: ‚Wer ist sie?‘ Er sagt mir: ‚Du‘. Der Guru sagt: ‚Sie brauchen ein Kind von ihr‘.“ Susanne schüttelte behutsam den Kopf: „Ich habe Schwierigkeiten, deine Nöte zu verstehen.“ „Soll ich in Berlin ein Kind austragen, weil ein Guru in Fernost das befohlen hat?“ „Das ist doch vollkommen wurscht! Noch dazu, wenn der Guru einigermaßen seriös ist. Hat der wirklich gesagt: ‚Sie brauchen ein Kind von ihr?‘“ „So hat er es mir erzählt.“ „Lale, ich weiß ja nicht, was du von mir erwartest, -“ „Gespräch.“ „Ich kann nur versuchen, das Für und Wider durchzukämmen. Was spricht gegen das Kind?“ „Ich bin schon ziemlich alt.“

„Du weißt bestimmt, dass das heutzutage kaum mehr eine Rolle spielt.“ „Ich will kein Kind, weil ein Guru das befohlen hat.“ „Kannst du auch umdrehen: Kannst du auch einen Segen aus Fernost nennen. Nach wie vor schließt du deinen Liebsten aus vom Club der Männerschweine?“ „Eindeutig.“

Susanne bohrte weiter: „Lale, ich weiß nicht, ob ich die richtige Gesprächspartnerin bin. Ich plädiere pro Kind.“ „Das merke ich. Red weiter.“ „Was spricht noch gegen das Kind?“ „Die Belastung, mein Beruf, die Angst vor dem Tod der Liebe. Es ist ja schon ein bisschen irre: Da wünsche ich mir händeringend ein Kind von ihm, und er weigert sich beharrlich. Das blieb fein im Rahmen geheimer, verschwiegener Unverbindlichkeit. Dann verschwindet er, drei Jahre immerhin, in denen ich mich nur sehr langsam be-rappele, in denen ich Morton und andere ins Bett nehme, -“ „Will Morton mich noch verklagen?“ „Was? Hat er nicht mehr darüber gesprochen... Kommt wieder und will ein Kind von mir. Das ist doch irre.“ „Irre ist eigentlich nur dein Bremsen.“ „Ich habe Schwierigkeiten bei dem Gedanken, ins Bett zu steigen und zu fordern: ‚Jetzt machen wir ein Kind‘.“ „Stauseen und Talsperren...“ „Machst du es dir vielleicht zu einfach?“ „Vielleicht... Nein, die Schritte sind einfach, - die Konsequenzen zu bedenken, das ist kompliziert. Das kann ich als Außenstehende gar nicht.“ „Was spricht denn für ein Kind?“ fragt Lale. Susanne hat da ihr Wissen: „Die Freude, die Unsterblichkeit. Wenn du das Kind zur Welt gebracht hast, und es schreit gottserbärmlich, dann kannst du deiner Unsterblichkeit sicher sein.“ „Ich freu mich für Ferdinand, dass er eine so wunderbare Frau gefunden hat.“ „Du hast was gegen das Wort ‚wunderbar‘.“ „Nehme ich zurück, ‚wunderbar‘ ist wunderbar.“

Es klopfte. Lale rief: „Ja?“ Ferdinand kam rein: „Bin ich zu früh?“ Lale freute sich: „Nein, du kommst so genau aufs Stichwort ‚wunderbar‘, dass man von himmlischer Präzision sprechen kann.“

So ein Buch kriegt ja dann eine Geschichte, ein richtiges Schicksal. Die ersten Verkaufszahlen waren bald sehr ermutigend, da stapelten sich in den Buchhandlungen keine Restseller, das handliche Buch, der Einband angelehnt an die wunderbaren Zettelheftungen der wunderbaren Ramona, verkaufte sich gut und glatt. Es gab bald weitere Auflagen. Ferdinands Zittern ließ nach; Angenommenwerden ist ein zutiefst befriedigendes Gefühl. Es gab nicht viele Rezensionen, aber es gab Talk-Shows, in denen ein sehr liebenswürdiger Ferdinand Rede und Antwort stand. Er geriet gegen seine Natur in eine Opfer-Rolle, was er gar nicht beabsichtigt hatte, der Typ war er doch gar nicht. Aber wenn ers recht bedachte: ja, er war ein Jahr lang Opfer einer undurchsichtigen Schlangenkopf-Mafia. Bis heute wusste er nicht genau, weshalb er so spektakulär entführt worden war, spektakulär für ihn, von der Öffentlichkeit nicht beachtet, wofür Susanne im vorigen Jahr mit Dr.Schöttler Sorge trug. War er dem Chinesen wirklich zu Diensten? Naja, ein bisschen Dolmetscherei, der Laden in der Calle Obispo, - da hatte er sich schon nützlich gemacht. Aber er hatte eben kein Mafia-Gehirn bekommen, er konnte nicht durchschauen, was diese Mafiosi bewegte. Mafia ist zutiefst unpreußisch. Und er war ja beinahe beängstigend uninformiert gehalten worden, brauchte ja Tage, bis ihm überhaupt klar wurde, dass er auf Kuba in Havanna gelandet war.

Und genau das interessierte offenbar seine Leser. Nee, ein Krimi war das nicht. Dazu fehlten zu viele Voraussetzungen. Aber es war gute Unterhaltung und seriöse Information über eine Welt weit weg vom bundesdeutschen bürgerlichen Alltag.

18 Beerdigung und Taufe

Der Vater war weiter geschwächt, das Immunsystem arbeitete nicht mehr so, dass es ihn wirklich schützen würde. Die Ärzte waren etwas ratlos, fürchteten auch seinen Tod, teilten es behutsam der Mutter mit, die mit ihren Tränen kämpfen musste. Wieder einmal versammelten sich alle in seinem Zimmer und er erzählte - wieder auch für die Zimmergenossen: „Wo habe ich denn das letzte Mal aufgehört?“ Ferdinand wusste Bescheid: „‘Es ist angespannt, Comtesse‘.“

Der Vater griff die Spur auf: „Ach ja, da war noch Krieg. Dann kam das Kriegsende und ich geriet in Gefangenschaft, bei den Briten, irgendwo in Schleswig-Holstein. Was ist das für eine Welt, in der ein Achtzehnjähriger Gefangener wird, der nicht das Geringste verbrochen hat? Einzige Erinnerung: wahnsinniger Hunger, wurde nach etwa zehn Tagen besser, weil die Lagerkommandantur ein Einsehen hatte und für Nahrung sorgte. Man war an unserer baldigen Entlassung interessiert. Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes etablierte sich langsam, wurde ja dann eine sehr verdienstvolle riesige Institution. Und er half unserer Familie, über ihn fanden wir zusammen. Ich erhielt plötzlich Post, Post im Gefangenenlager. Ich hatte meine Daten für den Suchdienst abgegeben. Post von meinen Eltern, geflohen aus Breslau, Unterkunft gefunden im Fränkischen, in Sommerhausen, bei einem etwas grantigen Weinbauern, sehr eng, aber alle am Leben, meine jüngeren Geschwister Bert und Martha auch. Mit diesem Dokument wurde ich entlassen, kriegte eine Fahrkarte nach Sommerhausen und ein bisschen was zu essen für die Reise. In Sommerhausen waren die Amis, der Übergang von einer Besatzungszone in die andere, war damals noch einigermaßen schwierig. Aber es gelang, mit kleinen Schummeleien, an die ich mich gar nicht mehr recht erinnere. Ich klingelte am Tor des Weingutes. Sohn Hans machte mir auf und fragte, wer ich denn sei. Ich sagte meinen Namen. Da schrie er in den Hof: ‚Dr Artur isch do!‘ Solch ein Wiedersehen kann man nicht be-

schreiben. Das Geheule, das Gejaule, das Gejohle, das Lachen, die Tränen und Lachen, Lachen, Lachen!... Ja, war eng, sehr eng. Und es war dauernd die Rede von zwei Zimmern. Aber es war doch nur eins. Ein ungeklärtes Rätsel: zwei möblierte Zimmer waren ihnen von Amts wegen zugewiesen, aber es war nur eines vorhanden. Viel Gequatsche darüber, auch mit dem Amt, viel ohne Sinn und Verstand. Noch am Tage meiner Ankunft löste ich das Rätsel: Ich schob einen schweren Schrank von der Wand ab, dahinter war die Tür zum zweiten Zimmer. Hatte der Weinbauer vor den ‚Hergelaffenen‘ aus Breslau schützen wollen. Im Grunde ja völlig absurd: Ein Zimmer wegsperren, das man selber aber auch nicht benutzen kann. Ich machte mich damit natürlich bei ihm nicht beliebt. Später kamen wir sehr gut miteinander aus. Sohn Hans heiratete meine Schwester Martha.“ Die Stationsschwester stand schon eine Weile im Krankenzimmer und hörte zu. Jetzt schob sie das Bett des Schwerhörigen an seinen Platz und beendete die wunderbare Erzählung.

„Kann man denn, Herr Pfarrer, kann man denn in einem Gottesdienst eines Toten gedenken und gleich darauf seine winzigkleine Enkeltochter taufen lassen?“ „Ob man das kann - die Betonung liegt auf man -, weiß ich nicht zu beantworten. Wir können das. Was ist passiert?“ „Ich bin Großmutter geworden, zwei Tage später Witwe. Er hat den Balg noch gesehen und gesagt: ‚Du meine geliebte Unsterblichkeit‘.“ „Das ist aber schön.“ „Und der einzige Grund, dass ich nicht ununterbrochen heule.“ „Es kann keine schönere Gelegenheit geben, um über Tod und Geburt zu predigen.“ „Aber nicht zu lange. Meine Enkeltochter scheint empfindlich, wenn ich das einigermaßen richtig beurteile.“ „Darf ich den Satz des Verstorbenen zitieren?“ „Natürlich.“ „Ich habe im März Ihre Tochter und den Schwiegersohn getraut?“ „Ja. Unter den jungen Leuten ist noch dieses Gerede im Gange, ob man denn nicht erst taufen sollte, wenn der Erdenbürger genügend Bewusstsein darüber hat, was da mit ihm geschieht.“ „Aber sie melden sie schon an?“ „Ja. Mutig, nicht wahr?“ „Mutig oder nicht: wenn wir einen Termin ausmachen, sollte das Paar mit dem Täufling da auch erscheinen.“ „Dafür Sorge ich.“

Nicht weit entfernt, zu Hause, im Treppenhauszimmer, wiegte Susanne ihre Lavinia: „Fips, ich will nicht, dass unsere geliebte Brut, dieser Winzling schon im ersten Lebensjahr kaltes Taufwasser auf die Stirne bekommt.“ „Ich auch nicht. Ich bin nach wie vor der Meinung, dass ein Erdenbürger, der getauft wird, wissen sollte, was mit ihm geschieht. Dazu muss er vierzehn Jahre alt sein.“ Susanne stutzte: „Er? Sie! Ist ja auch noch zu früh. Ich war mit vierzehn ein Hip-Hop-Teenager, ganz schön albern und verschnieft.“ „Hätte dich da gerne schon gekannt.“ „Wären wir nicht mehr zusammen. Du hättest mich nicht ausgehalten. Bevor die Weiber weise werden, müssen wir da durch. Ich kann mich so - so rückblickend nicht leiden.“ „Ich weiß nicht, was passieren müsste, dass ich dich nicht leiden kann. Deine Mutter will ja wohl, dass Lavinia jetzt getauft wird.“ „Sie will sogar die Trauerfeier für meinen Vater und die Taufe zusammenlegen.“ „Das klingt eigentlich schön.“ Susanne reagierte etwas spitz: „Wir machen das aber nicht für meine Mutter.“ „Nein, trotzdem kann ich es ja schön finden.“ „Wir machen das für Lavinia.“ „Wann?“ „Jetzt.“ „Bist du im Geiste deiner Großmutter sprunghaft und hast auch sonst noch gute Eigenschaften?“ Ein sehr fettes, lachendes „Ja!“ von Susanne. Und eine Überlegung von Ferdinand: „Ich möchte mich so gerne von dir nicht überrumpeln lassen, ich möchte so gerne so ganz ungeheuer souverän sein und meine eigenen Meinungen äußern. Aber ich springe meistens ohne Einwände mit dir mit.“ „Fips, mach dir über deine Liebe keine anderen Sorgen.“

Dann kam die Mutter und redete drumrum: „Ich komme vom Pfarrer wegen der Totenfeier für den Vater. In fünf Tagen. Wir müssen Datum und Uhrzeit in der Druckerei melden, dass die die Anzeigen fertigmachen.“ „Und die Taufe?“ „Naja, das - Ich kann euch so gut verstehen, dass ihr da warten wollt, bis die junge Dame Bewusstsein hat und in vollem Bewusstsein eines Backfischs -“ Da war ja schon die Ironie einer nicht mehr ganz jungen Dame in der Stimme: „- als Backfisch selber entscheidet, wie sie beten will oder vielleicht gar nicht beten will.“ Susanne heuchelte ein bisschen: „Das ist aber schön, dass du dich da unserer Meinung anschließt.“ „Ja. Nein, eher

keine theologische Vergewaltigung der Kleinen. Wie geht es ihr?“ „Ich kann sie nicht fragen, aber sie macht einen einigermaßen zufriedenen Eindruck. Sie wird bei der Taufe greinen.“ „Als Teenager?“ „Nein, jetzt.“ Die Mutter war Spuren irritiert: „Was? Wieso? Vielleicht will sie später dann, wenn sie vierzehn ist, Muselmanin werden.“ Ferdinand meinte dazu lässig: „Im künftigen Kalifat München kein Problem.“ „Oder Buddhistin?“ Da warnte Ferdinand: „Da würde ich abraten: die Buddha-Fritzen sind nicht gut zu den Frauen.“ Die Mutter ergänzte: „Gut zu den Frauen ist keine einzige Religion auf der Welt. Jedenfalls weiß ich von keiner. Vielleicht irgendwelche Voodoo-Ölfass-Tamtamer in der Karibik.“ Susanne mahnte: „Wir schweifen ab.“ „Ja,“ und die Mutter wurde ziemlich erregt: „Ich will - nein: ich möchte, - nein: ich will, dass Lavinia jetzt getauft wird, dass sie aufgenommen wird in die Gemeinde der Christenmenschen. Ohne Wenn und Aber, ohne neumodischen Bewusstseinschnickschnack, ohne ihren Willen, sie muss nicht wissen, wie ihr geschieht, sie soll verwurzelt werden, im status ihrer Unschuld und -“ „Was regst du dich auf? Lavinia wird in fünf Tagen getauft!“ „Gestern wart ihr aber noch ganz anderer Meinung.“ „Was kümmert uns die Meinung, die wir gestern hatten?! Copyright Churchill. Oder?“

Es sei nur gestanden: In der Druckerei war schwarzumrandet die Todesnachricht gedruckt worden und auf der Seite daneben, ohne schwarzen Rand, die Taufanzeige für Lavinia Bettina Gisela Honigmann. Jetzt waren noch Datum und Kirchenanschrift dazugekommen. Die Mutter schrieb Adressen, Susanne half: „Sag mal: diese Anzeigen hast du doch schon in Auftrag gegeben, als du noch gar nicht wusstest, dass wir Lavinia doch jetzt schon taufen lassen wollen.“ „Mutig, nicht?“ „Das kann man wohl sagen. Aber mutige Mütter sind wunderbar.“ „Was machen wir mit Tante Martha?“ Susanne meinte: „Du kannst ihr nicht gut den Tod ihres Bruders verschweigen. Lad sie ein.“ „Die kommt doch nicht.“ „Lade sie ein. Ich wäre sehr glücklich, wenn das mit Sommerhausen wieder ins Lot käme. Ich habe unbeschreiblich schöne Ferien dort verbracht.“ „Wer ist Tante Martha?“ wollte Ferdinand wissen: „Wir kennen uns jetzt - wie lange?“ Susanne konterte:

„Wenn du das nicht weißt, ist es zutiefst beleidigend!“ „Zwei Jahre mit großer Pause wegen Kuba. Nie habe ich was von einer Tante Martha in Sommerhausen gehört.“ Susanne erklärte: „Meine Tante Martha, Weinbauerngattin, ziemlich großes Weingut. Ich habe viele Jahre dort mit meinen zwei Kusinen viele Sommerferienwochen verbracht. Und habe es sehr geliebt. Martha heiratete den Sohn des Weinbauern.“ Jetzt will Ferdinand wissen: „Und warum fürchtet ihr, dass sie nicht zur Beerdigung ihres Bruders kommt?“ „Lange Geschichte.“ „Die anzuhören ich ein Recht zu haben glaube.“ „Schraubsatzdrehsler. Wäre schöner, wenn mein Vater sie erzählte.“ Susannenmutter ließ den Kopf sinken, den Tränen wieder nahe, aber dann erzählte sie: „Sie waren drei: Martha, ein jüngerer Bruder und mein Mann. Der jüngere Bruder Bert musste gerade noch ein bisschen Hitlerjugend exerzieren, dann wuchs er in die fränkische US-Besatzungszone rein. Kaute Kaugummi, rauchte Camel, war bei den Amis angestellt, stöpselte irgendwo in deren Verwaltung herum und wanderte etwas holterdipolter nach den USA aus. Und wurde steinreich. Wie?, das haben wir uns immer gefragt, aber nie verstanden. Er hat es zu erklären versucht. Ziemlich eindeutig, dass er nicht auf krummen Wegen zu Geld gekommen war. Irgendwas mit Börse. Er war sehr helle. Ab Ende der sechziger Jahre kam er jedes Jahr vierzehn Tage nach Deutschland. Eine Woche Sommerhausen, eine Woche München. Aber nix Logierbesuch, eine Suite im Hilton musste es sein. Und verliebte sich in seine Schwägerin, kaum war ich in der Familie in München aufgetaucht. Aber wunderbar zurückhaltend, immer die Distanz wahrend, war von vollendeter Höflichkeit mir gegenüber, obgleich er ein ziemliches Rauhbein sein konnte. Er gönnte mich seinem älteren Bruder voll und ganz. Es hatte was sehr Rührendes. Es gab auch Zusammenkünfte der Familien in Sommerhausen, ab und zu kamen auch die Weinbauern nach München, wenn Onkel Bert da war. Er zahlte ihnen anstandslos das Hilton. Sannes Kusinen kamen dann auch mit. Jubel, Trubel, Heiterkeit. Dann starb er, ziemlich plötzlich, 1996, dann kam aus den Staaten irgendein Testamentsauszug, und ich erbt 15.000 Dollar. Davon haben wir das schöne Auto gekauft, mit

dem du schon zwei Mal nach Berlin kutschiert bist. Diese Erbschaft hat Tante Martha mir nie verziehen.“

„Dir?“ fragte Ferdinand, „du warst doch nicht im mindesten schuldig.“ „Aber das konnte Martha nie einsehen. Ich glaube, sie verdächtigte mich des Ehebruchs mit Onkel Bert. Wieso hinterlässt er seiner Schwägerin 15.000 Dollar? Wieviel sie und Hans und die Mädchen bekamen, wissen wir nicht. Das meiste Vermögen blieb in den USA, wo genau, das haben wir auch nie rausgekriegt. Es ist auch nicht wichtig. Und jetzt soll ich sie einladen?“ Susanne beharrte: „Ja, tu das bitte. Vielleicht hat sie einen Sinneswandel.“ „Was meinst du, Ferdinand?“ „Lad sie ein.“ „Gut. Wir werden auch feiern, wenn sie nicht kommt...“

Sie kam, betonte vorher am Telefon, dass kein Wort mehr über die Erbschaft von Bert gesprochen werden sollte. Sie saß in der Kirche zwischen Susannenmutter und Ferdinand, Susanne auf der anderen Seite der Mutter, dann Liliane. Lavinia auf dem Arm der Mutter, die ganz leise Murrelaute von sich gab. Der Pfarrer begann wunderbar: „In unserer Kirche steht hier ein Sarg, dort gibt ein ganz kleines Mädchen, das getauft werden soll, Lebenszeichen von sich; die Mutter ist besorgt, dass es nicht lauter wird. Voller kann unsere Kirche nicht sein.“ Er sprach über den Vater, als habe er ihn näher gekannt, er sprach über Lavinia Bettina Gisela, die in eine an allen Ecken und Enden zündelnde Welt geworfen sei. „Ich möchte angesichts des Massakers an Kindern in Ossetien verstummen. Das Blut gefriert mir. Aber ich muss weiter Worte finden und taufen. Für Lavinias Schutz können die Eltern allein nicht sorgen, da brauchts denn doch den Verstand von Tausenden von Verantwortlichen und Politikern und - den Schutz des Vaters im Himmel. Aber: Wer weiß denn, wie Gott schützt? Liebe Kindeseltern, seid wachsam, aber nicht zu wachsam... Hätten wir unseren Glauben nicht, der uns die Augen nicht schließt, sondern öffnen möge, wir wären leicht verloren...“ Naja, das ist vielleicht ein bisschen schnell gefolgert, aber eine Theologiedebatte sollte ja hier nicht geführt werden, zumal Lavinia dazu nicht viel mehr einfiel als ein beachtliches Gejaule. Merkwürdigerweise wurde sie ganz

ruhig, als das heilige Wasser ihre Stirn herunterperlte. Das war sehr schön und wirkte beeindruckend auf alle Anwesenden. Zum Beispiel die Taufpatin Marion mit ihrem Mann Mark und Franziska mit ihrem treuen Jochen. Ferdinands Eltern hatten die Reise gescheut; es ging seiner Mutter nicht sehr gut.

Aber da war Martha! Weinbauer Hans, ihr Mann, konnte Anfang September wegen der Ernte nicht einen Tag den Hof verlassen. „Aber ihr kommt dann bald mal. Liliane, hast du denn keinen Scheich?“ „Nein,“ das war Lilians ganzer Kommentar. Es gab eine Vorstellung in der Staatsoper, in der Liliane einen Solopart tanzte. Das war für Martha ein ungewöhnliches Erlebnis, sie schwärmte noch Wochen davon. Vom Licht und den Farben der Dekoration und dem halb versteckten Dirigenten, vor allem aber von einer Liliane, wie sie sie nie gekannt hatte, und ob denn unter den vielen Männern auf der Bühne oder hinter der Bühne nicht einer der Richtige für sie sei?... „Ich habe einen Scheich. Seitdem du vorgestern gefragt hast, ist mir einer zugelaufen...“

Martha blieb als Logierbesuch drei Tage länger als erwartet. Es war eine gute Zeit. Nur einmal sagte Martha: „Schönes Auto, von der Erbschaft bezahlt?“ „Ja,“ sagte Susannenmutter nur. „Da Fadinand gefällt mer,“ sagte sie, ihre Dialektmischung aus verschlammtem Breslauerisch und nie ganz einverleibtem Fränkisch war einmalig. „Kummt mit deme Auto nur bald zu Summahause.“ Sie machten sogar einen Termin fest, beugten sich über den Kalender und machten das Wochenende 17./18. Oktober aus, wenn es nur noch die Spätlese zu ernten gab. „Du komscht natirli mit,“ sagte Martha zur Susannenmutter, „hascht ja mein Bruda nimmä in dera Wohnung. Und nämt eich a bissle viel Zeit, nit bloß kumme und glei wieda weg.“

19 War ein schönes verlängertes Wochenende

neulich in Sommerhausen, wunderbare Herbstfarben in den Bäumen, eine Lustautopartie. Niemand weiß so ganz genau, aus welchen Gründen die Natur dieses bunte Schauspiel an den grünen Sommer hängt. Aus Liebe zu uns Augen-Menschen? Sicher auch. Gibt Leute, die meinen, die ganze Welt sei nur, weil wir Menschen sie wahrnehmen.

Ferdinand bekam die Tür zu sehen und den Schrank, den der alte, längst verstorbene Weinbauer davor geschoben hatte. Er bekam die Stellen zu sehen, an denen Susanne erste Küsse getauscht hatte - das erinnerte an Berlin. Er bekam die Weine zu kosten, die dem Haus einen einigermaßen guten Ruf in den Weinhandlungen der Nähe und Ferne eingebracht hatten. Ferdinand lernte auch ein bisschen was über das Geschäft mit Öchsle und „dass die diesjährigen fruchtbetonten Weine mit einem stabilen Säuregerüst ausgestattet sind,“ wie es der Boss Hans verkündete. Der Geschäftsführer ergänzte: „Die Trauben haben sich im Endspurt vor der Lese gut entwickelt.“ Aha. Martha stand dem Gut nur noch als Altbäuerin vor, ihr Mann Hans schuftete dagegen noch sehr in den Bergen und auf dem Hof und hielt alle Zügel in der Hand. Die Kinder hätten es vielleicht alleine geschafft, aber sie mussten warten, waren sehr eifrig in den vielerlei Geschäften des großen Hauses, alle Aufgaben ziemlich genau gesondert und verteilt. Idylle? Eher Industriebetrieb, der allerdings Wert legte auf saubere Weine und grüne Auszeichnungen.

Martha fragte zwischendurch: „Wo isch denn de Kla?“ Die Mutter verstand nicht: „Wer ist denn de Kla? Ach so, die Kleine meinst du? Die ist in Bad Ischl und trifft ihren Freund.“ „Ich denke, sie hat keinen Freund?“ Susanne erklärte die komplizierte Sachlage: „Also - bei Liliane ist das so: Die hat eine Woche einen Freund, dann hat sie eine Woche keinen Freund, dann hat sie die nächsten zwei Monate einen Freund, und dann hat sie zwei Monate keinen Freund.“ Martha wunderte sich: „So viele Freunde hat sie?“

„Nein, das ist immer derselbe.“ „Dann kennans doch gleich heirate.“ Da erklärte die Mutter: „Ich glaube, der Kim wäre sehr scharf darauf. Aber Liliane nicht, die will jetzt noch keine Kinder haben.“ „Das isch aber kompliziert. Frühe Kinder isch gut.“ „Späte auch...“

Da war also Malvina, Susannes Kusine, fast gleichaltrig, eine Spätlease aus dem Hause von Martha und Hans, kein Wunschkind mehr, aber doch herzlich willkommen, die Geschwister waren 12 und gar 14 Jahre älter, da spielt es sich nicht mehr so richtig. Aber da hält sich auch die Eifersucht in Grenzen, die Schwester kümmerte sich sehr liebevoll um die Kleine, der Bruder starrte das Baby immer nur an, weil es gar so winzig war, nur mit äußerster Vorsicht und einigem Ungeschick nahm er es manchmal auf den Arm. Susannes Kumpel dann in den Sommerferien war diese späte Malvina, beide fast gleichaltrig. Sie waren in einen handfesten Streit geraten, der sich über zwei ganze Ferientage hinzog: Gibts den Frosch wirklich, der zum Prinzen wird, wenn man - genauer: frau, mädchen - ihn küsst? Susanne aus der Stadt bestand auf dem Märchen, Malvina, die Landpomeranze leugnete solche Ereignisse entschieden. Mit dem Streit im Herzen schliefen sie eine Nacht, nach der Susanne lauthals verkündete, sie habe die ganze Nacht von dem Prinzen geträumt. „Und ich von dem Frosch,“ sagte Malvine nicht weniger lautstark, „der ist aber kein Prinz geworden, - niemals wird der ein Prinz!“ „Malvina,“ sagte Susanne einlenkend, „wir haben noch eine Woche zusammen, begraben wir den Streit, du lebst mit deinem Frosch, ich lebe mit meinem Prinzen.“ „Gut,“ sagte Malvina. Und die letzte Ferienwoche war dann besonders schön.

Nun gingen sie zusammen spazieren, so rund zwanzig Jahre später: Malvina, Susanne, Ferdinand, der den Kinderwagen mit Lavinia schob. Bald schon, die meiste Zeit, schob Malvina die süße Brut, die ihr ungemein gut gefiel. „Malvina,“ fing Susanne an, „ich muss dir was gestehen: Ich habe damals von gar keinem Prinzen geträumt, ich wollte dich bloß ärgern.“ Malvina lachte: „Ich habe keine ganz genaue Erinnerung, aber ich glaube ziemlich sicher, dass ich von keinem Frosch geträumt habe. Ich wollte dich auch bloß

ärgern. Ich dachte, wenn ich ihr von einem Frosch im Traum erzähle, dann untermauere ich meine Überzeugung, dass das Ganze kein Märchen ist. Weiberlogik im Kindesalter...“

Ferdinand wollte wissen: „Susanne, könntest du in Sommerhausen leben?“ „Nein, ich bin eine Großstadtpflanze. Ich brauche einen Ort, wo ich auch am Sonntag ein Buch in dem fieseren Hauptbahnhof kaufen kann.“ „Was ist fies am Münchner Hauptbahnhof?“ wollte Ferdinand wissen. „Da hat man dich mir geklaut. Eine ganz schreckliche Erinnerung, sicher bis ins hohe Alter. Für dich nicht?“ „Ich hatte Kampfer im Schnabel oder irgend so ein asiatisches Zeug. Ich nahm gar nichts mehr wahr.“ „Was erzählt ihr denn da für eine Räuberpistole?“ wollte Malvina wissen. Susanne seufzte: „Keine Räuberpistole, Malvina. Eine Chinesen-Mafia hat Ferdinand entführt, nach Kuba. Aber ich wusste nicht, wo er ist. Fast ein Jahr waren wir getrennt, - mehr als ein Jahr.“ Malvina hatte viel Mitleid und schaute verliebt auf Ferdinand: „Du Arme...“

Nach einer Weile sagte sie: „Gehen wir hier links in den Wein.“ Ferdinand sah sich den holprigen Weg an, der zudem ziemlich steil bergauf führte, anfangs jedenfalls: „Malvina, das wird nichts. So ein Kinderwagen ist ein Koffer mit wunderbarem Inhalt, aber auch ein Hemmschuh.“ Malvina blieb auf dem gepflasterten Weg: „Macht nichts.“

„Malvina,“ wollte Susanne wissen: „wie geht’s dir mit den Männern?“ Malvina lachte: „Auf und ab - wie in den Weinbergen. Beim allerersten Mal dachte ich: das ist jetzt die ganz ganz ganz große Liebe - dabei wurde ich nur entjungfert. Er klammerte sich an mich. Ich konnte ihn nicht mehr leiden. Man muss in so einem Städtchen wie Sommerhausen vorsichtig sein: Hier einen Mann verlassen, - den triffst du jeden Tag dreimal an drei Ecken. Da bleibst du lieber zu Hause. Da triffst du aber keine neuen Männer. Seit einiger Zeit kenne ich einen, - das könnte was werden.“ „Seid ihr schon im Bett?“ „Ja, schon lange. Vielleicht zu lange. Er ist ein braver guter Mann, ein bisschen langsam.“ „Worauf wartest du?“ „Auf den Frosch.“ Alle drei mussten lachen.

„Oder soll ich dir deinen Ferdinand wegschnappen?“ fragte Malvina sehr unvermittelt. Ferdinand antwortete mit seinem schönen Ernst: „Ich stehe nicht zur Verfügung, Malvina.“ Susanne stoßseufzte ziemlich erregt: „Jetzt fängt die auch noch an.“ „Wer ist ‚die‘?“ fragte Malvina. Ziemlich bissig konterte Susanne: „Du! Ich merke es schon seit vorgestern: Mindestens zehn oder zwölf Weiber hier sind schon wieder scharf auf ihn und wollen ihn betüttern, und denken, ich sei zu dominant für ihn, - mein armer, lieber Ferdinand. Wen habe ich mir denn da bloß angelacht? Was rede ich? Ich bin ja auch auf dich reingefallen.“ „Bin ich also nicht die Erste?“ fragte Malvina, um gleich anzufügen: „Susanne, dass das klar ist: du bist meine Kusine und beste Freundin, dir schnapp ich keinen Mann weg.“ „Die Erste? Alle fliegen auf diesen Ferdinand. Manchmal wirds mir wirklich zu dumm, da kann ich mein eigenes Geschlecht überhaupt nicht mehr ausstehen. Die Verlegerin schiebt ihm gleich die Zunge in den Mund, die kubanische Ramona poliert ihm mit ihrem roten Seidenhöschen mit weißer Spitze das Zifferblatt und Julia -“ Ferdinand war beinah entsetzt: „Wer ist denn auch noch Julia?“ „Die Sekretärin bei Schöttler flüstert mir mit heißem Atem ins Ohr ‚Für den wäre ich auch um die halbe Welt gejettet‘ und und und!...“ „Nix, nix, nix, Malvina,“ stellte Ferdinand fest, „wer könnte Susanne ausbooten, ohne selber zu ersaufen?! Sie ist von einer hartnäckigen Eifersucht, an der ich keine Schuld habe. Vielleicht liebt sie mich ja deshalb noch mehr, ich weiß es nicht...“ „Ich werde dich verlassen müssen,“ sagte Susanne. „Das solltest du nicht einmal im Scherz sagen, Susanne!“ „Nein, aber - Mich macht dieses Weibergetue ganz irre. Da versiegt mir die Milch für unser Geschöpf und wird sauer. Alles wird sauer!“ Ferdinand fragte in kleiner Erregung: „Soll ich mich entstellen? Soll ich mir eine Bierflasche ins Gesicht hauen?“ Susanne konnte ja gelegentlich trocken und - ja: verletzend sein: „Also hier in Sommerhausen würde ich mir doch eher eine Weinflasche auf die Nase ballern.“ „Soll ich so tun, als hätte ich Down-Syndrom?“ „Du versündigst dich!“ „Was soll ich machen?“ „Nichts. Alt und schrumpelig werden.“ „Das dauert.“ „Ich halte durch. Wie hat es mein Vater unnachahmlich gesagt, als du zum ersten Mal bei uns warst: ‚Meine Vorhaut schrumpelt. Ich bin zum Querpinkler gewor-

den'. Aber du bist der Typ, der auch alt und schrumpelig noch attraktiv ist.“ Malvina war sehr erstaunt: „Sowas hat mein Onkel gesagt?“ „Ja, aber nur um zu provozieren.“

Sie standen an einer Bushaltestelle. Susanne schaute sich etwas auffällig um. „Suchst du was?“ fragte Ferdinand. „Nee,“ sagte Susanne, „ich glaube, ich erkenne was wieder.“ „Was?“ „Nicht so wichtig...“

Ferdinand meinte: „Ich glaube, es liegt daran, dass die anderen Männer Versager sind, Versager auf dem Feld, das die Frauen bestellen wollen. Hier müsste man wohl sagen: auf dem Weinberg, den die Frauen kultivieren wollen. Setz dich einen Augenblick auf die Bank an der Haltestelle da.“ „Aber ich will nicht wegfahren.“ Ferdinand beharrte: „Setz dich. Hier kniee ich vor dir und unserem Kind und schwöre: Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, dass nichts an unserer Liebe rüttelt!“ Susanne guckte in die Ferne: „Am besten benimmt sich noch komischerweise deine Susanne I in Berlin.“ Ferdinand klagte: „Also ein bisschen, ein ganz kleines bisschen hättest du eingehen können auf meinen Kniefall und meine Liebeserklärung an der Bushaltestelle in Sommerhausen Richtung Würzburg.“ Susanne umarmte den Knieenden, drückte ihn an sich. „Mein Fips, entschuldige, entschuldige. Ja! Ja! Ja! Ich würde auch vor dir knien, aber meine Strümpfe sind zu empfindlich...“

Malvina hatte die ganze Zeit den Kinderwagen ein bisschen geschuckelt und sich mit steigendem Interesse die Auseinandersetzung angesehen und angehört, wenn auch ein bisschen aus den Augenwinkeln: „Gehts bei euch immer so zu?“ Ferdinand gab Auskunft: „Das mit der Liebe am Schluss, - ja, ansonsten: Nein,“ sagte Ferdinand. „Ganz entschieden: nein!“ bestätigte Susanne.

Die Haltestelle lag auf einer kleinen Anhöhe, von der man einen schönen Panoramablick auf das Städtchen hatte. Ferdinand stellte fest: „Es ist ein freundlicher Ort.“ „Ja,“ sagte Susanne, „sag bloß, du könntest hier leben?“ „Da geht es schon wieder los mit meiner Abhängigkeit von dir: Nein,

ich kann nicht da leben, wo du nicht leben kannst, weil es keine Buchhandlung im fiesem Hauptbahnhof gibt.“ „Dass sich das ja niemals ändert...!“ Malvina kommentierte: „Ich hab noch nie zwei Liebesleute so reden hören. Susanne, bist du nicht manchmal zu streng mit ihm?“ „Ja, bin ich, und das tut mir immer Leid, aber... Komischerweise bin ich eher streng, wenn andere dabei sind. Wenn wir unter uns sind, gehts friedlicher zu.“ Ferdinand musste ergänzen: „Malvina, ich bin die meiste Zeit sehr nachgiebig und behutsam. Und deshalb ist Susanne ganz besonders folgsam, wenn ich mal energisch werde, was selten vorkommt, aber eben gelegentlich doch vorkommt.“ „Habe ich gerade eben genau bemerkt,“ sagte Malvina. „Wobei?“ „Der Ton, in dem du ein zweites Mal sagtest: ‚Setz dich!‘.“

Ferdinand fragte: „Susanne, kann man von hier aus sehen, wo du zum ersten Mal einen Mann geküsst hast?“ Susanne lachte und antwortete schmunzelnd: „Ja, kann man, war aber kein Mann.“ „Sondern?“ „Ein Junge, sah schnucklig aus.“ „Wo?“ „Im Gesicht und am ganzen Körper.“ „Nein, ich meine: wo habt ihr euch geküsst?“ „Glaubst du nicht.“ „Wieso nicht? Wo?“ „Auf der Bank hier.“ „Was?“ „Ja, klingt erfunden, ist es aber nicht. Deshalb habe ich vorhin so geschaut.“ Ferdinand erinnerte sich: „Wir haben auch mal auf einer Bank gesessen, im Englischen Garten. Aber du wolltest nicht geküsst werden.“ Susanne schloss die Augen; „Ja, geliebt, geliebt, geliebte Erinnerung...“ Malvina wollte wissen: „Warum wolltest du nicht geküsst werden?“ Susanne gab Auskunft: „Wollte die Zeit vor dem ersten Kuss ganz weit rausdehnen. Ist uns gut bekommen, oder, Ferdinand?“ „Sehr gut. Hier habt ihr also gesessen. Und armen Busreisenden den Sitzplatz weggenommen.“ „Nein.“ „Wieso nicht?“ „Es war sehr spät abends. Weiß gar nicht, ob da noch ein Bus fuhr. Tante Martha fand es zu spät und hat geschimpft.“ „Und?“ „Was und? Geküsst eben.“ „Wars denn schön?“ „Nö.“ „Warum hast du dann getan?“ „Weiß man doch vorher nicht. Er sah doch schnucklig aus...“ Malvina fragte: „Ferdinand, was hast du jetzt, in diesem Augenblick, für Gefühle?“ „Ich denke nur, was Susannes Freundin Franziska irgendwann in ähnlicher Situation gesagt hat: ‚Jetzt ist jetzt‘. Lavinia ist von mir.“

Der schnucklige Junge ist längst in Ochsenfurt Kfz.-Mechaniker.“ „Woher willstn das wissen?“ „Weiß ich doch nicht. Sage ich bloß so. Vielleicht ist er Architekt und verbricht Neubauten, verschandelt das Stadtbild von Sommer- und Winterhausen. Wer hat sich eigentlich diese Ortsnamen ausgedacht: Sommerhausen und über den Main Winterhausen?“

Malvina erklärte: „Musst du dir so vorstellen: Da stand der Edle Albert von Hohenlohe an einem Septemberabend des Jahres 1300 oder so auf der Main-Fähre und befahl: „Da hinter mir liegt Ahusen St.Nikolaus und vor mir liegt Ahusen St.Bartolomäus. Schluss damit, ab sofort: hinter mir Winterhausen, vor mir Sommerhausen!““ Ferdinand wollte wissen: „Aber warum nicht Frühlingsahusen und Herbstahusen?“ Malvina lachte: „Ferdinand, deiner Überphantasie sind meine Geschichtskenntnisse nicht gewachsen.“

Als sie vom Wochenendausflug nach Hause kamen, war die Wohnungstür nicht abgeschlossen. Im Esszimmer brannte Licht und auf dem Teppich lag Liliane, so dass die Mutter zuerst erschrak, als könnte die Tochter verletzt oder gar tot sein. Aber sie schaute auf. „Liliane, was ist denn?“ fragte die Mutter besorgt. Liliane setzte sich auf, tat beide Fäuste vor ihrer Brust zusammen und zerrte sie dann mit einem widerlichen Geräusch ihres Gaumens auseinander und ließ sie zittern. Die Mutter, Ferdinand und Susanne schauten etwas verwirrt. „Was bedeutet das?“ fragte die Mutter. Liliane wiederholte die Gestikulation. Susanne sagte: „Ich versuche zu übersetzen: Es ist mal wieder aus mit Kim. Das wievielte Mal?“ Liliane sagte: „Ich wollte ins Wasser gehen.“ „Was willst du als Schmetterling im Wasser?“ „Ich bin ja nicht ins Wasser gegangen. Gute Nacht.“ Wunderbar leicht stand sie auf und entschwand.

20 Was Susanne so alles zu tun hat

Sehr früh wird Susanne wach und grummelt, Helligkeit vor Augen: „Was ist denn da draußen so hell? Machen die Filmaufnahmen in unserem Hof?“ Nein!, der Mond! Der volle Mond scheint in die Höfe der Sebaldusstraße und geht nun westwärts hinter den Giesinger Dächern unter. „Mensch, ist der schön, scheint mir aufs Kopfkissen. Danke. Für Steinzeithöhlenmenschen war das eine magische Scheibe am Himmel. Für uns geht er unter, was auch nicht stimmt, - die Erde dreht sich von ihm weg...“

Susanne hatte ja die Zusage von ihrem Professor, dass sie Anfang März eine Assistentenstelle bekommen würde. Das verhinderte die wachsende Lavinia, eine Schwangere wird nicht eingestellt. Aber Professor Kammhuber wusste Rat: Susanne bekam bestimmte Aufgaben, wurde freie Mitarbeiterin mit jeweiligen Honoraren, die nicht viel weniger waren als ein Assistentinnengehalt, in manchen Monaten sogar mehr. Das hatte den großen Vorteil, dass sie nicht verpflichtet war, in der Uni präsent zu sein und dort arbeiten zu müssen, sie konnte viele Bücher und Materialien nach Hause schleppen und zu Hause arbeiten. Der Vater stellte ihr seinen Schreibtisch zur Verfügung, an dem er ja kaum noch saß. An Susannes Schreibtisch drüben im Zimmer am Treppenhaus saß Ferdinand.

Er fing sein Buch immer wieder neu an. Er lernte, dass das zu den Anfangsnöten eines jeden Schreibers gehört. „Macht Morton heute noch,“ tröstete ihn Lale am Telefon, die sich gelegentlich nach den Fortschritten seiner Schreibung erkundigte. Was ihm am schwersten fiel - aber auch da stand er ja wohl nicht allein in der Schreiberwelt: Das Konzentrieren. Was er alles erfand, um nicht den Griffel führen zu müssen, genauer: nicht die Tasten drücken zu müssen... „Ich muss in die Drogerie,“ sagte er zu den Bewohnern des Hauses, „kann ich euch was mitbringen?“ „Nein, danke,“ sagte Susannenmutter. Aber Susanne guckte doch sehr skeptisch: „Was musst du denn in der Drogerie holen?“ „Nichts,“ sagte Ferdinand ehrlich, „es ist nur Flucht-

bewegung vom Schreibtisch weg.“ „Dann bring mir Gewohl mit,“ sagte der Vater, „eine große Tube.“ „Paps,“ mahnte Susanne, „Fips schiebt das mit der Drogerie doch nur vor, um sich vom Schreibtisch zu drücken.“ „Das weiß ich doch! Ich möchte diese Drückebergerei unterstützen, kenne das nur zu gut, wenn ich an lästigen Texten saß.“ „Der Text ist mir gar nicht lästig,“ sagte Ferdinand, „im Gegenteil, aber...“ „Horror vacui nannten das die Lateiner, der Horror vor der Leere, die ausgefüllt werden muss, auch vor dem leeren Blatt, das zu beschreiben ist. Geht auf Aristoteles zurück. Im Angelsächsischen sprechen sie vom writers block. Wenn du mir jetzt Gewohl holst, schreibst du danach fünf Seiten in einem Zuge voll. Hier hast du Geld.“ „Ich komme mit,“ sagte Susanne. „Susanne,“ sagte Ferdinand, „jetzt kommt das Schreckliche: Ich möchte alleine gehen. Ich kann im Moment nicht plaudern.“ „Ich bleibe stumm.“ „Aber dein schöner Hintern geht mit und der Busen... Ich brauche Freiheit, auch von deinen Reizen.“ „Hm,“ machte Susanne. „Susanne,“ sagte ihr Vater, „lass ihn allein gehen. Wenn du hier bleibst, wird er dich umarmen und dir einen Kuss geben, - wenn du mitgehst, nichts dergleichen.“ „Ich gehe zu Nau.“ „Kannst mir auch noch Gorgonzola mitbringen,“ sagte der Vater, „weißt schon, von der Giesinger Käse-Alm, schräg gegenüber, 200 Gramm, von dem nicht fetten. Dann schreibst du glatt sechs oder sieben Seiten.“

Susanne kam an einem Juliabend, als ihr Leib sich schon wie der Vollmond wölbte, und als der Vater sehr gelinde zu kränkeln anfang, von Professor Kamhuber. Die Abendmahlzeit hatte sich immer mehr zum Familientreff herausgebildet, und alle Familienmitglieder strengten sich an, pünktlich um 19 Uhr 30 am Tisch zu sitzen, sehr freiwillig, denn das war ein schönes Treffen. „Neue Arbeit vom Boss,“ sagte Susanne. „Was?“ wollte Ferdinand gleich wissen. „Du wirst mir einige Zentner Bücher anschleppen müssen.“ Susanne konnte nicht mehr so viel tragen. Das hatte sich mit wachsender Lavinia im Bauch so ergeben. Sie hatte die Bibliotheksleute informiert. Und so brachte Ferdinand die schweren Bücher aus der Uni-

Bibliothek oder auch aus der juristischen Fachbibliothek nach Hause. Meist kam das hohe Gewicht von der Fülle der Literatur, die Susanne brauchte. Manchmal brauchte sie sie gar nicht so direkt, aber dieser Schleppdienst von Ferdinand war so praktisch. In manchen Büchern blätterte sie nur. Außerdem: Susannes Arbeiten zeichneten sich seit jeher durch eine sehr große Detailfülle und akribische Materialsammlung aus. Ferdinand machte das gern, war Dienst an Susanne und - früher Dienst an Lavinia.

Der Vater bat: „Erzähl was vom Thema.“ „Heikel.“ „Heikel sagt mir zu wenig. Ich bräuchte genauere Informationen.“ „Nein, ich möchte eher nicht. Es ist nicht unbedingt ein Thema für den Abendessensplausch.“ Jetzt meldete sich Liliane: „Och, Susanne, du bist so gemein: solche Andeutungen, dass man an Hurerei und Sodomie und lauter sexuelle perverse Praktiken denkt!...“ Jetzt glaubte die Mutter, sich einschalten zu müssen: „Schmetterling, was hör ich da?“ „Hier spricht deine aufgeklärte Jüngste, der nichts Perverses fremd ist.“ Susanne lachte: „Wers glaubt! Soll ich nun reden?“ „Ja,“ sagte der Vater bestimmend.

Susanne erklärt: „Es hat wirklich mit Hurerei zu tun. Die juristischen Aspekte, wenn geisteskranke Männer Prostituierten zugeführt werden. Das Erste, was mir einfiel: Was geschieht eigentlich mit geisteskranken Frauen, die ja vielleicht auch mal sexuelle Bedürfnisse haben? Aber da herrscht Schweigen, da ist Tote Hose, von Gleichberechtigung keine Spur.“ Der Vater meinte: „Das Wort von der Toten Hose ist vielleicht etwas fragwürdig in diesem Zusammenhang oder? Ich erinnere mich übrigens, dass es da was gibt bei Canetti, den ich ja so schätze, ich glaube in der ‚Fackel im Ohr‘. Da tut er sehr keusch, war er als junger Mann wahrscheinlich auch, im Alter soll er ein beachtlicher Schwerenöter gewesen sein, viel moralischer Anspruch, wenig moralische Praktiken. Wer bin ich, dass ich solche Urteile fälle? Naja... Es handelt sich da allerdings um einen nur körperlich schwer Behinderten.“ Da wusste Susanne Bescheid: „Da ist die Sache viel einfacher, also jedenfalls juristisch. So einer kann sich ja einigermaßen präzise outen.“ „Muss dieser saudumme Anglizismus sein?“ „Nein, geliebter Paps; - er kann sich präzise

äußern - obwohl outen ist nicht genau äußern, steckt noch was drin von ‚preisgeben‘ oder ‚gestehen‘ oder so...“ Der Vater moserte weiter: „Am schlimmsten sind die Partizipien: geoutet - da ziehst mir Schuh und Strümpfe aus. Wisst ihr, dass wir täglich mit Sachen umgehen, für die es keine Namen gibt? An der Supermarktkasse liegen diese kleinen Balken, sie trennen meine Waren von denen meines Nachfolgers. Kein Wort gibts dafür bis jetzt.“ Liliane beanstandete: „Lass uns weiter über Nutten reden.“

Susanne nimmt also den Faden wieder auf: „Ein nur körperlich Behinderter kann seine sexuellen Wünsche bekanntgeben. Sowas vermitteln sogar bestimmte Firmen als Körperkontakt-Service, die ausdrücklich geistig Behinderte ausschließen, Begründung, expressis verbis: ‚Rechtlich zu heiß‘. Da dürfte Kamms Hubers Interesse liegen.“ Der Vater resümierte: „Also, Kamms Huber, ran!“ „Naja, also so als Kavallerieattacke geht das ja auch nicht... Solche geistig Kranken finden keinen Partner für die Sexualität, keine Partnerin. Krankenschwestern zu stigmatisieren, zu prostituieren, - das geht doch auch nicht. Oder ist jedenfalls sehr heikel. Eine Mutter bemerkt die Erektionen ihres schwer behinderten Sohnes und fühlt sich völlig hilflos an seine Krankheit ausgeliefert. Sie hatte die Telefonnummer einer Frau, die helfen könnte. Wochenlang hat sie sich gescheut, anzurufen. Dann hat sie es getan, jetzt ist sie glücklich. Naja, glücklich... Jedenfalls um eine ihrer vielen Sorgen leichter. Mit dem Wort Triebabfuhr ist das ja nur sehr unzulänglich ausgedrückt. Gibt auch sehr anrührende Geschichten - von Einem, der nur ganz diffus sehen und hören kann. Sein Betreuer hat ihn zu einer - ja, wie wollen wirs denn nun nennen?“ Liliane hatte heute ihren Direkt-Tag: „Brutal: Nutte! Doch nicht drumrumreden.“ Susanne fuhr fort: „Sagen wird etwas freundlicher und sachlicher: Prostituierte, - hat ihn zu ihr geführt. Erste Begegnung hauchzart, fernab jeglicher Brutalität, nur Zärtlichkeitsaustausch. Er hat ihren Duft eingesogen und ihre Bluse vom Boden aufgehoben, die er nicht mehr hergab. Da hat sie ihm ihre Bluse geschenkt. Die ist nun sein geliebtes Erkennungszeichen. Wenn sein Heilerzieher mit der Bluse kommt

und sie ihm unter die Nase hält, weiß der Kranke, wohin es heute geht, und dass ein Freudentag bevorsteht. Der Heilerzieher nennt es ‚Blusentag‘.“

Ferdinand sagte nach einer Pause: „Schon merkwürdig, dass die Frauenverachtung auch da einbricht.“ Susanne ergänzte: „Wir leben in einer Männerschweinewelt, egal, ob die Kerle gesund sind oder geistig krank.“ Sie erklärte nun genauer: „Die Rede geht von Prostituierten, die sich auf solche Praktiken grundsätzlich spezialisiert haben, die ihr Geld fordern und bekommen, bis hin zu der Frage, wieso die Krankenkasse das nicht zahlt; Sexualität sei keine Krankheit, heißt es bei den Kassen.“ „Für Frauen bräuchte man männliche Nutten,“ sagte Liliane. Susanne folgerte: „Solls ja geben... Gigolos, oder wie das heißt. Irgendwo hat ein Sozialamt gezahlt. Und dann kam die perfide Schlagzeile in der Boulevard-Presse: ‚Sozialamt zahlt Liebesdienstleistung‘. Manchmal möchte ich solchen Journalisten permanent in den Arsch treten.“

„Was gibt es da groß juristische Aspekte?“ wollte Liliane wissen. „O, eine Menge. Zum Beispiel gleich: die Bezahlung. Dann, sehr heikel: will Einer, der nicht sprechen, sich nicht artikulieren kann, will der das überhaupt? Welche Verantwortung übernimmt sein Betreuer, der mit ihm zu der Prostituierten geht? Bei einem geistig Schwerkranken kann der Sexualbereich völlig gesund sein. Aber Gewalt schlummert da immer in der Nähe. Übrigens: Oft geht es gar nicht um Geschlechtsverkehr.“ „Sondern?“ „Ja - Zärtlichkeiten, Schmusen, Berührungen...“ „Und was will Kammhuber von dir?“ „Zehn Seiten zum Thema. Fips, du wirst mir einiges an Büchern anschleppen müssen.“ „Mit Vergnügen.“ „Du bist wunderbar!“ Ferdinand bestätigte: „Ja,“ fragte dann aber noch: „Wieso?“ „Weil du so bereitwillig bist zu helfen. Wenn du dich mal sträubst, hats meistens gute Gründe. Man spart Kräfte, wenn man mit dir zusammen ist.“

Ferdinand wollte wissen: „Musst du denn auch ins Rotlichtviertel, Milieustudien betreiben?“ „Das könnte dir so passen. Moment, das nehme ich zurück: So einer bist du nicht. Prostituierte sind dir ein Rätsel, das dir immer wehtut. Nein, ins Rotlichtviertel muss ich nicht, nur rausfinden, was in

den schlaun Büchern da eventuell steht - oder eben nicht steht.“ „Soll es Gesetzesinitiativen geben?“ wollte der Vater wissen. „Weiß ich nicht. Aber es ist wohl in jedem Fall gut, wenn sich die Justiz damit auseinandersetzt. Juristische Grauzonen sind schon bei übersichtlichen Situationen gefährlich, - um wieviel gefährlicher im hochsensiblen Rotlichtmilieu, in dem bekanntlich sehr diffuse Zustände herrschen, samt Zuhältern, alle Formen von Gewalt, offener und versteckter, da können solche Grauzonen sehr schnell in die Kriminalität abrutschen. Kaum anzunehmen, dass gewöhnliche Zuhälter mit der ganzen Problematik solcher Krankheiten aufmerksam umgehen können.“ „Wie ist Kammhuber draufgekommen?“ „Weiß ich nicht genau. Es gibt mehr oder weniger ausführliche Berichte, statements, einige, wie gesagt, sehr anrührend. Einer, der kein verständliches Wort sprechen kann, aber angewiesen bleibt auf Zärtlichkeiten... Niemand kann nachfühlen, was in diesen Menschen in ihrer Krankheit vor sich geht - oder eben auch: nicht vor sich geht. Doch: es gibt natürlich auch, wie überall, Fachleute. Die Heilbetreuer, was ja ein sehr merkwürdiger Begriff ist, -“ „Heilbetreuer ist eigentlich ein schönes Wort,“ sagte Susannenmutter. „Stimmt,“ bestätigte Susanne, „die kennen sich schon einigermaßen aus. In einem der Artikel wird ausdrücklich auf die Gesetzeslücken für diesen Bereich hingewiesen.“

„Thema erschöpft?“ wollte der Vater wissen. Und Susanne erklärte: „Jetzt gehts erst los - für mich jedenfalls, also nicht beim Abendessen.“ Und die Mutter resümierte: „Das war aber ein Abendessensplausch... Ich hoffe, es ist Niemand ernsthaft hungrig geblieben?“

Nach zehn Tagen war die Arbeit fertig. Den meisten Schweiß vergoss Ferdinand, der Waggonladungen von Büchern anschleppte, und oft gleich wieder zurückschleppte, weil sie doch nichts zum Thema hergaben. Susanne bekam hohes Lob von ihrem Professor für die so umfassend informierende Studie. Geld gabs auch. Aber: die Wohnung wurde zu klein. Nein, nicht an Quadratmetern, mehr so organisatorisch. So konzentrierte Haus-Arbeit zweier Leute - und die Vorstellung, dass da in absehbarer Zeit noch was Kleines krähen würde... Die jungen Leute überlegten, ob sie auf Wohnungs-

suche gehen sollten, was aber zunächst hieß: auf Geldsuche, - viel, sehr viel Geld. Und wenig, sehr wenig Sicherheiten für eventuelle Kreditgeber: Autor auf Berufssuche, Juristin als freie Mitarbeiterin an der Uni, - das finden Banken nicht so doll. Sie sprachen darüber nicht vor den Eltern, die vermutlich wenig Verständnis dafür gehabt hätten; für die war es wunderbar, dass da noch beide Töchter im Hause waren, ein Schwiegersohn und bald eine Enkeltochter.

21 Ein Lichtlein brennt,

Advent, Advent, erst eins, dann zwei, dann drei, dann vier, Weihnachten steht vor der Tür. *Also, Alleskieker, das ist doch ein ganz schlampiger Text! Wenn man sowas Süßes wie Lavinia in der Wiege liegen hat, sollte man schon ein bisschen genauere Liedertexte abliefern. Wieso?, die versteht doch erstmal gar nix, da kann man doch ruhig noch ein bisschen schlampig sein. Für die ist doch auch die erste Adventskerze nichts als ein kleiner Schein - oder ein großer Schein. Sie kann doch noch nicht einmal ihre Freude kundtun.*

Ferdinand und Susanne erwarten fast stündlich Lavinias erstes Lächeln. Es wäre so wunderbar gewesen, wenn sie heute, zum 1. Advent, nachmittags bei Kaffee und Stolle im Schein der ersten Kerze zum ersten Mal ihr Lächeln gelächelt hätte. Allzu oft in den letzten Tagen glaubten die Eltern, es schon zu erkennen. Aber nein, das war dann doch noch kein Lächeln, das war nur ein Ausprobieren der Gesichtszüge. Susanne gab schon wieder ihren Ängsten nach: „Fips, was ist, wenn die Süße niemals lächeln wird? Wenn ihr Lächel-Gen unterentwickelt bleibt oder ganz ausfällt?“ Ferdinand war unerwartet grimmig: „Muss ich mich wirklich mit jedem Quatsch, den du rauslässt, beschäftigen?“ Susanne war denn doch sehr erstaunt: „Fips?, was ist mit dir? Möge dir das Wort ‚Quatsch‘ im Rachen gefrieren. Mögest du um Himmelswillen Recht behalten! Nicht auszudenken, wie du für diesen Satz leiden wirst, wenn sie wirklich ein Leben lang nicht lächelt...“ „In welchem Semester hast du eigentlich Erpressen gelernt?“ „Was?“ „Gibts dafür ein dickes Lehrbuch?“ Susanne verstand nicht, packte es aber in Aggressivität: „Nichtakademiker sollten das Maul halten bei Sachen, die sie nicht verstehen!“ „Ich will nicht über deine absurden Spekulationen nachdenken! Ich will es einfach nicht! Lavinia wird lächeln, und wir werden uns wahnsinnig freuen! Ich kann und will nicht darüber nachdenken, was ist, wenn nicht! Dazu ist mir mein Gripskasten zu schade! Den du zuweilen ganz schön schlimm strapazierst.“ „Lass uns rausgehen. Lavinias

Ohr ist mir zu schade für solche saublöden Streitereien.“ „Die schläft doch!“ „Die soll sowas Böses, wie du es sagst, nicht einmal im Schlaf hören!“ Sie ging raus. Ferdinand folgte und wollte die Tür nicht gerade leise zumachen. Sie fing die rauschende Tür ab und schloss sie superbetont leise. Besorgte Weiber-Mütter können sowas mit ganz schön provokanten Gesten vorführen.

Ferdinand legte wieder los: „Kannst du auch nur entfernt nachvollziehen, was mich so aufregt, wenn du solchen Quatsch produzierst über das Lächel-Gen unserer Tochter?“ „Das kann ich nicht. Ich habe diesen süßen Körper neun Monate mit mir herumgeschleppt, ich war sehr aufmerksam, dass ihr nichts passiert. Und nun lächelt sie nicht.“ Verkniffen schnaubte Ferdinand: „Nimm den letzten Satz zurück!“ „Warum?“ „Sie wird lächeln!“ „Ich kann den Satz zurücknehmen, wenn sies tut. Solange kann ich sagen: Sie lächelt nicht.“ „Einser-Jura-Assessorin kann auch eine Landplage sein, wie die Hornissen in Afrika.“ „Das sind Grillen!“ „Heuschrecken!“ „Sag doch nicht Hornissen, wenn du Heuschrecken meinst! Und du hast gefälligst glücklich zu sein, dass sie dich nicht plagen. Manchmal wünschte ichs dir.“ „Du bist reizend!“ „Das weiß ich. Ich kündige!“ „Ich auch! Ich kann so nicht weiterleben!“ „Jetzt mach nicht auf Sensibelchen. Das bisschen Schreiberei, das du produzierst, gibt dir kein Recht dazu!“ „Ich zieh einfach aus!“ „Tus doch!“

Aus der angelehnten Küchentür trat die Mutter auf den Flur: „Sagt mal: Habt ihr noch alle Speichen im Rad? Ihr könnt euch streiten über die vollen Windeln eurer Tochter. Und dass sie stinken. Und dass sie schreit. Aber doch nicht über ihr Lächeln.“ Susanne beharrte verbiestert: „Sie lächelt ja nicht!“ Die Mutter wurde einigermaßen energisch: „Susanne, jetzt hör auf! Neun Monate hast du sie getragen, in Würde und Schmerz und Freude und Hoffnung. Jetzt wirst du wohl noch die Woche warten können, bis sie lächelt! Und wenn es zehn Wochen sind! Es ist so völlig absurd, dass junge Eltern sich über das erste Lächeln oder Nicht-Lächeln der Tochter raufen! Ich seh unseren Vater darüber schmunzeln. Oder nein: herzlich laut lachen.“ Plötzlich nachdenklich fügte sie an: „Sein Lachen fehlt mir... Sein Lächeln.“

cheln auch...“ Nach kurzer Pause fragte sie noch: „Hätte ich ihn popeln lassen sollen?“ „Was?“ fragten Susanne und Ferdinand fast gleichzeitig. „Er hat mir mal gesagt, wenn er Witwer würde, was ja bei unserem Altersunterschied eher unwahrscheinlich war, würde er rülpsen und popeln können nach Herzenslust. Ich fand das gar nicht schön. Aber jetzt ist da in mir so ein bisschen Reue...“ Susanne umarmte sie: „Mom...!“

Aus der Küche pfiff der Teekessel. Susannenmutter ordnete an: „Ferdinand, zünd das erste Kerzerl an, Susanne schneid den ersten Stollen auf. Ich brühe den Kaffee.“ Susanne protestierte: „Nein, ich setz mich nicht mit dem an einen Tisch!“ „Susanne!“ Mutters Ausruf der Empörung war wohl zu laut: Lavinia fing an, leise zu quäken. „Jetzt habt ihr sie aufgeweckt!“ sagte eine wieder sehr mit der Mutter-Tour operierende Susanne. „Ich hab gar nichts gehört!“ sagte die Mutter. „Ich auch nicht.“ sagte Ferdinand. „Weil ihr keine Mutter-Ohren habt,“ sagte Susanne in der vorwurfsvollen Art der jungen Mütter und verschwand im Schlafzimmer. Ferdinand sagte voller Anerkennung: „Sie hat wirklich unfassbar gute Ohren. Die hört das Mädchen quieken, bevor es überhaupt Luft zum Quieken geholt hat.“ „Verliebter Affe,“ sagte die Mutter liebevoll und ging in die Küche, „zünd die Kerze an und schneid die Stolle! Wir können nicht über eurem Streit den Ersten Advent sausen lassen.“

Aber es dauerte. Mutter und Schwiegersohn saßen da, der Kaffee duftete, wurde aber noch nicht getrunken, der Stollen duftete auch, nicht ganz so stark wie der Prodomo, wurde aber noch nicht gegessen. „Wo ist eigentlich Liliane?“ fragte Ferdinand. Die Mutter antwortete nachlässig: „Wahrscheinlich in Ischl oder auch nicht. Sie lebt ihr Leben, darf sie, sie ist volljährig.“ Dann ging die Mutter zum Schlafzimmer, öffnete die Tür und sagte: „Würdest du bitte kommen?! Wenn du es Ferdinand zuliebe nicht kannst, dann komm wenigstens meinetwegen. Es beginnt die erste Adventszeit ohne meinen Mann.“ Sie sagte nicht ‚ohne den Vater‘.

Dann saßen sie zu viert um den Tisch, und es gab Kaffee und Stolle, und Susanne meinte: „Wir müssen die Kleine dann mal in meinen Kinder-

stuhl setzen.“ Die Mutter erwiderte: „Wir müssen noch eine ganze Weile nichts dergleichen. Noch ein paar Wochen wird sie beim Essen rumgereicht, oder sie schläft sowieso. Später werde ich dann deinen alten Kinderstuhl vom Boden holen. Fips und ich haben keine Milch im Busen, aber es wird uns eine Freude sein, sie im Arm zu halten.“ „Stolle ist gut.“ „Hopffisterei.“ Norddeutschen, die München nur vom Hotelzimmer her kennen, sei mitgeteilt, dass in den zahlreichen Filialen der Hopffisterei - ‚Pfister‘ ist der auf lateinisch: ‚pistor‘ zurückgehende bayerische ‚Bäcker‘ - ausschließlich Backwaren mit ökologisch sauberen Zutaten verkauft werden. Man schmeckts.

Als Ferdinand Lavinia auf dem Arm hatte, fing er an: „Lavinia, das ist Stolle, das Schwarze hier ist Kaffee, das Weiße ist Milch, und siehst du das Lichtlein da? Der Anfang einer ganz bestimmten Zeit: Advent. Vier Wochen lang marschieren wir auf den Heiligabend zu. Jeden Sonntag zünden wir eine Kerze mehr an. Verstehst du?“ Mit einiger Phantasie konnte man in Lavinias Miene zu lesen glauben, dass sie alles verstehe, - nein, in Wirklichkeit verstand sie natürlich gar nichts. Susanne musste lachen: „Fips, du wirst ihr gleich noch das A-B-C beibringen.“ „Das werde ich nicht. Für wen hältst du mich?“ „Für einen grundguten Vater...“ Da meinte die Mutter: „Komplimente schmeißen ist doch was besseres als solch ein Streitquatsch übers Lächel-Gen der heißgeliebten Tochter! Nein, also...“ Ferdinand erklärte noch: „Wir haben uns vorgenommen, mit Lavinia von Anfang an in einem einigermaßen erwachsenen Ton zu sprechen, jedes Kinderblubbern zu vermeiden.“ „Ja, ist ja gut,“ sagte Susanne, „machen wir ja auch. Aber manchmal ist so ein albernes Blubbern auch was sehr Schönes.“ Der Mutter fiel ein: „Ach, ich hab ja was vergessen. Wartet.“ Sie ging raus.

Nein, zwischen Ferdinand und Susanne war noch nicht wieder alles in Ordnung. Sie schauten einander nicht an, blieben stumm, aßen und tranken verkniffen, kein Versöhnungslächeln. Adventsfrost - nicht so schön...

Die Mutter kam wieder mit einem Herrenhemd: „Das gammelt seit dem Umzug bei mir im Schrank, ganz hinten drin, gehört wohl Ferdinand, ist aber oben an der Knopfleiste zerrissen. Soll ichs wegschmeißen?“ Susanne

riss es ihr aus der Hand und roch daran: „Um Gottes Willen! Mama! Dieses Hemd kittet unsere Liebe bis in alle Ewigkeit! Lavinia, ohne dieses Hemd gäbe es dich nicht! Wie wir das nur drüben vergessen konnten. Und die Mama grinst sich eins, weil sie ganz genau weiß, was das für ein Hemd ist. Der Heilige Rock unserer Liebe, wenn ich mal so gotteslästerlich reden darf. Ferdinand, riech dran, Lavinia, du auch, der Duft deines Vaters!“

„Es gibt Leute,“ fing die Mutter an, „die zünden am ersten Advent alle vier Kerzen an, am zweiten drei, am dritten zwei und am letzten Advent nur noch eine. Sie wollen mit den abnehmenden Längen der Tageszeiten konform gehen. Aber ich weiß nicht...“ „Nee, sowas Gegenläufiges zur Länge der Tage von einer Kerze bis vier Kerzen ist doch was Schönes,“ sagte Ferdinand und verschob seine Arme: „Ich meine mit gegenläufig: Da werden die Tage immer noch kürzer, die Nächte immer noch länger, aber wir machen schon immer mehr Licht, bis zur Wintersonnenwende. Nein, finde ich besser. Lavinia, was meinst du?“ Lavinia auf seinem Schoß machte mit den Armen Weltraumruderbewegungen. Susanne wollte wissen: „Haben wir eigentlich eine lange Adventszeit dies Jahr? Weiß ich noch: als Kind fand ich das nicht so doll, dass die Adventszeit manchmal ganz kurz war, hat man so wenig Zeit für die Vorfreude.“ Ferdinand wusste: „Dies Jahr 27 Tage, nächstes Jahr noch einen Tag länger, 28 Tage, übernächstes Jahr nur 22 Tage.“ „Katastrophall!“ sagte Susanne, „Lavinia, müssen wir ganz fest zusammenhalten übernächstes Jahr. Mama, wird die mal meine Freundin?“ „Das denke ich schon, wenn du das mit der Erziehung einigermaßen hinkriegst. Aber erwarte keine Dankbarkeit von Lavinia, wenn sie 18 ist.“ „Abwarten,“ sagte Susanne, „nein, Dankbarkeit vielleicht nicht, aber vielleicht Vertrauen, Zuwendung...“ Die Mutter fragte: „Bin ich denn deine Freundin?“ „Ja,“ bekannte Susanne ohne Zögern, „manchmal ein bisschen dominant, aber immer liebevoll, vor allem: verlässlich.“

Wenn Zweie sich gestritten haben, dann ist das Zubettgehen immer einigermaßen schwierig. *Geneigter Leser* kennt ja nun Ferdinand und Susanne ziemlich gut und weiß: zu faulen Versöhnungskompromissen ist kei-

ner von Beiden so schnell bereit. Aber da gab es andererseits ein ungeschriebenes Gesetz: Niemals unversöhnt Seite an Seite einschlafen! Nun also: da stand Susannes Hysterie mit dem vielleicht beschädigten Lächel-Gen ihrer Tochter gegen Ferdinands reichlich unsensibles ‚Quatsch‘. Sie sprachen zunächst kein Wort, auch nicht, als die Lampen ausgeknipst waren. Dann redete vorsichtiger Ferdinand leise los: „Wenn ich jetzt meine Zehen ganz vorsichtig unter deine Bettdecke stecken dürfte, dann suche ich Hautkontakt, sogenannten Extremitäten-Hautkontakt... Versöhnt bin ich mit deiner Lavinia-Lächel-Gen-Hysterie deshalb aber nicht.“ Und Susanne erwiderte, ein bisschen weniger spitz als am Nachmittag: „Ich bin nicht sicher, ob ich den Zehen von einem, der meine große Sorge einfach Quatsch nennt, Bettdecken-Einlass gewähren ka- HmMMM, die sind aber schön warm...“ grunzte Susanne und schlief fast umgehend ein.

Es war da die Rede von Liliane. Wo war sie denn, an diesem ersten Advent ohne Vater? Keiner der Vier am Stollentisch wusste es genau. Sie war in Bad Ischl, in guter Harmonie mit Kim. Aber bis es dazu kam... Sie hatte doch im vergangenen Winter bei höchstem Schnee ihren Kim in Bad Ischl angerufen und auf dem Handy Schluss gemacht. Und auf die 20 Männer verwiesen, die sie noch ausprobieren wollte. Sie lebte nach diesem Schluss-Schuss ein ziemlich exzessives Leben durch einen wüsten oder wüst scheinenden Frühling mit vielen Hilites (Highlights), so nennt man das ja wohl, kannte alle angesagten Bars und Discos, tanzte von prominenter Einladung zu prominenter Einladung, hatte massenhaft Verehrer, aber wenn es dann mal zum Küssen kommen sollte, dann hätte sie sie am liebsten angespuckt. Nein, die waren ja nicht wirklich dreckig, sondern einfach unküssbar. Sie spürte ihre Mannsbilder-Gier, die Solotänzerin der Staatsoper zu vernaschen, zu wissen, wie sie im Bett ist, davon gegebenenfalls hinter vorgehaltener Hand, aber eben doch: zu künden, ihre Eroberung sich an die Fahne zu heften. Ach, was waren die oft lustig, zum Abgewöhnen entsetzlich! Oder beim Tanzen: Liliane hätte sich so sehr gewünscht, dass da einer seine Un-

fähigkeit, mit der anmutigen Ballerina einigermaßen Schritt zu halten, zur Schau gestellt hätte, unbeholfen, aber ehrlich. Aber nein: alle strengten sich wahnsinnig an, hopsten wie die Ureinwohner der Eiszeit um sie herum, wollten zeigen, was für dolle Tänzer sie sind. Partner? Nix da! Sie sehnte sich nach Schwächeanfällen und kriegte nur völlig uncharmanten Gestampfe serviert, wobei ihr mehrmals sehr empfindlich auf die Füße getreten wurde. Wie oft hat sie mitten im Tanz das Parkett verlassen, weil sie nicht mehr wollte, nicht mehr konnte. Und dann wollten die Herren immer wissen, warum sie denn so plötzlich aufhöre. Und die Antwort „Weil du ein so gottverdammter Scheißtänzer bist!“ ist ihr mehr als einmal rausgerutscht.

Kein Wunder, dass das Discofieber mit anbrechendem Sommer allmählich verschwand. Aber es stellte sich leider nicht so bald ein Ersatz ein. Es dauerte, bis ihr langsam dämmerte: Mir fehlt ein Partner... Ja, der fehlt in allen Belangen! Vom Handkuss bis zum Sex. Kim? Nein! Der will mich ins Kindbett zwingen. Ich will Pirouetten drehen!

Irgendwann gingen die Theaterferien zu Ende. Liliane war nicht unglücklich darüber. Sie brauchte Ballettsaal und Bühne, um Pirouetten drehen zu können. Sie hatte einen Urlaub in der Wüste hinter sich mit Rotem Meer und Swimming-Pool, in dem aus Einsamkeit schließlich Langeweile wurde. Dann endlich: Erster Arbeitstag in der Staatsoper. Welche ehemaligen Mitglieder des corps de ballett gammeln da rum? Ingrid und Kim, Kim schöner und liebenswürdiger denn je. Ingrid war mit Kim bei seinen Eltern gewesen und hatte diesen Besuch in der ehemaligen Arbeitgeberoper vorgeschlagen, wollte Liliane provozieren, schmiegte sich an Kim. Liliane registrierte diese Absichtlichkeit genau. Small talk, alle denn doch beachtlichen Spannungen elegant umschiffend. Ingrid und Kim mussten am Abend noch wegfahren, hätten Konventionalstrafe zu zahlen, wenn sie nicht pünktlich morgen früh in ihren Theatern waren. „Gehen wir doch in die Kantine.“ Kim ist an die Wiener Staatsoper engagiert? Ach nein? Ingrid bleibt in Graz, ach ja... Und Susanne wird wohl in allernächster Zeit entbinden, ach ja, ach nein.... Und Lilianes Vater gehe es gar nicht gut, im Krankenhaus, lebensge-

fährlich. Wunderbar, wie zart und doch ganz realistisch Kim seine Anteilnahme ausdrückte: „Ein Vater schützt. So früh den Vater zu verlieren... Wenn du ihn verlierst, steht das Burgtor offen, weil sie den Sarg raustragen. Zeige Trauer und sei wachsam.“

Es war viel Gewimmel auf Gängen und in Treppenhäusern. Liliane sorgte dafür, dass Ingrid zwei Schritte vorausging und machte deren Provokationsplan radikal kaputt, verkehrte ihn ins Gegenteil: Plötzlich griff sie Kim fest am Handgelenk und zog ihn durch eine Tür in einen dunklen Raum, sich nicht weiter um Ingrid kümmernd.

22 Die Einsamen - Ingrid, Alfredo...

Ingrid war beinah in der gleichen Situation wie seinerzeit Susanne, als man ihr den Ferdinand auf dem Bahnhofsvorplatz klaute. Kim war verschwunden, unauffindbar, dabei kannte Ingrid das Haus doch von früher recht gut. Sie stöberte in allen Ecken, die ihr als Versteck denkbar schienen, und war sehr einsam, ging dann bald zum Bahnhof, sicher, dass Kim zum Zug kommen würde, den sie bis Salzburg gemeinsam benutzen wollten. Zugleich ein bisschen unsicher, dass er sie sausen lassen könnte. Und so war es: Kein Kim am Zug. Ingrid fuhr nach Graz, die Konventionalstrafe konnte sie sich nicht leisten. Heulen musste sie, zugleich sich schrecklich ärgern, dass ihre Provokation so vollkommen verunglückt war. Diese Liliane war eine entsetzliche Nervensäge und Zerstörerin!

Kim hat nie herausgefunden, in welche Stoffballen er da mit Liliane gesunken war. Es war dunkel - nur Licht von der Straße durch hohe Fenster - und schön: „Mit dir ist es so viel schöner als mit Ingrid.“ „Das ist aber fein, dass du sowas mal sagst. Manchmal stehle ich mich hier rein und schlafe eine halbe Stunde. Wenn die Tür nicht verschlossen ist. Wann fahren Züge von Wien nach Bad Ischl?“ „Immerzu. Aber ich muss heute noch weg. Letzte Verbindung in einer halben Stunde.“ „Ich bringe dich zum Bahnhof.“ Sie war eine so schöne, elegante, sehr junge Frau, die ihren Kim zum Bahnhof brachte, in der Kaufinger- und Neuhauserstraße kräftig ausschreitend, auf Stöckelschuhen als seien es Turnschuhe, ihre Häckelein berührten kaum das Pflaster. Nein, nicht durchs Stachus-Untergeschoss, konnte Liliane nicht leiden, oben, da rechts ist eine Ampel, um über die Straßenbahn-Geleise zu kommen.

„Was war mit deinen 20 Männern?“ wollte Kim denn doch wissen. „Nichts, hoffnungslos. Immer wenns ans Küssen gehen sollte, wollte ich sie einfach nur anspucken.“ Und dann das größte Kompliment: „Du bist ein Verwöhner, Kim.“ „Merks dir endlich...!“ sagte er, nicht arrogant, eher zärt-

lich und angenehm selbstbewusst. Und Liliane bat: „Gib mir noch einen, dass ichs ja nicht vergesse.“ Sie küssten und gingen dabei weiter, mit je einem Auge auf den Weg blinzeln. Die beidseitigen Telefonnummern waren bekannt. Die Geschichte von Lilane und Kim ist damit nicht zu Ende erzählt...

Am heutigen frühen Nachmittag erschien Alfredo mit einem Nusszopf. Die Mutter ging sofort in die Küche und setzte Kaffeewasser auf, schnitt noch ein paar Scheiben Stolle ab. So eine Kaffee- und Kuchen-Runde im mitteleuropäischen gemütlichen Zimmer in München-Obergiesing passt so gar nicht zu den Schrecken, mit denen Alfredo immer wieder Alarm schlug. Die Mutter jammerte ein bisschen: „Jetzt holt der Alfredo wieder diesen schrecklichen Katalog von Gräueln hervor.“ „Soll ich wirklich nicht darüber sprechen?“ fragte Alfredo beinahe erschrocken. „Doch,“ sagte Susanne, „Mama, wir müssen das wissen. Du auch.“ „Naja,“ sagte Susannemutter, „ich gehöre ja wohl dazu.“ Es wurde nicht ganz klar, ob sie die Kaffeerrunde meinte oder sich als Weltbürgerin fühlte. Alfredo fand sich bestätigt: „Die Schrecken sind das Ergebnis einer unerbittlichen islamistischen Strategie zur Eroberung der Welt. Man müsste mitmachen.“ „Was?“ fragte Ferdinand verwundert. „Naja,“ sagte Alfredo, „sie sind so erfolgreich. Und der Westen ist so armselig. Veranstaltet Groß-Alarm im August in New York aufgrund von Meldungen, die drei Jahre alt gewesen sein sollen. Es ist so absurd. Und für die gläubigen Islamisten ist eigentlich Alles so wahnsinnig einfach und naiv, die bevorstehende Eroberung der Welt zu verkünden. Dazu braucht es lächerlich wenig, aber eine Riesenportion unverschämter Selbstsicherheit und das Abwürgen jeglichen Zweifels. Und das doch wohl Schwerste für uns Gegenseite: Gespräch suchen und finden, Dialoge, um Einigkeiten ringen. Sie schreien: ‚Ihr liebt das Leben, wir lieben den Tod! Ich töte mich, indem ich euch töte, ich bin ein Geschoss!‘ So fliegen sie in Wolkenkratzer. Worüber und wie soll man da reden? Ihr Unrechtsbewusstsein ist vollkommen entgegengesetzt zu unserem. Sie sind nicht nur Selbstmörder, sondern auch Mör-

der, Assassinen: Ich ziehe in meinen Tod den Tod Hunderter oder Tausender anderer Menschen, die sich für unschuldig halten. Widerlicher Mix aus kriminellem Amok und Glaubensfanatismus. Auf die Anderen wartet im Jenseits irgendein Christenhimmel mit Jüngstem Gericht, gibts übrigens im Islam auch. Aber nicht für Selbstmordattentäter, auf die wartet das Paradies mit vielen Jungfrauen, Sex und Entjungferung im Hinterkopf, oder?“ Susanne wandte ein: „Was wartet eigentlich auf die Mädchen, die sich zu Selbstmordattentaten entschließen? Paradiesische Gigolos oder holde erfahrungslose Epheben-Knaben oder was?“

Es gibt übrigens ernsthafte Zweifel an der Jungfrauen-Theorie: Von Übersetzungsfehlern ist die Rede, als könnte es statt ‚Jungfrauen‘ ‚Trauben‘ heißen. Bei der Entstehung des Koran herrschte ein riesiges Sprachendurcheinander. Zeitgenössische wissenschaftliche Autoren, die so etwas entsetzlich Gotteslästerliches - wohlgemerkt: gotteslästerlich für die Islamisten - Leute, die so etwas behaupten, tarnen sich mit Pseudonymen, weil sie die Rache der Gotteseiferer fürchten. Die Verleger können sich nicht tarnen und leben deswegen in großer Angst, Salman Rushdie in schrecklicher Erinnerung. Ach, übrigens: die Geburt der Eva aus einer Rippe Adams dürfte auch so eine Legende aus falscher Übersetzung sein! Jedenfalls höchst vieldeutig...

Alfredo erklärte: „Nihilismus ist eine Philosophie unter vielen. Ich mag ihn nicht. Na und? Aber wenn er zum Diktator wird, wenn er die Seelen zum Selbstmord stimmt, wenn er überall billige und völlig unwirksame Rezepte verteilt, wie dem Elend in der Welt endgültig und zweifelsfrei beizukommen sei, - dann wird es sehr problematisch und vor allem: sehr gefährlich! Nihil - Nichts, ich Null, du Null, alle anderen Null, alles Null. Es gibt kein Morgen, keine Zukunft! Unser alter Nietzsche hustet da ein bisschen mit. Vernichtung, Ver-Bindestrich-Nichtung.“ Ferdinand merkte an: „Weit weit weit jenseits von unserer Wiege im Schlafzimmer und vor allem von dem, was darin liegt und in die Zukunft schläft.“ Und Alfredo fuhr fort: „Allah ist groß! Und

seine Gläubigen fürchten den Tod nicht. Wer wäre da zu schonen? Und wieso sollte man Christen-Menschen überhaupt schonen?“

Susanne wandte ein: „Alfredo, kann es sein, dass wir Quatsch reden?“ „Nein, wieso?“ „Weil nicht ein Satz, nicht ein Wort, das wir in der Sebaldustraße 6 wechseln, einen Mord verhindert, oder einen Mordversuch, eine Entführung. Alles, was wir reden, ändert nichts.“ „Das ist völlig richtig, Susanne. Unser Reden hier kann nur ein Anfang sein, eine Vorstufe. Aber doch eine, so scheint mir, ganz dringende Einführung und Einarbeitung in die Thematik. Wir brauchen Öffentlichkeit, Medien, Presse, ganzseitige Anzeigen, Demonstrationen. Ihr wisst, dass man den Islamgläubigen in Deutschland vorwirft, dass sie nicht demonstrieren gegen ihre fanatisierten, mörderischen Glaubensbrüder. Neulich haben sie getan, in Köln, mit dem bayerischen Innenminister mitten unter ihnen! Sind sie ansonsten zurückhaltend, weil sie mit den Fanatikern im tiefsten Herzen übereinstimmen? Ganz so einfach ist es wohl nicht. Wir können nicht auf der Straße spontan rumbalieren, mit Worten oder gar mit Waffen. Das war genau genommen der Irakkrieg im vorigen Jahr, der ja noch keineswegs zu Ende ist, der von Tag zu Tag böser wird, viel böser, als es der eigentliche Feldzug war. Wird schon irgendwie werden!, hat der Bush posaunt und auf dem Flugzeugträger das Kriegsende gefeiert. Nichts ist geworden bis jetzt! Wir drohen mit Waffen und schlagen zu, wir verhängen Sanktionen. Warum bombardieren wir die Islamisten nicht mit Gesprächsrunden, mit verbalen Fragen, mit statements? Warum sagen wir nicht: Heute kommt General Sowieso, morgen der Staatssekretär Sowieso, übermorgen der Außenminister. Übrigens macht Fischer da sowieso recht gute Figur. Und alle Westler stellen in den Gesprächsrunden Fragen, wollen wissen, wie das vielleicht mit Worten statt mit Waffen zu handhaben sei, wie die Grenzen abgesteckt werden könnten, wie weit der Eine gehen kann, wie weit der Andere, wo die großen Warnlichter blinken müssen, wie die Tabu-Grenzen verlaufen. Warum verachtet ihr die Frauen? Gegenfrage von arabischer Seite: Warum malt ihr Weibertitten und -ärsche auf Titelseiten und riesige Plakatwände? Für uns ist das genauso Frauen-

verachtung wie für euch unsere Burka? Nichts ist einfach. Wo bleibt die Liebe?...”

„Alfredo, an dir ist ein großer Redner verlorengegangen,“ sagte Susanne mit echter Bewunderung. „Ja,“ sagte er, „und ein winzig kleiner Ehemann ist da auch verloren gegangen. Guck mich an, sehe ich nicht einigermaßen jung aus, die korrekte Kleidung, der Scheitel. Und bin ein Witwer.“ Aus Susanne platzte es wieder raus: „Heirate Zoé!“ „Sie ist verschwunden.“ „Such sie. Sowas kann ein Botchaftsrat.“ Alfredo lächelte und schob ihr ein Handy hin: „Hier, schenke ich dir, das Neueste. Kannst du Fotos mit empfangen, und natürlich auch Fotos schießen und versenden. Ich schick dir dann mal ein Foto.“ „Was wird drauf sein? Zoé?“ „Sag ich natürlich nicht.“ „Wann?“ „Noch vor Weihnachten.“ „Danke,“ sagte Susanne.

„Ich soll also Zoé heiraten?“ in Alfredos Stimme war plötzlich eine Härte, ja Biestigkeit. Susanne machte einen Rückzieher: „Alfredo, dein ‚soll‘ brummt mir zu viel auf. Wer bin ich, dir das zu raten?“ Alfredos Stimme wurde noch einen Grad schärfer: „Du bist des Autors Ferdinand Honigmann Frau.“ Er holte das Exemplar des Buches hervor, das in der Tasche seiner ertrunkenen Frau im Isarwasser gelegen hatte, und knallte es auf den Tisch: „In diesem Buch kommt Zoé vor, nicht namentlich. Ferdinand, neulich hast du mir gesagt, die Stelle sollte gestrichen werden.“ „Ja, also -“ „Warum wurde sie nicht gestrichen?“ „Eine Schlamperei vom Lektorat des Verlages. Mir haben sie gesagt: das streichen wir, ich war einverstanden.“ „Du weißt, dass diese Schlamperei einen Selbstmord ausgelöst hat.“ Ferdinand steckte den Kopf in die Hände: „Erinnere mich nicht...“ Alfredo lenkte ein: „Ich muss dich entlasten, Ferdinand. Neulich hast du das Wort ‚nicht justitiabel‘ angeführt.“ „Das ist juristisch einwandfrei,“ sagte Susanne. „Ja,“ bestätigte Alfredo, „und noch etwas: Anna-Louise war seit jeher gefährdet. Sie wäre wohl nur zu retten gewesen, wenn ich kontinuierlich an ihrer Seite geblieben wäre - ich oder ein anderer. Mein Beruf als Diplomat war denkbar ungeeignet für den Ehemann von Anna-Louise. Aber das ist erst Gewissheit nach ihrem Tod in der Isar.“ „Der Wein, den sie mir ins Gesicht geschüttet hat, brennt wie-

der...“ „Vielleicht eine erträgliche Brandmarkung,“ sagte Alfredo. „Erträglich, ja...“ gestand Ferdinand.

„Ich bin also Witwer, du bist Ehemann und Vater. Warst du in Havanna treu? Ich war es nicht.“ „Ja,“ sagte Ferdinand eher verlegen, „treu ohne Einschränkung. Wir haben uns das zum Gesetz gemacht.“ „Kriegst du eine Vorbildfunktion für mich, die unsere Freundschaft sehr festigen wird.“ „Vorbildfunktion,“ sagte Ferdinand sehr nachdenklich, „wie verpflichtend. Aber dagegen kann ich mich ja wohl nicht wehren.“ „Ich bin sehr glücklich,“ sagte die Mutter unerwartet, „dass ich hier dazugehören darf. Nun wollen wir bloß alles richtig machen mit diesen Islambrüdern.“ Susanne fand mit kleinem Schmerz, dass ihre Mutter etwas betulich-ältlich wurde und sagte: „Ich glaube, wir müssen immer Islamisten sagen. Islambrüder können sehr ehrenhaft und schön sein. Die Fotos von den Islamisten machen mich oft schauern: diese Pubertätsmündchen, diese Lippen küssen nicht, nie. Und ich zweifle, dass sie überhaupt lächeln können. Und die fanatisierten Augen sehen doch nicht mehr die Wirklichkeit, sondern nur noch Feinde.“ Alfredo bestätigte: „Das Nichts lächelt nicht, nie.“ Susanne ergänzte: „Das Nichts brächte nie ein Gedicht zustande, nicht einmal eines über das Nichts.“ Ferdinand fragte: „War deine Frau, mit dem schönen Namen Anna-Louise, - war sie anstrengend?“ „Im Tode ist sie es, ja, sehr. Im Leben war sie nicht anstrengend, nein, sie konnte gut mit ihrer Not umgehen, bis hin zu der Frage, wieviel Verstellung und Schauspielerei dabei war.“ Ferdinand fragte: „Was willst du reden mit einem, der einen Bus mit Schulkindern in die Luft jagt - und das in vollem Bewusstsein, recht zu handeln? Was willst du mit dem reden, abgesehen davon, dass er wahrscheinlich tot ist?“

23 Der Brief aus Madrid

Gestern, um 17 Uhr 31 ging das Gespräch in der Sebaldusstraße in Giesing weiter. Alfredo war in einiger Verlegenheit, zu Ferdinands Frage nach dem Selbstmordattentäter, der einen Bus mit Schulkindern in die Luft jagt, Stellung zu nehmen: „Es gibt keine Eindeutigkeit beim Versuch, deine Frage zu beantworten. Ich kann nicht tolerant gegen ihn sein, denn er ist ein toter Mörder.“ Ferdinand zählte verbiestert auf: „Hinhalte-Taktik, auf Seiten des Westens, Eingeständnis der Niederlage, Hilflosigkeit, ganz schäbige Hilflosigkeit. Sie haben uns das Gesetz des Handelns aus der Hand gewunden.“ Die Mutter fragte: „Könnte nicht auch ein Gespräch im Gericht stattfinden?“ „Ja, das könnte,“ sagte Susanne, „aber bei allem, was da verhandelt wird, gehen wir aufs Glatteis.“ „Ich erinnere an Lale,“ sagte Ferdinand „wenn man Schlittschuhe anzieht, muss man nicht unbedingt stürzen.“ Alfredo meinte: „Bei allem, was ich vom Umgang mit Terroristen weiß, habe ich noch nie die Aufforderung eines Westlers gehört: ‚Erzähl von dir. Was macht deine Frau? Ist sie versichert? Hast du mehrere Frauen? Sind alle versichert? Was machen deine Kinder? Schickst du sie zur Schule? Bitte, tu das!‘“ „Aber so ein Diskurs setzt doch voraus,“ sagte Susanne, „dass es da eine Plattform gibt, einen minimalen Level, auf dem ihr kommunizieren könnt. Der Horror ist doch, wenn so eine Gesprächsbasis vollkommen ausfällt! Wenn der andere nur Bla-bla hört.“ „Erlaubt mir als homo politicus an den zwar arg strapazierten, aber immer wieder höchst brauchbaren Satz von Max Weber zu erinnern: ‚Politik bedeutet ein starkes, langsames Bohren von Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich.‘“

Da meldete sich Lavinia und damit endete das Gespräch, ohne an irgendein Ziel gelangt zu sein, - Schritte weiter, ja, vielleicht, aber doch immer noch ein Riesenberg ungelöster Probleme...

Heute morgen kam der Brief aus Madrid. An Ferdinand Honigmann, Sebaldustraße 6, München-Giesing, keine Postleitzahl, von Ramona. Wieso denn Ramona in Madrid? Susanne machte den Brief auf, verstand aber kaum ein Wort vom Inhalt, musste warten, bis Ferdinand aus der Stadt wiederkam. Geneigter Leser fragt möglicherweise: *Wer ist denn Ramona? Ramona hat bei Ferdinand in Havanna täglich saubergemacht und sich höllisch in ihn verliebt. Er aber blieb Susanne treu. So einfach war das. (Wars natürlich nicht, Ferdinands Treue war ein Wunderwerk.)*

„Wollen wir das in Zukunft immer so machen“ fragte er. „Was?“ „Dass der eine die Briefe an den anderen öffnet?“ „Ich bin dafür,“ sagte Susanne ohne Zögern. „Ich auch. Es schafft Vertrauen.“ „Was schreibt sie denn? Wieso ist sie in Madrid?“ Ferdinand erläuterte unter dem Lesen: „Sie ist verheiratet und schwanger, ob in dieser Reihenfolge oder umgekehrt, weiß ich nicht. Sie sind zu Besuch bei der etwas entfernten spanischen Verwandtschaft des Mannes. Die hat ihnen den Flug von Havanna und zurück bezahlt... Sie würden wahnsinnig gern nach München kommen, aber sie wissen nicht, wie sie die Tickets bezahlen sollten, darum können sie die Verwandten nicht auch noch bitten...“ „Hm,“ sagte Susanne, „den weiten Flug über den Atlantik schaffen sie, den Katzensprung dann von Madrid nach München, - naja, Katzensprung, aber sie sind doch immerhin schon in Europa. Was machen wir denn da? Ich möchte es ihr so gerne ermöglichen.“ „Sicherheitshalber hat sie eine Telefonnummer dazugeschrieben, eine Hoffnungsnummer. Sag mal?: keine Susanneneifersucht?“ „Nein, die Ramona hat dich wahnsinnig geliebt, vergeblich. Ich liebe dich auch wahnsinnig, nicht vergeblich, ich sollte ihr helfen. Können wir über Internet rauskriegen, was so ein Flug kostet? Gibt's da Billig-Flüge?“

Das kriegten sie raus: So um die 800 oder 900 Euro, für zwei Personen Naja, Billigflüge gibt es wohl auch, aber das ist ja dann immer so kompliziert mit den Daten. Mal sehen...

Es klingelte. Marion, ziemlich aufgeregt: „Ich bin schwanger.“ „Herzlichste Gratulation.“ „Von wegen...“ „Was ist denn?“ „Ich habe wahnsinnige

Angst!“ „Irgendein Grund?“ „Nein. Pure Angst.“ Ferdinand wusste Rat: „Die schaufeln wir weg, Mariönchen. Seit wann weißt du es denn?“ „Vorhin. Ich bin gleich zu euch. Was mache ich?“ Susanne meinte: „Was mache ich?“ fragt sie. Ein Kind kriegen, das ist doch wunderbar. Ich muss Lale anrufen, ob die auch schon so weit ist. Mit Ramona sind das dann drei.“ „Wer ist Ramona? Ach ja, aus deinem Buch: das Mädchen in Havanna. Die kriegt ein Kind von dir?“ fragte sie Ferdinand. „Nicht doch von Ferdinand!“ sagte Susanne, „von ihrem Mann. Sie sind in Madrid, und sie will so gerne herkommen, aber sie haben das Geld nicht. Aber eine Madrilerer Telefonnummer hat sie dazugeschrieben. Vielleicht hofft sie, dass wir das Geld haben.“ Ferdinand gab zu bedenken: „Aber wir kriegen das neue Bett, das haut in die Kasse.“ „Moment mal: Susanne, du zerbrichst dir den Kopf, wie du es deiner Nebenbuhlerin finanziell ermöglichen kannst, nach München zu fliegen?“ „Das ist keine Nebenbuhlerin. Sie war sehr wichtig für Ferdinand in Havanna, ohne sie wäre er ramdösig geworden.“ „Susanne, du bist wunderbar!“ erklärte ein strahlender Ferdinand. „Ich kenne da aber auch ganz andere Töne von dir,“ merkte Marion an. Aber Susanne blieb dabei: „Jetzt engagiere ich mich eben mal so rum. Mariönchen, du bist reich.“ „Wisst ihr, was das kostet?“ „Also so 900 Euro - höchstens.“ „So reich bin ich nicht. Da wären meine Eltern zuständig.“ „Frag sie.“ „Also, ich komme hierher, weil mir meine Schwangerschaft Kopfzerbrechen macht. Und dann werde ich wegen einer mir gänzlich unbekanntem Ramona -“ „Sie wird dir gefallen,“ sagte Susanne. Aber Marion war nicht fertig: „Da werde ich ganz beachtlich angepumpt, samt Familie, - wegen Ramonas Flug von Madrid nach München. Wie find ich denn das?“ Susanne meinte: „Der Rückflug müsste allerdings dabeisein.“ Und ergänzte listig: „Wir können uns natürlich auch des Längeren und Breiteren über deine Schwangerschaft unterhalten.“ Sofort reagierte Marion, wie von Susanne beabsichtigt, ziemlich heftig: „Nein, von der will ich im Moment noch gar nicht so viel wissen. Baby wird natürlich geliebt, aber... Ferdinand, was hast du zu meiner Angst vor dem Kinderkriegen gesagt?“ „Die schaufeln wir weg, Mariönchen,‘ habe ich gesagt.“ „Wenn ich dich da beim Wort nehmen kann, dann rede ich mit meinen Eltern.“ Susanne um-

armte und küsste sie: „Es kommt Liebenden zugute, Marion. Es ist Alles eine Frage der Liebe. Was sagt Mark zum Baby?“ „Freut sich wahnsinnig. Ich hab ihn angerufen. Aber für meine Ängste hatte er wenig Zeit.“ „Er ist aber kein Mänerschwein?“ fragte Susanne skeptisch. Marion war eher entrüstet: „Nein, was?, - überhaupt nicht! Ein Liebender ist er - geworden. Ich erpresse meine Mutter mit dem Klempner.“ „Das tust du nicht.“ „Nein. Ihr kriegt Nachricht.“ „Danke, du Schatz!“

Es wunderte Marion etwas, wie schnell die Mutter bereit war, mit dem Vater zu sprechen - unter vier Augen. Es wunderte sie auch, dass die Mutter die doch Spuren komplizierte Sache mit Ferdinand Honigmanns kubanischer Ramona und Ihrem Flug von Madrid nach München und zurück samt Ehemann ziemlich rasch verstand. „Kriegst Nachricht, wenn ich was geschafft habe.“ „Danke, du Schatz,“ sagte Marion und schrieb ihr auf ein Zettelchen Susannes Telefonnummer.

Marionmutter ging rüber zu ihrem Mann, der sich im Wohnhaus in Harlaching ein kleines Büro eingerichtet hatte. Sie platzte gleich mit ihrer Frage herein: „Was ist dir ein Geständnis von mir wert?“ „Ich soll dir ein Geständnis abkaufen?“ „Ja, bitte...“ „Und wenn ich nicht zugreife?“ „Dann gestehe ich nicht.“ „Klingt ein bisschen seltsam. Was soll ich denn zahlen?“ „Den Flug für Ferdinands kubanische Freundin und ihren Mann von Madrid nach München und zurück.“ „Bleibt seltsam. Kostenpunkt?“ „Höchstens 900 Euro.“ „Hm,“ musste Herr Maienkammer da erstmal machen. Sie bettelte: „Ich bitte dich sehr herzlich zu zahlen, denn das quält mich schrecklich. Ich will es loswerden, ich muss es loswerden.“ „Ich habe nichts bemerkt.“ „Nein, es war ja auch nichts. Doch, es war was, ganz eindeutig und... Zahlst du?“ „Ja.“ „Dann muss ich jetzt gestehen.“ „Wird das ein sehr persönliches Geständnis?“ „Sehr persönlich und - ein bisschen - eklig vielleicht... Nein, gar nicht eklig, nur... Es belastet mich, seit es passiert ist, sehr.“ „Wenn ich es nun nicht hören will?“ „Du willst vom Kauf zurücktreten?“ „Ja also... Nein, du siehst so unglücklich aus, Frau Maienkammer, ich muss zahlen.“ „Dann muss ich gestehen: - Es fällt mir wahnsinnig schwer. Schwerer, als ich ge-

dacht habe... Ich - habe - dich -“ Herr Maienkammer wollte sie erlösen und sagte schnell: „Dir sind die Wechseljahre durchgegangen.“ Über die Maßen erleichtert reagierte Marions Mutter: „Der Satz ist wunderbar und trifft genau.“ „Wollen wirs dabei belassen?“ „Wenn das einschließt, dass du mir verzeihst.“ „Das schließt es ein, meine ja denn doch sehr geliebte Frau Maienkammer.“ Er stand auf, sie trat zu ihm und sie umarmten einander wie zwei alte Bierwagenrösser nach langen langen Touren des Bierausfahrens, - naja, also die Metapher mit der Umarmung alter Bierrösser ist wohl doch zu weit hergeholt, wir sagen es so: Sie umarmten einander mit einer alten Liebe, wie sie ein junges Paar noch gar nicht zustandebrächte. Noch in der Umarmung griff sie nach dem Telefonhörer, fieselte den Zettel raus und rief Susanne an: „Sagt euren Kubanern, sie sollen angefliegen kommen. Mein Göttergatte zahlt alles. Ihr arrangiert das mit den Tickets und so weiter. Und wir möchten das Pärchen zu einem Abendessen hier sehen.“ Susanne freute sich sehr: „O, Frau Maienkammer, das ist ja wunderbar. Aber die sprechen nur spanisch.“ „Ihr kommt natürlich dazu, Ferdinand dolmetscht, Marion und Mark auch. Wir feiern die Liebe!“

So geschah es. Ferdinand rief Ramona in Madrid an. Susanne hörte in einiger Entfernung ihren lauten Freudenjuchzer im Telefon und ihren spanischen Redeschwall. Ferdinand vereinbarte das vorerst Notwendige und legte auf: „Freut sich wahnsinnig.“ Susanne räsionierte: „Das ist kein Wunder, wir sind ja auch sehr liebe Menschen!...“ „Sie sagt, sie liebe mich nicht mehr, aber das stimmt wohl so simpel nicht. Sie will uns wahninnig gerne sehen.“ „Ich krieg gleich Gewissensbisse, ob ich mir da eine Laus in den Pelz gesetzt habe.“ „Bitte keinen Rückzieher.“ „Nein nein, ich bleibe bei meiner Liebeshaltung. Sie hat dir das Leben gerettet.“ „Ja, ja - viel dazu getan jedenfalls... Kommen gleich Erinnerungen hoch, teilweise doch auch sehr böse...“ Susanne küsste ihn zärtlich: „Lass das, Fips, es ist gelaufen, du verdienst Geld damit.“ „Ja... ja doch wunderbar!... Wir müssen ihr das Buch schenken. Haben wir noch Exemplare?“ „Ich habs nicht so furchtbar gern, wenn du mich Dinge fragst, wo nur du Bescheid weißt.“ „Ja, entschuldige, ich muss nach-

schauen.“ Es kostete noch ein paar Telefonate, bis alles lief: Maienkammer bat um Einschaltung seines Stammreisebüros, Tickets wurden bereitgelegt am Flughafen Madrid-Barajas, Ramona und Ehegatte bekamen Bescheid. Asta la vista!...

Stilles Frühstück in der Sebaldusstraße 6: Susanne, ihre Mutter, Lavinia friedlich auf Susannes Schoß. Die Mutter sagte: „Wenn ihr aufhört, mich zu lieben, werde ich eine ganz eklige alte Kratzbürste und sterbe umgehend.“ Susanne fragte sehr erstaunt: „Wie kommst du auf den saublöden Gedanken, dass wir aufhören könnten, dich zu lieben?“ „Na ja...“ Nach einer Weile sagte sie: „Weißt du, was er gesagt hat, kurz bevor er dann doch ins Krankenhaus musste?: ‚An dem Tag, an dem ich sterben werde, wird eine Süddeutsche erscheinen, die ich nicht mehr lesen kann...‘ Dass der Mensch immer essen muss, egal, ob einer stirbt oder einer geboren wird. Immer Frühstück...“ Sie goss aus einer Papiertüte einen Schwupps kalte Milch in ihren heißen Kaffee: „Da stirbt einer, und in den Molkereien drucken sie ungerührt weiterhin das Verfallsdatum auf die Milchtüten, Tage, die er gar nicht mehr erleben wird, an denen er tot ist und bleibt. Die Amis hatten den wunderbaren Satz: ‚Drive carefully, death is so permanent.‘“ „Kenne ich nicht.“ „Bist ja auch kein Amibraut mehr gewesen.“ „Warst du denn eine?“ „Nein, aber die Kaserne war um die Ecke...“

Nach einer Pause sagte sie: „In meiner Erinnerung hatten deines Vaters tote Augen gar keine Farbe mehr. Kann denn das sein?“ „Ich weiß es nicht, mein Umgang mit Toten ist sehr dürftig. Ich war gerade Mutter geworden und habe dich allein gelassen, macht mir immer noch Sorgen.“ „Bitte, Susanne: schmeiß diese Sorgen weg! Dass dein Vater dieses Haus verlässt - für immer. Und du drei Tage nach seinem Tod mit dieser Süßmadam hier reinkommst - es waren riesige Emotionslasten. Ich musste immer in meine Tränen hineinlächeln, und in mein Lächeln heulen...“ „Wann wird meine Süßmadam lächeln?“ „Rechtzeitig, glaube mir. Ich hatte meinen Arm unter seiner Schulter, als er noch lebte; als er tot war, zog ich ihn weg... Und ich habe keinen Todeskampf bemerkt. Gabs keinen?“ „Alles, was ich von Papas

Tod weiß, klingt sehr sehr herzensfriedlich. Wenn es so war, warum solltest du zweifeln?“ „In seinen letzten Sekunden ist jeder allein.“ „Ja - nein, wir wissen es nicht, er kann auch den Arm seiner geliebten Frau unter seiner Schulter gespürt haben, als Letztes...“

24 Durch Bad Ischl fließt die Traun

Lavinia gab ein Morgenkonzert, irgend etwas war ihr gründlich zuwider. Susanne und Ferdinand versuchten, sie zu beruhigen, aber im Augenblick schienen sie alle derartigen Versuche noch mehr aufzuregen. Da hämmerte mal wieder der Nachbar an die Wand. Das hätte er nicht tun sollen.

Susanne gab den Schreihals ihrem Fips auf den Arm und ging rüber und klingelte. Nein, Susanne wartete nicht, bis der Nachbar aufmachte, sondern hämmerte mit der Faust gegen seine Wohnungstür. Der machte dementsprechend wütend auf: „Was wollen Sie denn noch?“ Susanne wollte antworten, als aus der Wohnung noch eine gewaltige Protestlawine Lavinias zu hören war. „Moment,“ sagte sie, schlüpfte in die Wohnung und holte Lavinia, setzte sie auf ihre Hüfte und erschien wieder beim Nachbarn. „Also,“ sagte der. Susanne säuselte das Blaue vom Himmel herunter: „Ich möchte meine Winztochter mit Ihnen bekannt machen. Siehst du, Laviniaschätzchen, das ist unser Nachbar, der Herr Klopfen.“ „Ich heiße Ottermann.“ „Er freut sich so, wenn du mal schreist, dass er vor Freude an der Wand hochspringt und klopft. Wie gefällt er dir?“ Der Nachbar wusste nicht so recht, was er sagen sollte: „Jetzt schreit sie ja gar nicht.“ „Sie freut sich so, Sie zu sehen. Jaaaa, das ist der Onkel Klopfen von nebenan. Tschüsschen!“ „Moment, ich werde Sie verklagen!“ Susanne sprach weiterhin mit Lavinia: „Er will uns verklagen, hast du das gehört? Das sollte er sich überlegen. Ich bin eine Einser-Juristin, die zu verklagen soooo gefährlich und teuer ist.“ „Sie schlagen Ihr Kind und quälen es, damit es schreit und uns belästigt.“ Susanne drehte sich um und rief zu ihrer Wohnungstür: „Fihips!“ Ferdinand kam sehr schnell: „Was ist?“ In Susannes Stimme kam nun die bekannte Schärfe: „Würden Sie bitte Ihren letzten Satz wiederholen, Herr Ottermann, ich brauche dafür einen Zeugen vor Gericht.“ Der Nachbar wusste nicht, wie ihm geschah und wollte mit einem „Ach!...“ die Wohnungstür zuschlagen. Aber Susanne hatte doch tatsächlich schon einen Fuß in der Tür und schrie:

„Aua!“ Aber offensichtlich übertrieben, denn sie sprudelte weiter: „Das ist grobe Handgreiflichkeit gegen meinen Fuß und erhöht Ihre Strafe um drei Jahre.“ „Hören Sie mal: Ich will Sie verklagen!“ „Nein, erst verklage ich Sie wegen Körperverletzung und übler Nachrede, dann sehen wir weiter. Oder ich ziehe meinen Fuß aus Ihrer Wohnung und Sie schließen die Tür gesittet und leise, dann sehen wir uns nicht vor Gericht, das nennt ich einen vorgerichtlichen Vergleich. Und wenn Lavinia mal wieder schreit, dann packen Sie Ihre Wut nicht in Ihre Fäuste, sondern lassen sie im Bauch, und haben Sie Mitleid mit uns. Keiner freut sich, wenn sie schreit. Hören Sie auf Ihre Frau. Mein Fuß ist schon wieder im Treppenhaus.“ Der Nachbar wollte die Tür zu knallen, da sagte Ferdinand ziemlich laut: „Herr Ottermann, meine Frau ist Einser-Juristin!..“ Aus der Wohnung kam Frau Ottermann, schob ihren Mann beiseite und sagte: „Lass mich das machen, Gernfried, mit denen ist nicht gut streiten,“ und schloss die Wohnungstür leise.

Das ist also der letzte Erste in diesem Jahr, 1.12.2004. Morgens die Sache mit dem an die Wand hämmernden Nachbar, beim Mittagessen dann Susanners Frage an Ferdinand: „Bedauerst du eigentlich, dass du bei Lavinias Geburt nicht mit im Kreissaal warst?“ Ferdinand wich aus: „Wieso? Wir hatten das doch alles sehr genau besprochen und uns dann entschieden, dass ich nicht dabei sein soll.“ Susanne beharrte: „Du hast meine Frage nicht beantwortet.“ „Ja, manchmal bedaure ich es, aber - nein, es war gut so: das ist diese hypermoderne Tendenz, dass immer alles offen sein soll und zusammen absolviert werden muss, und dass das Dabeisein des Erzeugers das Mindeste sei, was er leisten kann. Dabei ist es doch gar keine Leistung, na ja, das Mitleiden sicher, aber... Und das Entscheidende bei mir war doch: Ich kann dich nicht leiden sehen. Ich hätte nur dagesessen oder dagestanden und völlig verbiestert gedacht: Das muss sie nun erleiden, weil du - also: weil wir zusammen waren, weil wir unsere Lust hatten im Havaneser Hotelzimmer. Vielleicht hätte es mir gutgetan, ich weiß nicht... Was antwortest du auf die Gegenfrage: Bedauerst du, dass ich nicht dabei war?“ „Nein. Zuerst dachte ich: Na ja, es wäre doch gut für ihn und uns, aber - Für mich wars

dann überraschenderweise doch ein Mysterium, das ich mit dem Kind allein ausmachen wollte, - und mit der Hilfe der Hebamme. Du hast ja den Winzling sehr bald in den Arm gelegt bekommen und hast das erste Kondom mit Eis gefüllt, auf das ich mich setzen musste mit dieser riesigen schlimmen Wunde da unten.“ „Was?“ sagte die Mutter, „Kondom mit Eis, - das gabs früher nicht.“ Und Susanne lachte: „Manchmal könnte ich glatt fragen: Lavinia ist da, nicht wahr?“ Ferdinand hob ihr das Kind entgegen und knuddelte es. Susanne freute sich: „Die wird bald lachen, ich sags euch!“

Am Samstag, den 16. Oktober 2004 nachts um 2 Uhr rief Kim aus Wien Ingrid in Graz an: „Ingrid, in diesem Augenblick bist du meine letzte Hoffnung.“ Ingrid ließ nicht merken, wie sehnsüchtig sie auf diesen Anruf gewartet hatte. Sie schaffte es, sehr cool zu wirken, wenn auch ihr Redeschwall, ihre präzise Fakten-Aufzählung dagegen sprach: „Was ist passiert? Dieser Augenblick ist nachts zwei Uhr. Wir sahen uns zum letzten Mal vor Wochen, vor sechs Wochen in der Münchner Staatsoper. Es war die reine Katastrophe: Liliane, deine Frau Braut, diese Nervensäge, hat dich mir geklaut, du warst verschwunden, ohne ein Wort, ohne ein Zeichen. Aus. Weg. Ich habe dich noch lange gesucht, aber umsonst, wahrscheinlich wart ihr schon wieder irgendwo am Vögeln. Was willst du jetzt von mir? Seit sechs Wochen habe ich keinen Ton von dir gehört! Was willst du? Wieso bin ich plötzlich mitten in der Nacht deine einzige Hoffnung? Lass mich in Ruhe, ich kann und will so nicht leben! Such dir was anderes.“ „Ingrid, bitte, hör mich an, gib mir einen Rat! Ich habe lange überlegt, ob ich dich anrufen soll.“ „Mir wäre es lieber gewesen, wenn du dich fürs Gegenteil entschieden hättest,“ sagte sie ganz gegen ihre Meinung und fragte noch: „Was soll ich dir raten?“ „Ich treffe mich morgen, - nein: heute schon, in ein paar Stunden mit Liliane in Bad Ischl.“ „Wie schön, ich wünsche euch ein feines Liebesnest.“ „Nein, hör zu, ja - sie trietzt mich dauernd mit ihren 20 Männern, - ich will Kinder - wir leben in großer Spannung -“ Das erfreute Ingrid, sie blieb aber sachlich: „Mit dieser Nervensäge kannst du nur in Spannung leben, was denn sonst?“

Harmonie, Kuscheln? Mit der doch nicht! Ich weiß gar nicht, was ich damit zu tun habe..." „Komm nach Bad Ischl.“ Das verschlug Ingrid kurz die Sprache, dann fing sie sich: „Was soll ich da? Wollen wir eine griechische Tragödie spielen, im Kurpark? Oder Mord und Totschlag in der Pension? Wie heißt die überhaupt?“ „Haus Olga.“ „Nein, ohne mich!“ „Ein letztes Mal bitte ich dich: Komm, hilf mir.“ „Fahr du auch nicht hin!“ „Das kann ich nicht.“ „Du verdammter Gutmensch! Komm zu mir. Mach dir keine Hoffnungen: Ich komme nicht.“ Damit legte sie auf.

Und Kim grübelte: Warum wollte sie den Namen der Pension wissen? Sie wird kommen, hoffentlich ist das gut so? Mühsam stand er auf, hatte Lähmungserscheinungen, nicht wirklich, aber... Und dann noch diese Bahnfahrt, die er sonst so gerne gemacht hatte. Aber jetzt grübelte er nur: ‚Liliane ist wunderbar, aber das mit der Nervensäge stimmt, ich würde das gerne ganz weit weg schaufeln, ein drittes Leben beginnen, das erste bin ich selbst, das zweite war das mit Liliane und zugleich Ingrid, ein drittes Leben, bitte, in Moskau beim Bolschoi-Ballett, eine junge Russin, die mich liebt, weil ich aus dem Westen komme... Oder sonstwas, sonstwas, sonstwas... Ja, ich bin ein unverbesserlicher Gutmensch, dafür kann ich mir gar nichts kaufen, das ist nur wahnsinnig anstrengend. Ist diese Liliane das überhaupt wert? Ja!!! Aber sie braucht Männerkraft, die habe ich nicht so viel... Die 20 Männer, von denen sie immer quatscht, die bräuchte sie, aber die will sie ja anspucken. Sie spielt mit mir, und ich lasse mich zum Spielball machen.‘ Sein Kopf sank auf seine Brust und schaukelte in den Bahnkurven leise hin und her...

Liliane kam nicht mit dem verabredeten Zug. Er rief sie auf dem Handy an, sie meldete sich unter Zuggeräusch. Da stand plötzlich Ingrid vor ihm: „Da bin ich. Was kann ich tun?“ Er stellte das Gespräch ab, das Handy klingelte von da an in Minutenabständen, nervtötend. Er stellte es ganz ab und dachte: ‚Ich muss nicht kontinuierlich für sie erreichbar sein,‘ fand sich dabei mutig und doll. Es dauerte, bis er eine Antwort fand: „Liliane ist unterwegs, nicht mit dem verabredeten Zug, einen später. Gehen wir auf einen

Kaffee in die Bahnhofswirtschaft.“ Die war ein besserer Kiosk, im Oktober eigentlich deplaciert, ein Wunder, dass sie überhaupt geöffnet hatte. Der Kaffee war nicht sehr gut. Was sollten sie reden? Small talk, nee, was denn? Es stand doch Big talk auf dem Programm. Ingrids Liebe zu Kim war unverändert stark, seine Liebe? Nein, die Ingrid war nicht seine Frau. Hilfe! Bolshoi-Theater! In einem dritten Leben!...

Dann kam Liliane. Sie machte schon einen sehr deutlichen Stop beim Anblick von Ingrid, so dass ein hinter ihr Gehender auf sie aufprallte. „Verzeihung, Pardon!...“ Liliane ging auf den Bahnhofsvorplatz und stieg in das einzige dort haltende Taxi, sie rief den folgenden Kim und Ingrid zu: „Wir sehen uns in der Pension!“ Dem Fahrer nannte sie die Pension. Dann fragte sie: „Was kostet die Fahrt nach München?“ Der Fahrer zog ein Gesicht: „Au, das weiß ich aber nicht genau, Sie müssten ja auch die Rückfahrt zahlen, unter 150 Euro sicher nicht.“ Liliane sagte nichts. Der Fahrer fragte an einer Kreuzung: „Also - jetzt nach München oder in die Pension?“ „In die Pension.“

In der Pension standen sie zu dritt im Zimmer, ans Ausziehen der Mäntel war gar nicht zu denken. Zunächst herrschte Sprachlosigkeit. Dann fragte Liliane: „Woher wusstest du, dass wir uns in Bad Ischl treffen?“ Ingrid war höchlichst interessiert an schonungsloser Offenheit: „Kim hat mich heute Nacht angerufen und bat mich zu kommen.“ „Ist das wahr, Kim?“ fragte Liliane, sehr verwundert. Kim sagte nur: „Ja.“ Und Liliane schnaubte los: „Du elender Verräter. Was gehen diese Ingrid unsere Probleme an? Nichts! Du hast mit mir zu leben, auch wenns schwerfällt!“ Ingrid sah sich auf dem Siegertreppchen: „Liliane, jetzt machs dir mal nicht immer so leicht. Kim geht es sehr schlecht bei dir. Er hat sich bitter beklagt, dass du in den letzten Wochen immerzu von deinen 20 Männern gequatscht hast und ihm keine Kinder schenken willst.“ Liliane prustete los: „Oooooaaach, dieses sentimentale, verlogene Schmalzgebäckene! Kinder schenkt man nicht! Die bringt frau zur Welt! Unter großen Schmerzen! Meine Schwester hats gerade hinter sich.“ „Ist denn alles gut verlaufen?“ wollte Ingrid wissen. „Sehr gut,“ sagte Liliane, „Lavinia ist ein einziger Wonneproppen.“ Ingrid preschte vor: „Kim

gehört mir!“ Liliane war auch kräftig: „Kim, wem gehörst du?“ Kim schwieg, auch hinter seiner Stirn war keine Antwort zu lesen. Paris, der mythologische griechische Jüngling, als er sich zwischen drei Weibern entscheiden musste, soll ähnlich unzugänglich ausgesehen haben. Liliane drehte sich abrupt zur Tür: „Ich geh in die Ischl.“ Ingrid belehrte sie: „Der Fluss hier heißt Traun.“ „Wasser ist Wasser,“ sagte Liliane und legte die Hand auf die Klinke. Ingrid hatte noch viele vergiftete Pfeile im Köcher: „Kim, Lieber, gib ihr das Geld für die Heimfahrt nach München.“ Liliane schnaubte: „Ich habe eine Rückfahrkarte!“ Ingrid wühlte weiter: „Wie kannst du auf Kims Herz derartig rumtrampeln, und auf meinem auch. Wir sind Menschen, Liliane, Menschen! Du kannst wunderbar tanzen, göttlich, aber du hast in deinem Herzen lauter Ungeziefer!“ „Geziefer vielleicht, aber doch kein Ungeziefer! Leider habe ich keinen Vater mehr, den ich nach solchen Sachen fragen konnte.“ „Dein Vater lebt nicht mehr?“ fragte Ingrid. „Nein.“ Ingrid redete weiter: „Such dir zwei andere, die du quälen kannst. Kim und ich, wir sind uns zu schade dafür.“ „Aber ich liebe Kim!“ schrie Liliane. Leise sagte Ingrid: „Warum nur merkt er davon nichts, sondern ruft mich mitten in der Nacht in Graz an und bittet mich verzweifelt, nach Bad Ischl zu kommen?“ Liliane verstummte und schaute zutiefst traurig Kim an, presste dann noch einmal das Wort „Verräter“ zwischen den Lippen hervor, und ging.

Kim trat zum Fenster und schaute auf die Straße runter. Ingrid wartete und sagte dann: „War ich dir gut zu Diensten?“ Kim sagte: „Sie geht Richtung Bahnhof, nicht zum See.“ „Du bist in dieses Mädchen verkrallt, nicht verknallt, Kim. Ich habe keine Hoffnung mehr. Vielleicht heirate ich in Graz.“ Kim parierte: „Sex mit dir war nie, niemals so schön wie mit Liliane.“ Ingrids Mund, seit jeher schmal, schmolz zu einem dünnen Strich: „Ach ja?... Ich wünsch dir was.“ Damit ging sie zur Tür, dort drehte sie sich noch einmal um, die dünnen Lippen riskierten ein schmales Lächeln und ganz leise sagten sie: „Ehrlich.“ Und sie verließ das Zimmer, die Pension, Ischl, *diesen Roman und ging ab nach rechts in die Kulisse...*

Wer zahlte eigentlich das Pensionszimmer? Kim. Er blieb in Bad Ischl, aß den berühmten Gugelhupf in der Villa Schratt, später ausgiebig zu Abend. Dann schlief er und onanierte am Morgen mit Liliane, nicht mit Ingrid.

25 Der tägliche Nachmittagsstollenkaffee

Liliane saß im Zug und hatte nur eine Erinnerung in ihrem Schädel: ‚Wie kannst du derart auf Kims Herz herumtrampeln, und auf meinem auch. Wir sind Menschen, Liliane, Menschen!‘... Das hatte Ingrid gesagt. Und dann noch: ‚Er merkt nichts von deiner Liebe, sondern ruft mich nachts um zwei an...‘ Und sie hatte wohl Recht. Es behagte Liliane überhaupt nicht, dass Ingrid Recht hatte. Sie fuhr mit einem Zug, der an sehr vielen Bahnhöfen hielt. Jeder Ort aber hieß ‚Wir sind Menschen‘. Bin ich denn unmenschlich? Da ist wohl was dran. Mit ihren schmalen Lippen hatte Ingrid das gesagt. Womit denn sonst? Liliane!, akzeptieren, annehmen, anverwandeln, auch wenn schmallippige Ingrid das gesagt hat! Ich muss mich ändern. Seufz... Wie höchst ungern hat es der Mensch, wenn er sich ändern muss. Ich muss es tun! Die 20 Männer, die ich haben möchte, mit denen ich dauernd rumprotze, um Kim zu quälen und auf seinem Herzen rumzutampeln - das ist doch nur noch eine Farce! Die Vorstellung, mit irgendeinem anderen als mit Kim ins Bett zu gehen, ist ein Gräuel. Ich, Inkarnation der libidinösen Freiheit, werde mit einem Mann auskommen müssen, Kim, der seelengute Kim, wird es auf zwei Frauen bringen. ‚Wir sind Menschen‘. Woher soll ich wissen, dass ich auf Kims Herz herumtrampele? Also, hör mal: das muss dir doch die Liebe sagen! Trampele, trample... Meine Füße sind doch wirklich für was Besseres gut, ‚göttlich‘ nannte Ingrid mein Tanzen!... Ich muss aufhören, dauernd an Ingrid zu denken. Warum? Das Schicksal fragt nicht, wen es zum Boten macht. Hören ist wichtig. Es ist anzunehmen, dass eine andere Liliane am Münchner Hauptbahnhof aus dem Zug aus Salzburg stieg, als diejenige, die kaum zehn Stunden vorher in einen Zug nach Salzburg eingestiegen war. Das sagt sich so leicht: ‚eine andere Liliane‘. Stimmt doch aber, oder? Mein Schoß hat nicht gekriegt, was er wollte, aber mein Kopp hat harte Nüsse einstecken müssen: Wir sind Menschen, Liliane - Aua! - Menschen!... Aua!...

Der tägliche Nachmittagsstollenkaffee wurde zum Ritual. Zu schön fanden das Alle, im ersten Dämmer zusammenzutreffen, die erste Kerze anzuzünden, später die weiteren. „Na, du alte Schnepfe,“ sagte Ferdinand zu der gerade ins Esszimmer tretenden Susanne, die den Balg auf der Hüfte hielt: „Ich bin viele Kosenamen von dir gewohnt, Fips, aber wie kommst du dazu, die Mutter deines Kindes ‚Schnepfe‘, noch dazu eine alte, zu schimpfen?“ „Von der Süddeutschen.“ Susanne machte aus ihrer gelegentlichen Verbiesterung einen Witz: „Ich werde dir verbieten, diese Zeitung weiterhin zu lesen, wenn da so entsetzliche Sachen über mich drinstehen.“ Die Mutter war mit der Kaffeekanne reingekommen: „Seit Vaters Tod lese ich sehr wenig Zeitung, schon gar nicht regelmäßig. Ich weiß gar nicht, warum. Ja, doch: die vielen Brutalitäten in der Welt - das macht mich dann so traurig. Wie soll bloß diese süße Lavinia später mal mit all den Grausamkeiten fertigwerden?“ Ferdinand suchte eine Antwort: „Weiß ich nicht genau, deine Frage zielt auf Prophetie. Dreh es einfach um, Mama: nimm die süße Lavinia für den Mittelpunkt der Welt, und die vielen Brutalitäten für den widerwärtigen Hintergrund. Ich denke: es muss doch möglich sein, sich eine Welt vorzustellen, in der Lavinia ein einigermaßen friedliches Leben leben kann.“

„Und in der du mich alte Schnepfe nennen kannst,“ folgerte Susanne. Ferdinand machte das Spaß: „Wann willst du denn abfliegen?“ „Was? Wieso? Wohin?“ „Nach Wales wie jedes Jahr. Morgen?“ „Und wo fliegst du hin?“ „Südportugal. Da habe ich mein Winternest.“ „Langsam, ganz langsam hebt sich der Nebel... Wo kommen wir denn her?“ „Island.“ „Da ist es im Winter sehr kalt.“ „Ebendarum machen wir ja die große Atlantik-Kreuzfahrt, genauer: Kreuzflug, und überwintern, wo es wärmer ist. *Limosa limosa islandica*, isländische Uferschnepfe. Um unsere Jungschnepfen brauchen wir uns bei Winteranfang nicht mehr zu kümmern, die haben ein Zugvogel-Gen. Aber wir bleiben ein Päärchen - *Ja, weiß ich doch: Paar-Diminutiv Päärchen erlaubt Onkel Duden nicht!* - und wenn die schöne Vogelvögelwelt des Frühlings anhebt, dann differiert unsere Ankunftszeit an Islands Küsten um höchstens drei Tage, obwohl wir seit Monaten getrennt sind und von Winter-

domizilen gestartet sind, die runde 2000 Kilometer auseinander lagen.“ „Ich liebe solche Naturwunder - erinnert mich aber ein bißchen an: du in Kuba, und ich im alten Europa.“ Ferdinand ergänzte noch: „Ein kleiner Gefahrenpunkt bleibe nicht unerwähnt: Wenn einer von uns beiden mehr als drei Tage Verspätung hat, darf der andere schon mal mit anderen Schnepfen rumflirten.“

Liliane kam rein: „Mei, is des gemütlich bei euch. So schön möchte ichs auch mal haben.“ „Was heißt...?, hast du doch!“ sagte die Mutter. „Setz dich zu uns.“ „Na ja, ich dachte so mehr an meine Zukunft.“ Die Mutter wollte wissen: „Irgendwelche Chancen, es einmal so schön zu haben?“ „Sehr sehr entfernt, ja, in grauer Zukunft...“ „Als wir aus Sommerhausen zurückkamen, lagst du hier auf dem Teppich und warst geballter Zorn.“ „Ja... Nein... Ich möchte nicht darüber sprechen.“ „Wird genehmigt,“ empfahl Susanne.

Die Mutter erzählte: „Paps konnte die Sommerzeit nicht leiden. Er sagte: ‚Gibt zwei Tage jedes Jahr, da bricht in sehr vielen Familien, die sonst recht harmonisch leben, das riesigste Chaos aus: Ein Tag im Frühjahr, wenn die Uhr umgestellt wird auf Sommerzeit, und ein Tag im Herbst, wenn die Uhr umgestellt wird auf Winterzeit. Da schlagen sie sich die Köpfe ein, weil sie sich nicht einigen können, in welcher Richtung der Uhrzeiger zu drehen ist, vor oder zurück - Was ist denn vor und zurück in einem Kreis?... Mensch, wenss früher hell wird, wird’s doch später dunkel - Quatsch: wenss früher dunkel wird, wirds auch früher dunkel - also: hell, also rum mit dem Minutenzeiger - Ja, gut, aber wie rum?! Wenss gestern sieben war, ist es heute sechs, nein acht, was? Nein, wenss heute acht war, ist es morgen erst sieben - oder schon oder neun oder was?...‘ Er konnte nicht aufhören, sich das auszumalen. Paps hätte jetzt gerne hier mit uns gesessen. Habe ich euch eigentlich mal Paps letzten Traum erzählt?“ „Den mit Lila?“ „Nein, wirklich der letzte, im Krankenhaus, vielleicht so eine Woche vor seinem Tod.“ „Nein, hast du nicht. Warum nicht?“ „Soll ich jetzt?“ fragte die Mutter. „Bitte, bitte!...“ kam es von allen Seiten.

„Also,“ fing die Mutter an: „im Krankenhaus gibt es immer eine Menge Patienten, die nachts nicht schlafen können, weil sie Schmerzen haben oder nervös sind oder mit anderen Leuten zusammen liegen müssen. Denen wollte nun die Krankenhausleitung eine Hilfe zukommen lassen. Und zwar sollte ihnen erlaubt werden, nachts auf dem Gang zu lustwandeln.“ „Hat Paps ‚lustwandeln‘ gesagt?“ „Ja.“ „Typisches Paps-Wort. Weiter.“ „Das fanden die meisten Schlechtschläfer sehr gut. Aber es gab Probleme, zum Beispiel schliefen manche Männer auf Warte-Bänken ein, - Schlafen sollten sie aber doch bitte im Bett.“ „Warum sind die denn überhaupt raus?“ „Die waren geil und wollten Frauen in Nachthemden lustwandeln sehen. Andere konnten sehr schlecht gehen. Denen erlaubte man, ihre Betten zum Festhalten mit auf den Gang zu nehmen und rumzuschieben, was wiederum Alte und Schwache gar nicht konnten, so dass die vereinigten Nachtschwestern ran mussten. Da entstand natürlich ein Verkehrschaos, der Verkehrsminister Manfred Stolpe wurde eingeschaltet. Der Name Stolpe wörtlich in Paps Traum. Der schickte Verkehrspolizisten an die Kreuzungen und die Stellen, wo Staugefahr war, die dirigierten die fahrbaren Betten sehr umsichtig über die Gänge, so dass das Chaos abgemildert wurde. Ende des letzten Traums von eurem Vater.“

Liliane war begeistert: „Das ist ein ganz wunderbarer Paps-Traum. Ich freue mich wahnsinnig, dass er eine Woche vor seinem Tod noch so träumen konnte! So - so gesund und harmonisch und Auswege wissend. Sehr typisch für diesen herrlichen Mann. Brauchst nicht weinen, Mama, so eine lange Ehe mit so einem Mann.“ „Ich heule, weil sie so unwiederbringlich zu Ende ist...“ „Da können wir nur schweigen,“ sagte Liliane. „Oder mitheulen,“ sagte Susanne, deren Augen feucht wurden. Mit sehr gutem Timing beendet die Enkelin Lavinia alle Problematik des Trauerns: „Uououououo,“ sagte sie und prustete dann noch ihren Sabber aus dem Mündchen. „Kuck sie dir genau an,“ sagte Ferdinand, „das ist kein pubertäres Islamisten-Mündchen, sondern eines, das deine Brust immer wieder küssen will.“ Susanne lachte: „Kenne ich ganz andere Münder, die auch...“ „Verdammt!“ schimpfte Liliane

los. „Kannst du mir verraten,“ wollte die Mutter wissen, „warum du mit so einem bösen Wort das erste Adventslicht ausblasen musst?“ Was so gar nicht stimmte. Liliane erklärte: „Ich dachte nur, warum mir so ein Glück, wie es meine Schwester hat, - warum mir das nicht geschenkt wird.“ „Weil es nicht nur ein Geschenk ist,“ sagte Susanne, „entschuldige, dass ich gute Ratschläge gebe, aber... Ich nehme für uns in Anspruch, dass wir beide viel tun, damit wir mit unserem Glück klarkommen. Ferdinand?“ „Tun wir viel, mein Schatz.“ „Habe ich auch mit angefangen,“ nölte Liliane.

Vornächtliches spätabendliches Liegen im Bett nach dem Löschen des Lichts. Ferdinand hat sich schon eine Weile mit der Frage befasst, jetzt soll sie raus: „Susanne, Hand aufs Herz: Hättest du dich auch so um Ramonas Reise nach München gekümmert, wenn du nicht gewusst hättest, dass sie verheiratet ist und ein Kind erwartet?“ „O, Fips, das ist aber keine gute-Nacht-Frage. Ich hätte mich um ihre Reise gekümmert, ja, bestimmt, denn sie hat dich in Havanna am Leben erhalten, und sie hat einen Brief auf die Post gegeben - ein halbes Jahr Verspätung. Eres una affortunada. Zugleich hätte ich mich wahrscheinlich ziemlich schnell überreden und überzeugen lassen, dass wir da nicht wirklich zuständig sind und... Ich weiß auch nicht... Lass sie kommen, ich freu mich.“

Dann wollte Ferdinand noch wissen: „Haben wir zu früh geheiratet?“ „Wie kommstn auf son Quatsch?“ „Habe irgendwo gelesen, Bindungen halten durchschnittlich drei Jahre.“ „Sind wir Durchschnitt? Fips, musst nicht immer alles lesen!“ „Du meinst: nicht immer alles glauben, was du liest.“ „Nein, du hast schon richtig verstanden: Wähle deine Lektüre, sei wählerisch. Hier liegst du neben mir, hier liege ich neben dir, dazwischen ist Fleischesknistern -, was hat das mit Buchstaben zu tun?“ „Na ja, also... Ähm...“ Sie äffte ihn nach: „Naja, also... Ähm...“

Im Hause Sebaldusstraße 6 passierten sehr merkwürdige Dinge, wie Susannenmutter zu berichten wusste: Der Herr Vorderobermaier - ein Na-

me, mit dem Susannenvater viel Forschung betrieben hat: Susanne meinte: „Obermaier genügt wohl nicht.“ „Nein,“ sagte der Vater, „Maier‘ ist zunächst mal ein Landwirt, Verwalter eines Gutshofes, ‚ober‘ heißt, dass sein Hof oben auf einer Anhöhe liegt und ‚vorder‘ schließlich, dass es da noch einen Hinterobermaier gab. Kann auch was mit dem Lauf eines Baches zu tun haben...“ Also der Herr Vorderobermaier im vierten Stock wusch sich nicht mehr oder jedenfalls nur noch selten. Eine Weile ließ seine Frau das durchgehen, dann stellte sie ihn mal zur Rede. Was sagte der Kerl?: „Das Duschwasser ist so nass.“ „Du Dummquatscher!“ sagte seine Frau. Da sagte er: „Ich bin arbeitslos.“ „Als Arbestloser könntest du pro Tag sechsmal duschen.“ „Und die Wasserrechnung? Und die Gasrechnung? Wo ich doch arbeitslos bin!“ Die Frau schnitt die Unterhaltung ab: „Ab sofort wäschst du dich wieder täglich, so wie früher, als du noch Arbeit hattest. Vielleicht findest auf diesem Wege sogar wieder Arbeit. Und wehe, du betrügst mich.“

Er betrog sie. Er ging morgens ins Badezimmer, ließ das Wasser laufen, täuschte Duschen vor, machte das Handtuch nass, und verließ das Bad. Am dritten Tag stand seine Frau vor der Badezimmertür - eher zufällig. Sie strich ihm über die Haare und roch an ihm. Sie zog den Schlüssel aus dem Innenschlüsselloch und steckte ihn ins Außenschlüsselloch. Und ehe Herr Vorderobermaier sichs versah, war er im Bad eingesperrt. Seine Frau plärrte durch die Tür: „Klopf an die Tür, wenn du fertig bist. Ich schließe auf und wehe, du bist dann nicht noch ein bisschen nass und duftest nicht nach Seife. Ich schließe dich gleich wieder ein. Du bist schlimmer als dein Sohn!“ Es ist einigermaßen glaubhaft anzunehmen, dass Herr Vorderobermaier, nach kurzem Bedenken, dass Nässe auf der Haut und Seifenduft vorzutäuschen, genauso schlimm ist wie Duschen selbst, sich wieder täglich wäscht. Wenn er seine Frau nicht hätte. Die Sache wurde hausbekannt, weil eine Nachbarin die lauten Sätze der Auseinandersetzung durch die Wohnungstür belauscht hatte.

26 Damen schenken Schreibgräte

Seit gestern also Ramona im Haus, mit Mann und Embryo. Lavinia hat einen ersten frühen Autositz im elterlichen Wagen. Ferdinand fährt bei sinkendem Tageslicht auf Anweisung Susannes über die Dörfer, wie sie das nennt: Unterföhring, Ismaning, Fischerhäuser (wasn schöner Ortsname, für die Einwohner war mal die Isar da links unten der wassernasse Arbeitsacker!), dortselbst links abbiegen, und ab nach Hallbergmoos. Und dann immer son bisschen Krampf bei der Suche nach dem Ankunftsgate: Erstmal die Frage: Terminal 1 oder 2? Dann: Wo soll ich denn parken? Es gibt angenehme Kurzparkräume, aber A, B oder C? Das läuft schließlich ziemlich unkompliziert. Die Abholer sind pünktlich und schauen durch die Glasscheibe. Der Flug aus Madrid signalisiert schon ‚Bagage/Gepäck‘.

Da ist Ramona zu sehen. Ferdinand ziehts ein bisschen das Herz zusammen. Sie bekommt noch nicht mit, dass ihr Ferdinando schon in Augenreichweite ist, weil sie sich um das Gepäck kümmert. Und da ist ein Mann bei ihr, der eine beachtliche Ähnlichkeit mit ihm hat. „Wenn das ihr Mann ist,“ sagt Susanne, „dann hat sie Ferdinand den II. geheiratet.“ Der zeigt zu den Wartenden hinter dem Glas. Ramona schaut, entdeckt Ferdinand und Susanne und Lavinia und zieht ein beachtlich großes gelbes Tuch aus dem Ärmel, um heftigst zu winken. Es ist so groß, dass der Ehemann ziehen helfen muss. Sie hält die Hand vor den Mund und freut sich offensichtlich wahnsinnig. Ihr Mann wuchtet den Koffer auf einen Wagen, weil sie sich einen Rollenkoffer noch nicht leisten konnten, und sie ziehen wie eine Freudenwolke zum Ausgang, Ramona ununterbrochen großflächig gelb winkend. Dann drängen die Honigmanns nach rechts, die Kubaner nach links. Aber man trifft sich: Ach, wenn man sich doch doppelt und dreifach umarmen könnte! Nein, nicht hintereinander, das ginge ja, aber gleichzeitig doppelt und dreifach! Ramonas Mann wird in die Knuddeleien wortlos eingeschlossen. Das gelbe Tuch heftet Ramona der Susanne um Kopf, Hals und Ober-

körper: „For you! Geschenk für dich!“ Ferdinand steht am Beginn einer höchst anstrengenden, einige Tage währenden Dolmetschertour. Diese Liebesaugen der Ramona für Lavinia, drei Klapse auf den eigenen Bauch: „Ich auch!“ Ferdinand: „Ihr wohnt bei uns.“ Sie wollen abziehen, aber Ramona hält Susanne auf und schaut sie aus ihren Schwarzaugen an: „Eres una afortunada!...“ - du bist eine Glückliche, der Schicksalssatz aus Kuba. Gleich nochmal umarmen.

Rückfahrt in der einbrechenden Dunkelheit über die Dörfer und den Osten der Stadt nach Giesing. Ramona redet fast ununterbrochen, wartet kaum die Übersetzungen Ferdinands ab. Beim Rot einer Ampel hält er ihr mit fast brutaler Geste kurz den Mund zu: „Ramona!, es gibt mehr Münder auf der Welt, die etwas sagen wollen, als nur deinen!“ Ramona lacht sehr befreiend. Und ist ein bisschen stiller. Susanne macht eine weite Geste übers Panorama der Fenster: „Das ist München!“ „Sehr große Stadt,“ findet Ramona. Da rechts das alte weltberühmte Deutsche Museum auf der Museumsinsel, das offenbar Ehemann Alvarez sehr interessiert, links die Bergkristalle der neuen Philharmonie.

Und schließlich die (virtuelle) Sebaldusstraße 6 in Obergiesing. Ferdinand stellt Ramona seiner Schwiegermutter vor: „Das ist Ramona, sie hat bei mir in Havanna sauber gemacht und sich wahnsinnig in mich verliebt.“ „Bist ja auch ein Schnuckel.“ „Danke. Und sie hat ein halbes Jahr gebraucht, um meinen Brief einzustecken, mit dem Susanne mich schließlich fand.“ „Und der Herr Alvarez sieht dir ähnlich.“ Ramona duldet, jedenfalls in diesen Anfangsstunden, nicht, dass irgend etwas unübersetzt bleibt. Sie lacht sehr über Ferdinands Bekenntnisse, der gewisse Schwierigkeiten hat bei der Übersetzung des Wortes ‚Schnuckel‘. Weißwürste gibt es, für Kubaner exotischen süßen Senf, Brezeln, Bier, Wasser, Wein. Lavinia wird wie immer rumgereicht und landet auch auf Ramonas Schoß: „Jetzt sitzt ein Bebé auf einem Bebé!“ Man meint, sie könne sich gar nicht sattsehen und - fühlen an dem Winzling. Alvarez heißt also ihr Mann. Nein, kein Kubaner, Abkomme spanischer Einwanderer, Anfang des vorigen Jahrhunderts, daher

die Verwandtschaft in Madrid. Er ist Ingenieur, daher seine Blicke aufs Deutsche Museum, dessen Ruhm spielend die sozialistischen Grenzen von Kuba überwand.

Susanne konstatiert: „Da hätten wir Programmpunkt Nummer eins: Deutsches Museum. Frage: Gehen die Damen mit oder gehen sie über die Maximilianstraße und in die Fünf Höfe?“ Ferdinand schlug vor: „Nein. Morgen früh: Trennung in Herren- und Damenprogramm. Treffen zum Mittag im Hofbräuhaus. Oder beim Dallmayr?“ Susanne entschied: „Hofbräuhaus.“ Susannenmutter: „Programmpunkt zwei: Morgen Abend Essen bei Maienkammers, die euren Flug nach München spendiert haben.“ Übersetzung, dann stürmt Ramona zu ihr und umarmt sie, sie hat wohl nicht genau genug verstanden. Maienkammer ist ja auch ein spanischer Zungenbrecher. Sie lacht: „Ach so! Da spendieren sie den Flug und haben noch genug zu essen für uns alle?“ „Ganz einfach sehr reich,“ erklärt Susanne, „lass dich nicht blenden, Ramona: Es gibt auch in Deutschland Not und Armut und viel Elend und Arbeitslosigkeit.“ Alvarez meint dazu: „Aber es gibt keinen leader, der das verordnet und der alle Schuld auf die USA schiebt, und der eine neue Währung einführt, um von seinen Stürzen und seinen Finanzproblemen abzulenken.“ „Nein,“ sagt Susanne, „sowas haben wir nicht.“ Beim Gutenachtsagen fragt Susanne: „Trägst du noch immer rotseidene Höschen mit weißer Spitze?“ Ramona lacht: „Nein, schon lange nicht mehr!“ Etwas ernster fragt Alvarez: „Was höre ich da?“ „Märchen aus alten Tagen,“ grinst Ramona. Aber Susanne merkt doch an: „So alt nun auch wieder nicht. Und Märchen auch nicht.“ Ferdinand schmunzelt und hat die richtige Antwort: „Alt genug fürs Museum. Ramona, sollst wissen, dass du mir in Havanna das Leben gerettet hast. Und sollst wissen, dass das Baby dich schön macht!“

Am heutigen Nachmittag klingeln das Telefon und die Klingel von der Haustür so genau zur gleichen Zeit, dass Susannenmutter nur den Kopf schütteln kann. Sie geht zur Sprechanlage: „Hallo. Wer ist da?“ „Lale Frederik,“ krächzt es aus der Anlage. Susannenmutter: „Moment, ich muss

schnell ans Telefon.“ Sie meldet sich am Telefon und versinkt in ein längeres Gespräch mit einer Freundin. Dann legt sie auf. Dann klingelt es wieder an der Haustür. Susannenmutter rennt zur Sprechanlage: „Jessas, ja, hallo, Verzeihung, ich hatte Sie vergessen.“ Dann kommt Susanne aus dem Schlafzimmer und fragt: „Wer hat denn geklingelt?“ „Lale Friedrik oder so. Hallo?“ Susanne ist denn doch einigermaßen irritiert: „Was?“ Sie redet in die Sprechanlage: „Lale? Bist du das wirklich?“ „Ja,“ krächzt es, „nur ganz kurz besuchen.“ Susanne drückt auf den Türöffner: „Komm rauf!“ und ruft ins Schlafzimmer: „Fips, Lale ist da!“ Ferdinand kommt einigermaßen irritiert aus dem Schlafzimmer, Lavinia auf dem Arm: „Was? Was heißt ‚da‘?“ „Die kommt gleich hier zur Tür rein.“ Susanne macht die Tür auf und lässt Lale rein. Herzlichste Begrüßung, ohne Zungenkuss. „Sag mal, Lale...?“ Die ist aber erstmal an Lavinia interessiert: „Mensch, ist das was Schönes!“ Ferdinand fragt etwas ungläubig: „Findest du sie wirklich schön?“ „Ja, das Winzige ist so schön rührend. Ähnlichkeiten sehe ich noch nicht. Wenn dann Ähnlichkeiten da sind, ist sie wahrscheinlich nicht mehr so schön.“ Susanne findet: „Klingt nicht sehr schmeichelhaft. Wie kommen wir zur Ehre deines Besuches?“ Lale erklärt: „Hotelzimmer ist Einzelhaft, Kino auch. Ich bin viel früher fertig mit meinen Besprechungen, will aber nicht mehr nach Berlin fahren, wird so wahnsinnig früh dunkel. Warum ich mit dem Auto gefahren bin, wissen die Götter. Fliegen wäre doch so viel praktischer. Kriege ich denn einen Kaffee bei euch?“

„Wer immer Sie sein mögen, - einen Kaffee kriegen Sie und Hopfister-Stolle.“ Susannenmutter verschwindet in der Küche. Susanne erklärt zwischen Tür und Angel: „Mama, das ist Lale Frederik, Ferdinands Verlegerin in Berlin. Lale, das ist meine Mutter, wie du dir wahrscheinlich schon gedacht hast.“ Es erscheinen Ramona und Mann. Und Susanne fährt gleich fort: „Und das ist Ramona aus Havanna und ihr Mann Alvarez. Ramona, das ist Lale Frederik aus Berlin.“ Lale hält lange Ramonas Hand: „Es ist höchst selten, dass eine Verlegerin mit einem Mädchen bekannt gemacht wird, die in einem der Bücher vorkommt, die sie verlegt. Ich freue mich ganz besonders.“

Ihr Mann hat Ähnlichkeit mit Ferdinand.“ Das sind anstrengende Dolmetscherdienste für Ferdinand. Und es bleibt anstrengend für ihn, denn die Frage ist natürlich: Was machen wir mit Lale, wenn wir abends zu Maienkammers gehen? Mitnehmen? Ja, aber nicht ohne Anmeldung. Es quatschen fünf Leute in zwei Sprachen durcheinander, und einer quatscht in beiden Sprachen. Susanne ruft bei Maienkammers an und erwischt zu ihrer Freude Freundin Marion: „Ja, klar, mitbringen, kein Problem.“ Lale bedankt sich: „Der Einzelhaft entronnen.“ Susanne will wissen: „Lale, nur kurz zur Information: Hast du vergessen, was man mit einem Telefon alles anstellen kann?“ „Ach Mensch,“ tut Lale kund und zu wissen, „der Mensch ist doch nicht so gradlinig, wie er sein möchte. Und die Batterie im Telefönchen pfeift auf dem letzten Loch. Und ich hatte Angst, dass hier wer ist, den ich nicht kenne, und dem ich umständlich erklären muss, wer ich bin. Und genau da ist die Batterie am Ende und... Hältst mich sicher für so ganz doll überlegen. Bin ich ja auch meist, nur manchmal nicht. Heute Nachmittag ist manchmal...“

Gegen Ende der Jause im Adventslicht fragt Ramona: „Ferdinando, wo schreibst du? Lass es mich sehen.“ „Was hat sie gesagt?“ fragt Lale. „Sie will sehen, wo ich schreibe.“ Schon schreit Lale: „Ich auch!“ Ferdinand führt die Damen ins Arbeitszimmer des Verstorbenen und setzt sich an seinen Arbeitsplatz. Ramona findet einen Stuhl und setzt sich ihm schräg gegenüber auf die linke Seite, Lale findet Platz auf einem Bücherstapel und sitzt ihm schräg gegenüber auf der rechten Seite. „Nun schreib,“ sagen beide Damen zugleich, aber in verschiedenen Sprachen und lachen. Ferdinand legt die Hände auf die Tasten. Lale zieht ihm den lap-top weg: „Nein, mit der Hand.“

Ramona hält ihm einen Kugelschreiber hin: „Hier, Geschenk für dich aus Havanna.“ Lale grinst: „Erinnere mich dunkel, dass du Ramona als eine charakterisiert hast, die dich gerne schreiben sah...“ Ferdinand sucht den Kugelschreiber des Verlages: „Und ich erinnere mich, dass du mir auch einen Kugelschreiber geschenkt hast.“ Er malt mit den beiden Kugelschreibern der beiden Damen schöne Kringel, tiefe Unterschleifen, schöne Bögen

aufs Papier. Lale nimmt ihm nach einer Weile den Verlegerkugelschreiber aus der Hand und sagt: „Schreib drei Minuten, als säßen dir keine zwei Weiber gegenüber. Du machst doch sicher Notizen auf Papier? Was ist dein Thema momentan?“ Ferdinand erklärt: „Die Tschechen-Mafia, wahnsinnig kompliziert, höchst geschickt getarnte Beziehungen zu alten sudetendeutschen Nazis, die noch beide Sprachen sprechen. Man glaubt es nicht. Jochen ist ein phantastischer Lieferant von verrücktem Material.“ „Schreib!“ sagt Lale. Ferdinand erklärt Ramona knapp, woran er derzeit schreibt und übersetzt noch das letzte, was er gesagt hat, dann versinkt er tatsächlich in seinen Job - drei Minuten Stille. Dann grunzt Ramona: „Er ist kein Schriftsteller...“ „Was sonst?“ „Er ist ein Maler. Lale,“ sagt Ramona ohne jede Scheu, „guck genau hin!... Ferdinando, schreib noch ein bisschen was.“ Das tut er, dann verkündet er: „Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich mit meiner Schreibkunst eines Tages die erhöhte Aufmerksamkeit zweier so reizender Damen erobern werde...!“ „Eitler Affe!“ knurrt Lale, was Ferdinand übersetzt. „Nein!“ protestiert Ramona, „nicht eitel und nicht Affe!“ „Wie hat du Alvarez kennengelernt?“ will Ferdinand wissen. „Ich wollte über die Straße,“ erzählt Ramona, „da standest du auf der anderen Seite.“ „Ist das wirklich passiert?“ fragt Ferdinand etwas ungläubig. „Ja, nein,“ lacht Ramona, „gibt ja viele Leute, auch in München, die finden eine große Ähnlichkeit von dir und Alvarez. Als wir uns mitten auf der Straße begegneten, ließ ich eine Tüte voll mit Orangen fallen. Und ehe wir die alle eingesammelt hatten, waren wir mitten im Straßenverkehr schon verlobt. Er ist nicht so langweilig wie du.“ Ferdinand will widersprechen, aber Ramona hält ihm den Mund zu: „Ich lüge, Ferdinando, ich lüge! Lass gut sein...“ „Ramona,“ Ferdinand wurde beinahe etwas feierlich: „es ist mir eine sehr große Freude, dass du diesen Alvarez kennen und lieben gelernt hast.“ „Danke.“

Auftritt Susanne in der Tür, Alvarez hinter ihr: „Schluss mit dem Gockel im Korb. Fips, wir müssen uns so langsam fertig machen und gehen.“

27 Verabredung zum kurzen Paradies

Maienkammers freuten sich gestern Abend über die Perlenkette ihrer so unterschiedlichen Gäste. Sie waren sehr gern Gastgeber. Geneigter Leser erinnert sich vielleicht noch, wie Stadstreicher Ferdinand da von seiner Susanne in der frühesten Frühzeit ihrer Liebe ins Maienkammersche Landhaus zum Segeln und Tafeln mitgenommen wurde... Nun saß die Einser-Juristin Susanne neben ihrem Ehemann, gelerntem Banker, dato erfolgreicher Autor, da saß dessen Berliner Verlegerin Lale Frederik, reingeschneit, weiß niemand ganz genau, wieso, da saß Marion, die Tochter, schwanger seit kurzem, mit ihrem Mann, dem Computerer Mark, da saß dieser schwarzhaarige Wirbelwind Ramona mit Mann Alvarez, beide völlig unkundig der deutschen Sprache. Aber sie schienen sich prächtig zu unterhalten, weil Ferdinand mit so großer Aufmerksamkeit dolmetschte.

Auch Heikles. Herr Maienkammers Blicke ruhten sehr wohlgefällig auf Ramona: „Sie hat bei Ihnen in Havanna das Zimmer saubergemacht?“ „Ja.“ „Und war höllisch in Sie verliebt?“ Ferdinand fragte Ramona auf spanisch: „Ramona, warst du höllisch in mich verliebt?“ „Jaaaaa,“ sagte strahlende Ramona auf deutsch. Herr Maienkammer fuhr fort: „Ich darf weiterfragen, trotz der Anwesenheit Ihrer Frau Susanne?“ „Ich weiß Alles!“ posaunte Susanne selbstbewusst. Also fragte Maienkammer weiter: „Und Sie blieben dieser wunderbaren Susanne treu?“ „Weil sie so wunderbar ist, - ja!“ „Ich versuche, mich in Ihre kubanische Lage zu versetzen, - ich hätte das nicht geschafft. Mich hätte dieses Ramona-Geschoss durchbohrt.“ Ferdinand grinste: „Es ist ja nicht sicher, dass sie sich auch in Sie höllisch verliebt hätte.“ Herr Maienkammer grinste auch: „Ferdinand, jetzt werden Sie ein bisschen frech.“ „Entschuldigen Sie.“ „Sie brauchen sich für die Wahrheit nicht zu entschuldigen. Was verschafft uns eigentlich die Ehre, eine berühmte Berliner Verlegerin an unserem Tisch sitzen zu haben?“ Ferdinand erklärte: „Sie tanzte bei uns an und sagte: ‚Hotelzimmer ist Einzelhaft, je komfortabler, desto schlimmer, Kino auch.‘“ Lale sagte mit einem sehr charmanten Kopfn-

cken: „Ich danke für die große Freiheit, die ich hier genießen darf.“ „Wenn Sie uns das nachher in unser Gästebuch schreiben würden...“ „Mit größtem Vergnügen...“

Später sagte Maienkammer zu seiner Frau: „Es ist einfach schön, dass man sich mit etwas Geld so viel kaufen kann: Ablass, Gäste aus dem fernen Kuba, denen man einen Flug bezahlt, eine denn doch hochberühmte Verlegerin aus Berlin. Ich schäme mich meines Geldes nicht und danke dir für deine Initiative, und das könnte man ja sehr zynisch verstehen, aber ich meine es kein bisschen zynisch...“ „Vergiss nicht,“ sagte Frau Maienkammer, „die beachtlich hohen Summen, die ich in alle Welt als Spenden schicken darf. Das häuft sich verständlicherweise zu Weihnachten. In der Post fast nur noch Bitten um Spenden mit anhängendem Vordruck für Überweisungen. Ich bediene sie alle, mal mehr, mal weniger.“

Ramona trat zu den Beiden, Ferdinand am Ärmel hinter sich herziehend, der elegant dolmetschte, was Ramona mit bezauberndem Lächeln vorbrachte: „Mein Herr, liebes Gastgeberpaar, mein Mann Alvarez und ich sind nur hier, weil Sie so großzügig waren, uns den Flug zu bezahlen. Es tut uns so Leid, dass wir zu arm sind, -“ Herr Maienkammer hob beschwichtigend die Hand: „Sie dürfen sich nicht entschuldigen für Ihre Armut. Das kann ich gar nicht hören! Eure Armut ist doch alles andere als selbstverschuldet. Armut ist ein Verbrechen ohne Wenn und Aber, aber die Armen sind höchst selten die Täter, fast immer nur die Opfer. Wie geht es Fidel Castros Knie? Als ich im Fernsehen sah, wie er stürzte, dachte ich: Das kann auch mir morgen oder übermorgen passieren.“ „Gott schütze Sie,“ sagte Ramona und stellte sich auf die Zehenspitzen und gab dem Alten einen Kuss, „Danke für die Tickets.“ „Wir feiern die Liebe,“ sagte Frau Maienkammer und bekam auch einen Kuss.

Susanne belagerte Lale: „Wann kommt dein Kind zur Welt?“ Lale sah nicht glücklich aus. Susanne wurde etwas behutsamer. „Oder rühre ich an Tabu-Zonen?“ Lale nickte: „Ein bisschen, ja. Nein, eigentlich nicht. Mein Liebster mit seinem Zeugungsauftrag aus Fernost ist willens, ich auch. Wir

haben in aller Stille geheiratet. Im Sommer hatte ich eine Fehlgeburt.“ „Das tut mir Leid,“ sagte Susanne, „ich hätte es euch so sehr gewünscht.“ „Das weiß ich, du hast großen Anteil an meiner Bereitwilligkeit, aber...“ Susanne mahnte eindringlich: „Lale, bitte bleibe tapfer, du bist eine so patente, hilfsbereite und auch geschäftstüchtige Frau, häng nicht ab, deine Nöte sind nicht unüberwindbar. Ich gehe noch einen Schritt weiter: Wenn der Guru deinem Liebsten ein Kind wünscht, dann kann das doch vielleicht was bewirken - wie ein Segen. Und wenn kein Kind zur Welt kommen will, dann lebt ihr weiter in Liebe, in größtem Mangel an Unsterblichkeit, aber in größtem Genuss der Liebe. Annehmen, was euch da verwehrt wird, um Himmels willen nicht in den Dreck ziehen oder gar zerstören. Ein Stück Fleisch haben, um es zu streicheln, - da liegts...“ „Du bist wunderbar, Susanne. Diktier nur ja deinem Ferdinand dein Liebesgestammel, es hält die Welt am Laufen, auch wenn sie an allen Ecken und Enden zu brennen scheint...“

Tochter Marion ging es nicht gut. Das lag bestimmt nicht am wie immer vorzüglichen Essen, sondern an ihren anderen Umständen. Sie jammerte: „Hab ich denn sowas Böses im Leib?“ Susanne beeilte sich zu trösten: „Doch nichts Böses, Mariönchen, was Fremdes, das mit dir zum Wunder verschmilzt.“ Aber Marion jammerte weiter: „Wer nimmt mir die Angst davor? Ferdinand, du wolltest meine Angst wegschaufeln.“ Jetzt meldete sich Mark: „Ferdinand, jeder schaufelt vor seiner Tür. Ich freue mich, meinen Dienst bei Marion anzutreten. Susanne, hast unseren Ehevertrag im schönen Mandela bezeugt. Ich engagiere dich als Taufpatin in neun Monaten.“

Marions Unwohlsein löste die Gesellschaft allmählich auf. Man trennte sich mit Danksagungen und Freundlichkeiten und guten Wünschen für die Weihnachtszeit. *Manche trennen sich auch von diesem Roman und verschwinden mit Allekiekers besten Wünschen in den Kulissen: Marion und Mark, Marions Eltern...*

Lale Frederik hat das Hotelzimmer gut überstanden und verschwindet aus München *und aus diesem Roman in die nördliche Kulisse...*

Ferdinand saß täglich vor dem Frühstück ein oder zwei Stunden an der Schreiber-Arbeit. Er sagte, es sei die beste und stillste Zeit des ganzen Tages. Er stahl sich äußerst behutsam aus dem Bett und ließ Frau und Kind weiterschlafen. Zum Frühstück erschien er dann etwas zerknittert. Dabei eigentlich aufgekratzt, denn er glaubte, gut gearbeitet zu haben. Was natürlich nicht immer stimmte. Zu den ganz großen Nöten eines Schriftstellerdaseins zählen die Probleme der Selbstkritik. Da schreibste was hin, findest es gut und schön. Und schon beim ersten Wiederlesen nach dem Frühstück ahnste, dass du einen beachtlichen Quatsch geschrieben hast.

Susanne hatte in der Süddeutschen was Feines für Ferdinand gefunden, im Lokalteil ‚München‘: 38 Jahre alter Mann belästigt Damen zwischen 12 und 26 Jahren in Bussen und U-Bahnen massiv sexuell, morgens, wenn die Verkehrsmittel recht voll sind, er lehnt sich an sie, befriedigt sich und greift ihnen ans Gesäß. „Ferdinand,“ mahnte Susanne, „es wird ein böses Ende mit dir nehmen. Lies das.“ Ferdinand las und sagte dann: „Da ich eines der schönsten Gesäße der Welt mein eigen nenne, scheint mir deine Sorge vernachlässigbar.“ „Sie scheint ihm vernachlässigbar, so sprechen die Poeten... Sag nie wieder Gesäß zu meinem Hintern!“

Kim telefonierte immer wieder aus Wien nach München, wollte Liliane sprechen. Aber die meldete sich nicht. Wenn wer anderer abhob, legte er auf. Auch nicht gerade cool. Aber das war durch Lilianes Verhalten alles so verkorkst: die Vorstellung, dass Susanne sich meldete und rief: ‚Ach, Kim, hallo, was ist?‘ Genau das ist es doch!: ‚Was ist?‘ Keine Antwort in den Ganglien des Hirns. Nur eine im Herzen: ‚Es ist Liebe. Und wir versündigen uns, wenn wir so tun, als fühlten wir sie nicht.‘ Kann ich doch der Susanne nicht sagen! Nebenbei: Hättest du der Susanne ruhig sagen können; die hat da sehr viel Verständnis! Heute wieder ohne viel Hoffnung. Wer meldet sich?: ‚Hallo, hier Liliane Fletscher.‘ „Kim hier.“ Riesenfreude bei Liliane: „Kim!!!“ „Du

freust dich?“ „Wahnsinnig!“ „Dass ich anrufe?“ „Wahnsinnig!“ „Was soll ich mit dir machen?“ „Mich verprügeln!“ „Du weißt ganz genau, dass ich das nicht kann.“ „Ingrid hat mich zur Vernunft gebracht.“ „Ingrid?“ „Ja, die Schmallippige, hat gesagt, dass ich auf deinem Herzen rumtrampele. Das geht nicht, Kim, das kann ich nicht machen! Habe die ganze Heimfahrt neu-lich darüber nachgedacht. Ich will um dein Herz herumtanzen und es schonen, den schönsten Tanz meiner Karriere.“ „Ich habe in Ischl angerufen. Sie heizt unser Zimmer.“ „Kim, ich habe heute Vorstellung, morgen auch.“ „Weiß ich.“ „Woher?“ „Gibt Zeitungen, da stehen die Spielpläne in Deutschland drin. Komm morgen früh.“ „Aber wir haben nur zwei Stunden.“ „Manchmal dauert das Paradies eben nur zwei Stunden.“ „Du bist viel zu gut für mich! Ich bin ein solches Mädchenschwein!“ „Hör auf! Ich kann das nicht hören. Würde ich dich anrufen, wenn ich keine Sehnsucht nach dir hätte?! Morgen in Bad Ischl!“ „Morgen in Bad Ischl.“

28 Dann zwei

Wer Theater spielt, wer in der Oper tanzt, darf nicht Ski laufen. Das steht ausdrücklich im Vertrag, im Kleingedruckten. Die Macht, solche Verbote auszusprechen, haben die Theaterleitungen. Und die meisten Sänger, Tänzer, Schauspieler befolgen das Verbot. Zu schrecklich wäre die Mitteilung ans Theater: ‚Haxn gebrochen, liege in Gips im Kreiskrankenhaus Kitzbühel und starre die weißgetünchte Decke an.‘ Dass das weniger für norddeutsche Bühnen gilt, versteht sich von selbst. Nun ist Bad Ischl sowieso kaum ein Zentrum für Pistenraser. Es schläft einen tiefen Adventsschlaf. In mancherlei Innenräumen wird renoviert, aber nicht am Sonntag.

Liliane und Kim durften sich wie die letzten Menschen auf der Erde fühlen, als sie am Bahnhof zusammentrafen und zur Pension wanderten, beide ohne genehmigten Urlaubsschein. Über die Frage, was zwei solche Bühnenbetanzer in ihrer Freizeit machen dürfen, gehen die Meinungen auseinander. Der Liliane hätte man keinen, auch nur klitzekleinen Urlaub gewährt, denn sie hatte am Samstag und am Sonntag zu tanzen. Nun tanzte sie ihre Liebe am kalten Vormittag in Bad Ischl.

Das Zimmer in der Pension Olga war überheizt, verständlich, denn es war das einzige Zimmer, in dem die Zentralheizung aufgedreht war. Die ermatteten Liebenden lächelten sich durchs kurze Paradies. Auf einem kleinen Adventskranz brannten zwei Lichtlein. Die neue Liliane entdeckte herrliche Neuigkeiten in diesem Paradies: Vertrauen und Geborgenheit, die sie beide bisher in die Flucht geschlagen hatte. Es gab kein Aber mehr, und kein Dann und schon gar nicht ein: Aber dann...

„Ich werde als Serienkillerin im Gefängnis landen,“ sagte sie. Kim verstand genau: „Sind denn wirklich alle 20 tot?“ „Mausetot.“ „Muss man denn unterstellen, dass du sie alle ermordet hast? Sie könnten eines natürlichen Todes gestorben sein.“ „Nicht unter meinen Pfoten. Hör auf! Lass uns leben und lieben.“ „Ich nehme unsere Kinder auch noch, wenn du sie im Al-

ter von 55 Jahren auf die Welt bringst.“ „Nein, unmöglich. Dann bin ich ja 70, wenn sie mich brauchen.“ Kim war etwas verwundert: „Wenn du 70 bist, werden sie 15 sein.“ „Genau. Und da brauchen sie mich am allermeisten! Das bisschen Säuglingsalter und Kindergartenalter und die Schulzeit... Mit 15 braust das Leben los, da kriegt man Busen und hat irre Wünsche und sagenhaft wenig Fähigkeiten und Möglichkeiten. Da hält man die Erdkugel für einen Fußball, mit dem man Tore schießen kann. Bisschen schäbig war das 2 zu 2, gestern die Bayern und Nürnberg, die Münchner scheitern immer da, wo man zweistellige Ergebnisse erwartet... Ich freue mich darauf, Mutter einer fünfzehnjährigen Tochter zu sein. Aber das braucht Kraft, nicht die Kraft einer Greisin. Wie soll sie heißen?“ „Armane.“ „Was ist denn das für ein Name?“ „Einer, der mir einfällt, wenn man solche superschnellen Fragen an mich stellt.“ „Also bei den Überlegungen zum Namen der Tochter, den sie 80 Jahre durch Leben schleppen wird, muss man schon ein bisschen überlegter reagieren.“ „Olga soll sie nicht heißen.“ „Obwohl die Pension Olga in Bad Ischl ein Zentralpunkt in unserem Leben bleiben wird.“ Kim lächelte glücklich: „Du bist eine neue Liliane.“ „Ischl taugt nicht ewig.“ „Nein, wir müssen uns Gedanken machen über unsere Zukunft. Wohin tanzen wir beide die nächsten fünfzehn Jahre?“ „Kim, du bist einsame Spitze im Bett. Besser als all die 20 Männer, die ich nie ausprobiert habe. Ich werde als Ein-Mann-Mädchen sterben...“ *Mit diesem Gedanken, von dem Allerkieker nicht genau weiß, ob er stimmt, entlässt er Susannes Schwester aus diesem Roman, Kim ist dabei, und ab in die Kulissen, die ihnen ja nicht fremd sind...*

Sonntag Vormittag, als Liliane und Kim im Ischeler Pensionsbett kuschelten, kam Jochen, wie fast jeden Sonntag, in die Sebaldustraße 6. Ferdinand und er gingen ins Arbeitszimmer des alten Herren mit den langen hohen Bücherregalen, die das Zimmer so schmal machen. Es war fast unmöglich, dass da zwei Männer wie Ferdinand und Jochen lässig auf- und abspazierten. Das aber wollten sie. Wenn Ferdinand allein war, machte er das öfter, dieses gemächliche Wandern, während der Grips zischt und bro-

delt... Aber zu zweit? Da trafen sie in der Mitte des Zimmers aufeinander und lächelten einander an oder schauten weg. Es gab nämlich kleine Spannungen, die sich seit einiger Zeit angekündigt hatten: Jochen fand immer wichtiger, dass der islamistische Terror kräftig und raumfordernd in Ferdinands Arbeit einfließen sollte.

Ferdinand wollte das zunächst gar nicht. Er fragte: „Ist denn dieser islamistische Terror Organisierte Kriminalität?“ Er hatte sich ja viel mit Alfredo darüber unterhalten: Nein, die Beweggründe sind so sehr verschieden. „Es ist die Frage,“ sagte Jochen, „von wo du ausgehst: von den Beweggründen oder von den Fakten? Die Beweggründe der Islamisten siedeln in religiösem Fanatismus.“ „Genau das,“ argumentierte Ferdinand, „ist der fundamentale Unterschied: Mafia will Geld, sodann Macht, aber keine politische, Macht über Polizei mit all ihren Kriminalbeamten, auch über Politiker. Aber nicht um zu regieren, sondern um abzusahnen und um ein gemäßigtes Chaos mit Erpressungen und Schutzgeldern zu pflegen. Hab ich doch in Havanna hautnah erlebt.“ „Stimmt genau,“ sagte Jochen. „und die islamistischen Terroristen wollen die Welt regieren! Nicht mehr, nicht weniger. Sie gebieten über sehr große Vermögen, riesige Summen werden von Konto zu Konto verschoben, um Geld zu waschen und Waffen zu kaufen, um Krieg zu führen. Der Terror des 11. September 2001 hat viel Geld gekostet: die Jungs haben gelernt, wie man eine Boeing in einen Wolkenkratzer steuert. Eigentlich eine einzige Metapher der Sinnlosigkeit: kaum in sündhaft teuren Flugstunden gelernt, schon Selbstmord. Und Mord an Tausenden Unschuldiger. Im Testament des Piloten Atta fordert er, dass niemals schwangere Frauen oder unreine Personen sein Grab besuchen dürfen, und dass seine Genitalien nur mit Handschuhen gewaschen werden dürfen. Oh mein Gott, und dafür sterben zu Tausenden Bürohengste im World Trade Center? Wo mögen sein Grab und seine Genitalien sein? Man mache sich klar: die Mafia ist nicht an wahllosen Massakern interessiert, sie legt Leute um, die ihr gefährlich werden könnten, Polizeioffiziere leben am Grabesrand, die eignen sich gut als Schreckgespenster und laute Dynamitopfer, Kapitalisten nicht, die werden

beklaut oder auch mal entführt, um Lösegeld zu machen. Kein Robin Hood weit und breit.“

Naja, das sind schon reizvolle Aspekte für den Schreiber Ferdinand. Er erwägt sehr genau, ob das nicht einfließen könnte. Aber nur am Rande. Die Hauptlinie verfolgt die Banden und Patenschaften der professionellen Verbrecher und Mafiosi samt Killern und Schmugglern und Geldwäschern und Drogenbauern und Kurieren.

Ferdinand kam nur schwer dahinter, warum sich Jochen so sehr dafür stark machen wollte, dass der Islam-Terror einen so breiten Raum in seinem Buch einnehmen sollte. War es wirklich nur die Terrorsorge, die Sorge um Opfer unschuldiger Menschen, der Eifer um wirksame Aufklärung? Dann rutschte das Gespräch in ein Fahrwasser, das Ferdinand hellhörig machte: „Bin ich dir mit meinen Berichten eigentlich von Nutzen?“ fragte Jochen. „Ja, sehr,“ sagte Ferdinand, „und wir müssen genau überlegen, in welcher Form wir deinen Namen da unterbringen.“ Etwas erstaunt war Ferdinand, als Jochen jetzt sehr eifrig wurde und ziemlich offensichtlich das Gegenteil von dem sagte, was er dachte: „Hab ich mir, ehrlich gesagt, noch keine Gedanken darüber gemacht.“ „Du wirst nicht selbstlos als Aufklärer wirken wollen.“ „Ach so, nein, aber es geht mir nicht um Geld.“ „Sondern?“ „Um meinen Namen, als Mitautor oder sonstwas.“ „Sonstwas, Jochen, der Autor bin ich, der Verhandler mit dem Verlag, der Schreiber.“ Da meldete Jochen kleine Zweifel an: „Naja, aber mein Anteil -“ „- als Rechercheur, als Nachrichtenlieferant, als Bescheidwiser. Wir finden eine Formulierung.“ Jetzt wurde Jochen direkt: „Nicht als Mitautor?“ Und Ferdinand hatte Mühe, ruhig zu bleiben: „Nein, der Schreiber sitzt in diesem Zimmer und ist flüssig oder kommt bei gewissen Passagen nur mühsam weiter: Er muss gliedern, planen, und immer wieder ganze Seiten in den Papierkorb schmeißen. Es ist ein einsames Geschäft, das ich manchmal verfluche.“ „Und du meinst, ich könnte da nicht gleichberechtigt helfen?“ „Jochen!, unsere Zusammenarbeit war doch bisher sehr gut. Warum drängst du dich plötzlich in eine Nische, in der nur Einer arbeiten kann?“ „Da bist du sicher?“ „Ja, meine Verlegerin, die

Lale Frederik, betont immer wieder, dass ich mir so schnell und leichtfüßig einen Stil zugelegt habe, der mich deutlich erkennbar macht. Was willst du in dem Schuppen?“ Jochen reagierte unerwartet zornig auf diese Frage: „Ich hätte dich nicht für so stur gehalten. Wenn dir an meiner weiteren Mitarbeit gelegen ist, dann nur als Mitautor.“ „Kein Verhandlungsspielraum?“ „Nein.“ „Deine letzte Alternative?“ „Ja.“ „Nein.“

Jochen ging. Man kann nicht sagen, dass er die Türen sanft schloss. Susanne kam: „Ging der Jochen im Zorn?“ „Ja, er hat mir die Mitarbeit aufgekündigt.“ „Fips, das klingt aber gar nicht gut.“ „Das ist überhaupt nicht gut. In dieser Sekunde weiß ich gar nicht, was ich machen soll.“ „Erstmal raus aus dem Zimmer, Lavinia ankucken, da hockt ein Lächeln, ganz nah hinter den Augen. Aber ich kanns noch nicht ein volles Lächeln nennen. Der Mensch lächelt ja nicht nur mit dem Mund.“ Ferdinand setzte sich also zur Lächelkontrolle vor seine Tochter und meinte dann: „Nein, das ist noch kein volles Lächeln, aber morgen oder übermorgen bricht die Schale...“

Dann am Nachmittag zwei Kerzen und Stolle und Kaffee, kubanische Gäste. Und Telefon: Franziska: „Ferdinand, Jochen lässt dich sehr herzlich grüßen und er will, dass fortgesetzt wird, was im Sommer auf dem Jägerkamp begann. Und er lässt dir sagen: Du bist der Autor. Und er komme nächsten Sonntag wieder. Tschüs.“ *Mit diesem Abschied segelten nun auch Franziska und Jochen aus diesem Roman und in die Kulissen...*

29 Die Legende vom Heiligen Nikolaus - aus!

Ist das nun das erste Lächeln? Ist das noch Lehrzeit oder ist das schon Amtszeit? Was immer es noch nicht oder schon ist - es spielt auf Lavinias Zügen im Anblick der Mutter, ihrer Augen und ihres Lächelns, der Mensch lächelt im Vertrauen das Vertraute an. ‚Die nährt mich,‘ sagt er, ‚der schenke ich das.‘ Die Frühstücksgesellschaft starrt die Süße an, findet aber zu keinem Übereinstimmen: Susannenmutter meint, Lavinia sei so offensichtlich eingekuschelt in eine weltzufriedene Harmonie, dass sie lächle; für den Schwiegersohn, den ehemaligen Banker, stimmt die Währung noch nicht ganz; Ramona nickt nur mit ihrem schwarzen Wuschelkopf, und Alvarez lächelt selber. Susanne ist die stillste.

Deswegen hört sie auch das Klingeln: „Seid mal leise, - hört ihr nicht das Klingeln?“ „Welches Klingeln?“ Susannenmutter meint: „Heutzutage klingelt doch immerzu irgendwo irgendwas.“ *Mit diesem Satz entgleitet sie uns aus diesem Roman und verschwindet in der linken Kulisse...* „Ich höre nichts,“ sagt Ferdinand, „bin auf die Ohren meiner Susanne angewiesen.“ Susanne macht die Tür zum Flur auf. Ja, da klingelt was. Was? Das ist das Problem. Das sind nicht die bekannten Handy-Klingeltöne, das ist Mozart oder Beethoven. Ferdinand weiß ersten Rat: „Das ist das Handy, das Alfredo dir geschenkt hat, mit Bildempfang.“ „Wo ist das?“ fragt Susanne. „Wo es klingelt.“ „Wo klingelt es?“ Ferdinand geht in den Flur, dann ins Schlafzimmer: „Muss doch rauszukriegen sein.“ Susanne jammert lachend: „Mensch, da schenkt der mir ein Handy, da schickt er mir ein Foto, da klingelts und dann finden wirs nicht.“ „Das ist in einer Schublade. Das Einfachste wäre, wenn du dich erinnerst, wo dus hingetan hast.“ „Ich erinnere mich jetzt genau,“ sagte Susanne schließlich und öffnete eine Schublade im Kleiderschrank. Das Klingeln wurde immer lauter. „Was muss ich denn jetzt machen?“ fragte Susanne. Ferdinand guckte sich das an und enträtselte die Mechanismen. Wer war auf dem Foto? Niemand. Aber irgendwas muss doch drauf sein? Ja, ein Flugticket ist da abgebildet: „München - Frankfurt - Ha-

vanna, 06.12.2004.‘ Alle Frauen sind mehr oder weniger versteckte Kuppelrinnen: „Er heiratet Zoé!“ jubelte Susanne. *Und so entschwebte Alfredo von Böckler aus diesem Roman in den Himmel über dem Atlantik, in den Schnürboden...*

Kleiner Abschiedsbummel durch Obergiesing. An der Buchhandlung vorbei, in deren Schaufenster Ferdinands Buch ‚Immer wieder ab in den Sarg‘ lag. Ferdinand sah das nicht, Alvarez auch nicht. Ramona zockelte mit Susanne und Lavinia im Kinderwagen etwas hinterher. Susanne sah das auch nicht, Lavinia sowieso nicht. Aber wieso sah es Ramona? Der Cover war ja ihren gehefteten Zetteln in Havanna nachgebildet. Und genau das muss sie in die Augenwinkel gestochen haben. Sie rannte den Männern hinterher und zerrte Ferdinand zurück und rein in die Buchhandlung. Sie zeigte auf das Buch im Schaufenster und redete aufgeregt spanisches Zeug.

Der Buchhändler holte ein Exemplar aus dem Regal. Ramona fuhr mit dem Finger über den Namen: „Ferdinando Onikmaan - das ist der da!“ Sie zeigte auf Ferdinand. Der Buchhändler guckte reichlich erstaunt: „Sie sind das?“ Ferdinand lächelte: „Ich bin ertappt.“ „Welch hohe Ehre ist ein solcher Besuch in meiner Buchhandlung.“ Ferdinand fragt: „Haben Sie es denn gelesen?“ „Mit großem Vergnügen. Giesing spielt ja keine ganz geringe Rolle darin. Damit habe ich auch so ein bisschen Privatwerbung gemacht. Es geht immer noch recht gut. Gratuliere.“ Ferdinand zückte seine Geldbörse. Aber Ramona steckte sie ihm in die Tasche zurück: „Ich - nur ich allein!“ „Nein,“ bestand Ferdinand, „du musst mir erlauben, dir das Buch zu schenken.“ „Nein.“ Der Buchhändler witterte: „Kann es sein, dass diese junge Dame Ramona aus Havanna ist?“ „Sie sollten Millionär werden und sich bei Günter Jauch anmelden,“ schlug Ferdinand vor. Der Buchhändler sagte: „Dann möchte ich ihr das Buch schenken.“ „Nein,“ sagte Ramona sehr bestimmt: „ich will es kaufen!“ Jetzt mischte sich Susanne ein: „Ihr Männer versteht das mal wieder nicht: Die junge Frau will ihr Geld ausgeben, um diesen Beweis ihrer Liebe zu erwerben. Sie will ein Opfer bringen. Wer sie das nicht tun lässt, demütigt sie! Und nimmt ihr eine große Freude!“ Der Buchhändler

verstand: „Nein, das wollen wir nicht!“ Ramona zog die Geldbörse aus Alvarez' Mantel und zahlte und kriegte das Buch in einer Tüte mit Quittung. Der Buchhändler meinte: „Thomas Mann hätte gesagt: ‚Das ist buchenswert.‘ Dieser hohe Besuch in meinem bescheidenen Geschäft in Obergiesing...“

Eltern!, gebt auf! Kapituliert! Keine Kinderseele verkraftet diese Fülle von Nikoläusen - *ja, falscher Plural, weiß ich doch!* -, was tun? Die Vorstellung der wirkliche, echte Heilige Nikolaus könnte sich heute in München blicken lassen - ja, eben das geht ja nicht. Er ließe sich blicken, aber wer erblickte ihn? Ein Nikolaus mehr. Der echte? Haha! Beweise bitte! Da könnte ja jeder kommen. Nikolaus, du müsstest ein Wunder bewirken. Nein, das ist ihm zu dumm! Da entschwebt er lieber gleich wieder - mit seinem Sack und seinem Schlitten in den grauen Dezemberhimmel hinein. Und Alle in der Neuhauser Straße starren dem Wunder nach, weil hinterher sind sie alle klug: Das war er! Irreparabel...

Auf der Fahrt durchs östliche München und über die Dörfer zum Flughafen ist Ramona verstummt. Wie hasst ihre Seele Abschiede! Alle möchte sie in nächster Nähe behalten, alle sollen immer zum Knuddeln zur Verfügung stehen. Bester Trost ist Lavinia, neben der sie sitzt, und der sie spanisch-kubanische Köstlichkeiten zuflüstert. Später rafft sie sich auf zu der Frage: „Werdet ihr uns in Kuba besuchen?“ Ferdinand ist brutal offen: „Nein, Ramona, Havanna ist für mich ein Gefängnis, das ich nie wiedersehen will.“ Ramonas Augen sind kurz vor dem Überlaufen: „Und mich?“ „Dich, ja! Liebend gerne, und Alvarez und dein Baby, in Madrid oder an der spanischen Mittelmeerküste, wir laden euch zu einem Urlaub ein, in zwei Jahren, vielleicht schon in einem Jahr.“ „Da habe ich was, auf das ich mich freuen kann...“ bescheidet sich Ramona mit gesenktem Kopf, „der Besuch bei euch in München war sehr kalt und sehr schön. Ich freue mich, dass ich das gewollt habe, und dass es Wirklichkeit geworden ist. Ciao,“ sagte sie, als Ferdinand auf den Parkplatz fuhr.

Und so entgleiten uns auch Ramona und Alvarez samt Embryo aus diesem Roman in den Himmel über dem Süden Europas, in den Schnürboden...

Dann saßen sie wieder im Auto: Ferdinand und Susanne und Lavinia. „Fahr jetzt irgendwohin, Fips,“ sagte Susanne, „fahr nicht so ganz direkt nach Obergiesing. Ich könnte die nächsten 18 Stunden im fahrenden Auto sitzen, schauen, blinzeln, schlafen. Fahr einmal um München herum, um die etwas mehr als eine Million Münchner herum, mach einen Abstecher nach Tirol, einen nach Schwaben, einen in den Bayrischen Wald. Wir können sicher sein: Giesing ist immer irgendwo...“

Und so fuhren sie, Ferdinand und Susanne, geliebt über so viele Seiten, aus diesem Roman raus und in die Kulissen...

30 Wohin denn nun?

Dieses erste Lächeln der Lavinia

Lächelnd, langsam entschwindet auch sie diesem Roman und rollt in ihrem Wägelchen ab in die Kulissen ihrer ungewissen, wunderbaren Zukunft...

Fortsetzung folgt nicht, auch nicht in einem Jahr.

Wie Alleskier damit weiterleben soll, weiß er noch nicht, genauer:

Wie er daohne weiterleben soll...

Ein Ahnen - ein Flüstern gar...